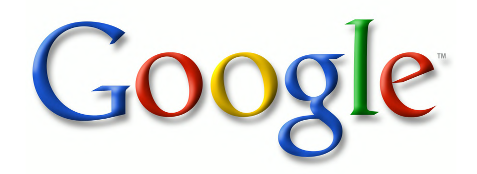
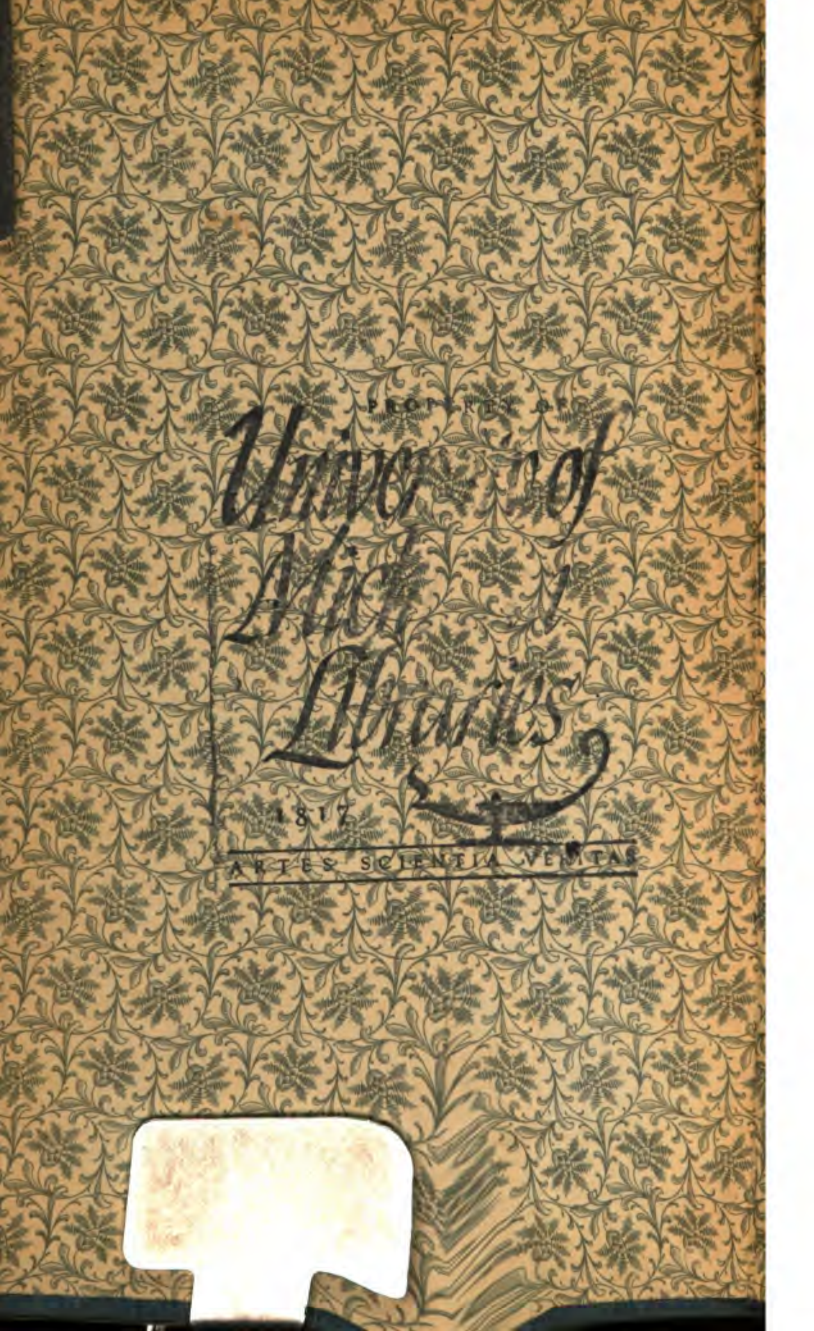
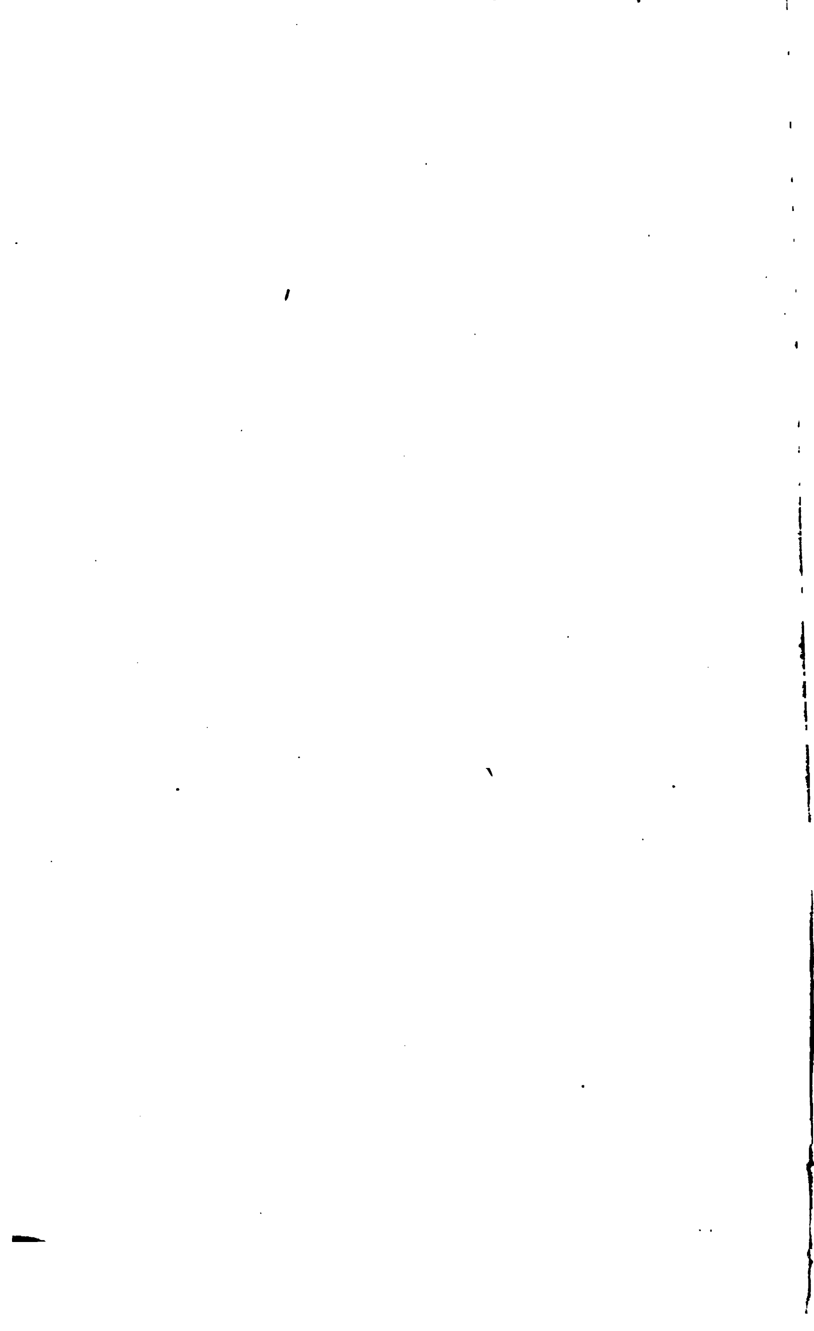


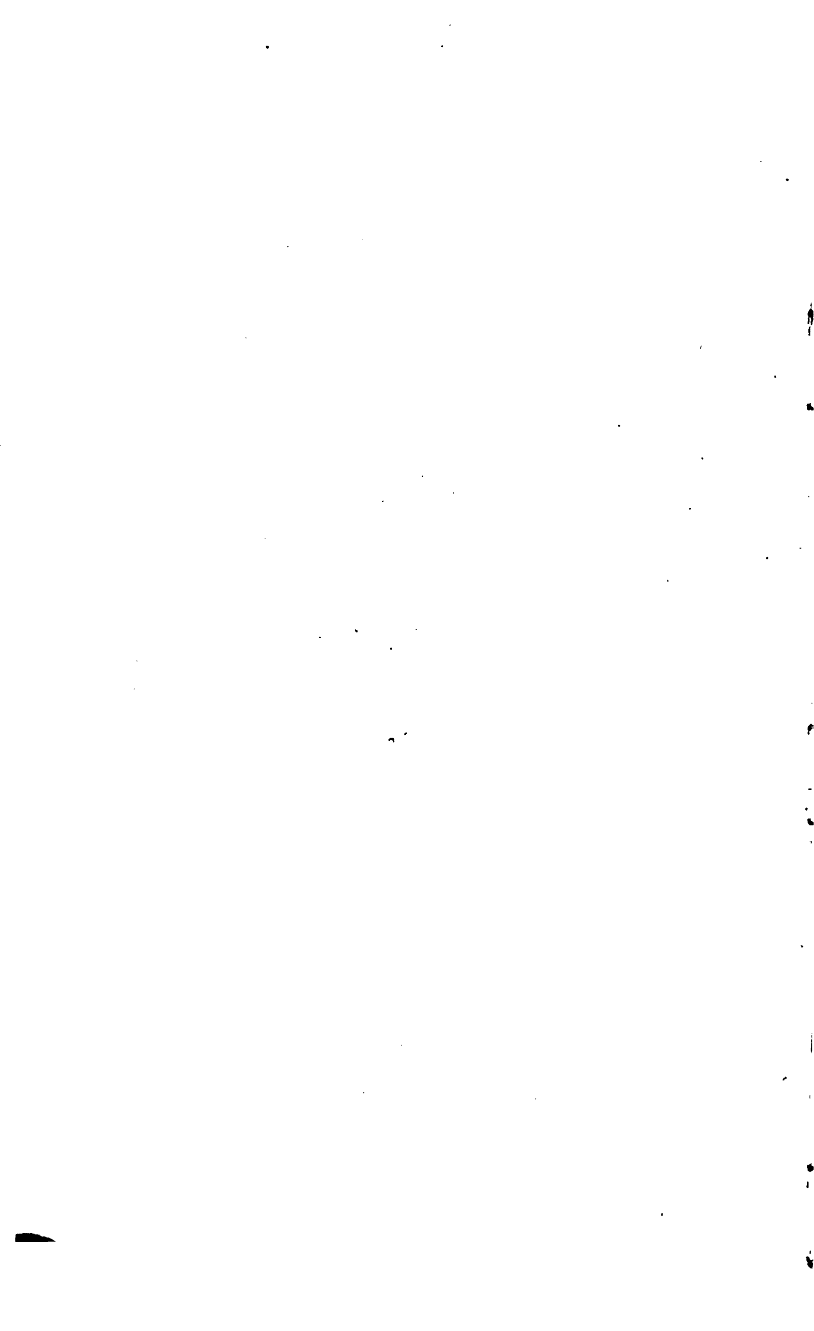






Skizzen
aus unſerm heutigen Volksleben
Erſte Sammlung





Skizzen

aus

unserm heutigen Volksleben

gezeichnet

von

Fritz Anders

Erste Sammlung

Dritte Auflage



Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1899

Die hier gesammelten Skizzen sind mit Ausnahme von einigen wenigen im Laufe des letzten Jahrzehnts in den Grenzboten erschienen. Die Absicht war ursprünglich die gewesen, die staatlichen und sozialen Verhältnisse, sowie die Wirkung der gegenwärtigen Gesetzgebung an konkreten Dingen und Personen zu zeigen. Später wurde der Gesichtskreis insofern erweitert, als sich die Skizzen zu Charakterbildern aus der Gegenwart gestalteten.

Sie beanspruchen nicht, ein Bild der Gegenwart zu geben, sie wollen Bilder aus der Gegenwart sein, ein Ausschnitt, ein Stück vom Ganzen, persönliche Erfahrungen und Beobachtungen des Verfassers. Denn nach der Natur sind sie allerdings gezeichnet.

Dazu wollen sie als Skizzen angesehen werden, das heißt als Zeichnungen, die mit wenigen knappen Linien hergestellt sind. Auch Skizzen können ähnlich und lebenswahr sein, doch sind sie es in andrer Weise als ein gemaltes Bild. Weil sie sich auf wenige

Linien beschränken, müssen diese Linien das Charakteristische mit voller Schärfe fassen, woraus leicht gewisse Härten entstehen. Die meisten der Skizzen sind — sozusagen — Federzeichnungen. Andre sind mit weicherm Griffel gezeichnet. Sie sehen heiter aus, sind aber ernsthaft genug gemeint.

Im Oktober 1891

Der Verfasser



Ich habe den vorstehenden Worten nichts weiter hinzuzufügen als den Ausdruck des Dankes für die freundliche Aufnahme, die die Skizzen erfahren haben. Möchte auch diese neue Ausgabe viele Freunde finden.

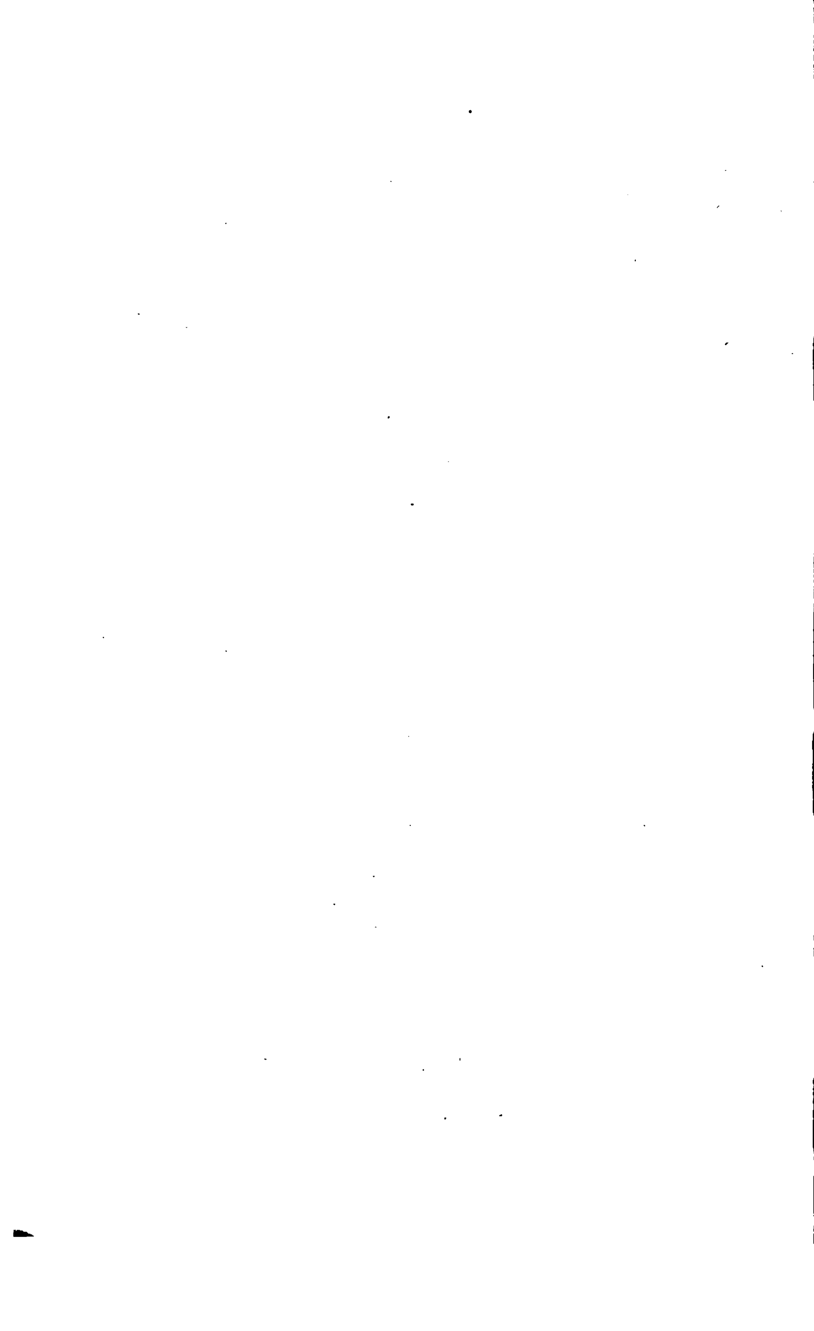
Im Mai 1899

Der Verfasser

Inhalt

	Seite
Der Herr Paragraphendirektor	1
Gustav Schwamm, alias Neumann, alias Zeibler	15
Eine Seeschlange	25
Eine offene Frage	41
Du sollst nicht stehlen	57
Arme reiche Leute	73
Die Pflaumendarre	85
Die Historia von der ewigen Schulbank	102
Die Pickwickier	128
Die Pfarrwahl	157
Der Oberlehrer	173
Wohlthätigkeits-Industrie	187
Die notleidende Zuckerfabrik	211
Das Gaufest	225
Die Krone der Vortrefflichkeit	247
Nervöse Leute	256
Gradus ad Parnassum	267
Die Masern in Groß-Rüblingen	286
Eine musikalische Stadt	300
Höhere Musik	313
Das Backhaus	337
Die Geschichte vom Pudel	351







1

Der Herr Paragraphendirektor


s geschieht aber doch auch viel gutes. Sehen Sie bloß diese Unzahl von Vereinen an, die sämtlich überaus segensreich wirken! Wir dürfen stolz sein auf den bewährten Wohlthätigkeitssinn unsrer Zeit.

— Das ist wahr! Ja, das ist wahr! — — —

Vorm Jahre gab es in Ebenstadt ein großes Brandunglück. Es war in Neu-Amerika, der Arbeitervorstadt, Feuer ausgebrochen, durch das in kurzer Zeit ein nur von armen Leuten, Arbeitern und Tagelöhnern bewohntes Häuserviertel in Asche gelegt wurde. Dabei kamen fünf Kinder im Alter von ein bis sieben Jahren ums Leben. Der allgemeine Unwille richtete sich zunächst gegen die Feuerwehr, doch stellte die Untersuchung fest, daß die Kinder von ihren auf Arbeit befindlichen Eltern eingeschlossen worden waren, daß diese Kinder vermutlich mit Streichhölzern gespielt hatten und gewiß schon erstickt waren, ehe die Feuerwehr an Ort und Stelle erscheinen konnte.

— Aber es ist doch unverantwortlich von diesen Eltern! Warum blieb die Mutter nicht zu Hause?

— Weil sie nicht konnte, weil sie verdienen mußte, um die große Familie zu ernähren.

— Giebt es denn nicht Schulen genug, giebt es nicht eine Kinderbewahranstalt?

— Gewiß, aber wo bleiben die ganz kleinen Kinder? Wenn nicht eine alte Frau im Hause wohnt, die sich zur Kinderwärterin hergiebt, so muß das kleine Kind das kleinere bewachen. Um hierfür einige Sicherheit zu haben, schließt man die Stubenthür ab — das ist der allgemeine Gebrauch.

Kurze Zeit darauf wiederholte sich das nämliche Unglück im benachbarten Dorfe, während eine medizinal-statistische Erhebung feststellte, daß die Sterblichkeitsziffer der Kinder der arbeitenden Bevölkerung in den ersten beiden Lebensjahren eine ganz erstaunliche Höhe erreiche. Ein im Polytechnischen Verein gehaltner und im Tageblatte abgedruckter Vortrag legte die Gründe dieser betrübenden Erscheinung dar: Vernachlässigung, ungenügender Raum, ungenügendes Licht, schlechte Ernährung, schlechte Luft und ansteckende Krankheiten. Als besonders traurig wurde die Lage der sogenannten Pflegekinder geschildert, armer Würmer, die in den Händen eines alten Weibes, einer gewissenlosen Kinderhalterin, einer Frau mit starker Familie, die „die paar Thaler" mitnehmen will und denkt, wo sieben durchkommen, sei auch für das achte Raum, in den meisten Fällen zu Grunde gehen.

So war über Nacht ein neuer Notstand emporgewachsen, der gebieterisch Abhilfe heischte. Wer nur hätte sagen können, wie Abhilfe zu schaffen möglich sei.

Ein Verein! Ja, ein Verein! Das ist das erlösende Wort. Es muß ein Verein gegründet werden!

Die Stadt fühlte sich durch diesen Fund sichtlich

erleichtert und war gewillt, für den zu gründenden „segensreichen“ Verein erhebliche Opfer im Betrage von 1 bis 3 Mark zu bringen.

Verein — ganz schön, aber was für einer? Wie soll er heißen? Anti=Kinder=Einschließungsverein — das ist Unsinn. Volks=Aufklärungs=Verein — das ginge schon eher. Kuhmilch= und Kinder=Gries=Verein wäre zu wenig, Verein „Hebamme“ zu viel; Verein zur Bekämpfung der Frauenarbeit geht ganz und gar nicht, denn das würde erstens nationalökonomisch fehlerhaft sein, da es auf eine Beschränkung des Arbeitsmarktes hinauslaufen würde, und dann würden auch Maier und Ko. und die sämtlichen „Industriellen“ nicht mitthun. Die Sache kam also nicht vom Flecke.

— Natürlich! Warum wartet ihr auch nicht, bis euer Paragraphendirektor aus der Sommerfrische zurückkommt? sagte einer, der ein Spötter und boshafter Mensch war. Man wies ihn mit sittlicher Entrüstung zurück. Man sei aus den Kinderschuhen heraus und wisse selber, was man wolle.

Da tauchte glücklicherweise, gerade als die Lage anfing unangenehm zu werden, ein zweites erlösendes Wort auf — in der Zeitung hatte es gestanden —: Krippe! Volkskrippe! Krippenverein! Das Wort fand überall Aufnahme, um so schneller, da es etwas mysteriöses hatte. Mit kleinen Kindern hatte die Sache jedenfalls zu thun. Die Krippen sollten in Paris entstanden sein und in Frankreich, Dänemark und Belgien bereits enorme Ausdehnung gewonnen haben. Herr Maier und Kompagnie versprach, sich um die Sache zu kümmern, und wirklich lief auch aus Hamburg ein Krippenkalender ein, in dem ganz ungeheure

Dinge standen. Zum Beispiel: Von allen Gebornen stirbt ein Drittel im ersten Lebensjahre; von 182000 im Findelhause zu Wien während eines Zeitraums von fünfzig Jahren aufgenommenen Kindern starben 145000 in den zehn ersten Lebensjahren; und in Paris lebten von 7000 Findlingen nach zehn Jahren noch 180. Dagegen seien die Krippen lebenerhaltende, ja fast lebenspendende Einrichtungen u. s. w. u. s. w.

Das Stadium des Starrseins, der wortlosen Verwunderung war erreicht, jene bekannte Fermate, die zu neuen Thaten überleitet. Aber der Dirigent fehlte, der mit dem Taktstocke das Zeichen hätte geben können. Die Fermate wurde immer länger. Jeder hatte ja mit sich selbst genug zu thun, es gab ja auch andre Leute, die die Initiative viel eher ergreifen konnten, und so verging unter halben Maßregeln der Sommer.

Da kam der Herr Paragraphendirektor aus der Sommerfrische zurück, man war gerettet. — Wer war nun „man“? Und wer war der Herr Paragraphendirektor?

„Man“ ist dasselbe, was sonst auch als tout le monde bezeichnet wird. In kleinern Verhältnissen entpuppt sich dies „man“ als ein Kreis verwandter und maßgebender Familien, als ein Bürger- oder Wohlthätigkeitsverein oder als eine Gruppe angesehener Stammtische. Dies letztere war der Fall in Ebenstadt. Es waren die Besucher des „tiefen Bierkellers,“ auch „Bierverließes“ genannt, eines Lokales, in dem sich alle gesellschaftlichen, politischen und kommunalen Fäden von Ebenstadt vereinigten. Und der Herr Paragraphendirektor? — Nun, das war eben der Herr Paragraphendirektor, ein großer Parla-

mentarier, ein Redner aus dem ff, ein thätiger und wohlangesehener Bürger, Verfasser unzähliger Statuten und Paragraphen, Amendements und Unteranträge, Mitglied sämtlicher Vorstände und Aufsichtsräte, sowie Förderer sämtlicher gemeinnützigen Unternehmungen der Stadt. Übrigens war er eigentlich Telegraphendirektor gewesen, aber beim Übergange der Telegraphie an die Post von dem undankbaren St. Stephan verkannt und pensioniert worden. Gesetzbücher waren von jeher seine Liebhabereien gewesen, nun aber, nachdem er seine Muße den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet hatte, seufzte sein Schreibtisch unter einer Last von Paragraphen.

Ihm, dem wohl vorbereiteten und in allen Fechterkünsten erfahrenen Redner war selten einer gewachsen. Man nahm ihn als selbstverständlich hin. Wie Senf zum Rindfleisch, so gehörte es zu jeder Versammlung, daß der Herr Paragraphendirektor darin entweder präsidierte oder beisaß oder opponierte, in jedem Falle aber redete. Besonders, wenn es sich um eine Vereinsgründung handelte. In diesem Falle pflegte er zu § 1 zweimal zu reden. In der ersten Rede pflegte er die Anwesenden mit „zündenden Worten“ zu begeistern, irgend eine „Schmach und Schande“ aufzudecken, einen „dunkeln Punkt“ und eine „schiefe Ebene“ zu „stigmatisieren,“ „voll und ganz“ für die Sache einzutreten und „unentwegt“ auf einem gewissen Standpunkte stehen zu bleiben. In der zweiten Rede zu § 1 erklärte er dann gewöhnlich, daß die Zeit bereits vorgeschritten sei, daß aber der Gegenstand viel zu kompliziert oder viel zu wichtig sei, um ihn in einer überhasteten Diskussion übers Knie zu brechen. Auch vermisse er gewisse garantiebietende

Paragraphen, sowie eine genügende Deklaration, wie bei einer eventuellen Auflösung des Vereins zu verfahren sei, und ob das eventuelle Vereinsvermögen eventuell der Stadt oder dem Kreise überwiesen werden solle. Er schlage eine Kommission von sieben Mitgliedern zur Weiterberatung des Statuts vor; die übrige Zeit des Abends möge man dem geselligen Zusammensein widmen. Er war gewiß, für diese Rede sein Bravo zu erhalten und in besagte Kommission gewählt zu werden. Dann kamen seine glücklichsten Stunden. In einer unabsehbaren Reihe von Kommissionssitzungen konnte er aus dem Vollen wirtschaften — unter vierzig Paragraphen that er es nie.

Natürlich hatte der Herr Paragraphendirektor auch seine Feinde. Wer hätte keine Feinde? Es waren dieselben Leute, die, wie er selbst sagte, sich „nicht entblödeten," ihm den Spottnamen Paragraphendirektor anzuhängen, gemeine Seelen, denen der Schwung der Idealität abging, Knechte des Erfolges, kurzsichtige Egoisten, die keine Ahnung von höhern Gesichtspunkten, von „kulturellen" Aufgaben, von wahrhafter Humanität und Begeisterung hatten. Nein, meine Herren — so pflegte er zu schließen —, wer ein Herz hat für die Wohlfahrt der Menschheit, wer Gewissen und Selbstachtung hat, wird sich durch solch unwürdiges Gebaren nicht irre machen lassen. Meine Herren, stumme Verachtung ist auch eine Antwort, wenden wir uns zu dem folgenden Paragraphen! (Bravo.)

Als der Herr Paragraphendirektor aus der Sommerfrische zurückkehrte, war die zähe Speise noch immer nicht in rechtem Flusse. Eine zur Aufstellung

eines Statuts gewählte Kommission hatte bereits einen fossilen Charakter angenommen. Da muß es denn dem Herrn Direktor zum Ruhme nachgesagt werden, daß er Leben und Bewegung in die Masse brachte; die Kommission erwachte und erschien mit dem bewußten Statut vor der Generalversammlung. Es war ein feierlicher Abend. Die Wichtigkeit des Moments prägte sich auf jedem Gesichte aus. Man bereitete sich vor, Thaten zu thun, nämlich zu diskutieren und abzustimmen. Und in der Versammlung schwamm der Herr Paragraphendirektor in seinem ureigensten Elemente umher wie ein Fisch im Wasser.

Nach einer akademischen halben Stunde, nach der Wahl und Stichwahl eines Vorsitzenden und stellvertretenden Vorsitzenden, sowie von fünf Beisitzern, ebensoviel stellvertretenden Beisitzern und nach einer langen Geschäftsordnungsdebatte kam man endlich zur Sache. Der Name Krippenverein wurde angenommen, und das Statut (nur zehn Paragraphen! lächerlich!) verlesen. Es fand Beifall, und schon hörte man Stimmen: En bloc annehmen! Da erhob sich der Herr Direktor. So konnte, so durfte der schöne Abend nicht schließen.

Wir müssen es uns versagen, die Rede, die der Paragraphendirektor nun hielt, in extenso mitzuteilen. Nur der mit dem Brusttone sittlicher Überzeugung vorgetragne Schluß möge hier eine Stelle finden:

— Ja, meine Herren, sagte er, jene Arbeiterinnen, welche uns vertrauensvoll ihre Mutterpflichten überlassen, um an der Seite ihrer Gatten den friedlichen Kampf der Kultur zu kämpfen, sie verdienen es, daß das Vaterland sich ihrer bereitwillig annehme. Es

wäre eine Schmach und eine Schande, eine so dankbare Aufgabe von der Hand zu weisen. Stellen Sie sich nicht bloß auf den Boden der Nächstenliebe, betrachten Sie diese Kinder von dem höhern nationalökonomischen Standpunkte als Kapital (Zuruf: Fressendes Kapital!), das nicht verloren gehen darf. Fassen Sie diesen dunkeln Punkt an dem Himmel der Zukunft unsers Vaterlandes ernstlich ins Auge, und lassen Sie mich einen Reflex auf die schiefe Ebene werfen, auf dem sich das kinderarme Frankreich bereits befindet. Der Krippenverein ist berufen, dem Krebsschaden der Entvölkerung abzuhelfen. Den Einwand, daß mit einem Vereine von fünfzig Mitgliedern und einer Jahreseinnahme von 200 Mark nicht viel anzufangen sei, muß ich als Kurzsichtigkeit und Übelwollen stigmatisieren. Meine Herren, lassen Sie uns unentwegt auf dem Standpunkte hilfebereiter Humanität stehen und voll und ganz für die erhabne Sache eintreten, welche mit dem Namen Krippenverein bezeichnet ist. Ich schließe mit der Aufforderung, dem § 1, welcher diese Tendenz nicht deutlich genug ausspricht, ganz besondre Aufmerksamkeit zu widmen. (Bravo.)

Jetzt kam die Diskussion in Fluß, um nach vielfach gewundnem Laufe und geraumer Zeit wieder bei § 1 anzulangen. Das war für den Paragraphendirektor der Augenblick zu seiner zweiten Rede zu § 1, die natürlich auch gehalten wurde. Diesmal schloß er mit dem Wunsche, eine Kommission zu wählen, die auch garantiebietende Schlußparagraphen hinzufügen solle.

— Meine Herren, Personen wechseln, die Organisation bleibt.

Nach fünf Sitzungen war endlich ein neues dickleibiges Statut fertig — ein Meisterwerk, ein wahres Gesetzeshandbuch. Die konstituierende Versammlung war allerdings schwach besucht, indessen wurde das Statut trotz des lebhaften Wunsches der Enbloc-Annahme bis auf die letzte Zeile durchberaten. Der Herr Paragraphendirektor sowie einige Gesinnungsgenossen wurden in den Vorstand gewählt, die ursprünglichen Unternehmer hatten sich bereits grollend zurückgezogen. Die Frage, die die Gemüter bewegt hatte, die Versorgung der Säuglinge arbeitender Mütter, wurde von der Tagesordnung der öffentlichen Besprechung abgesetzt; es war für den Notstand ein Verein gegründet, und der Vorstand des Vereins arbeitete, während das neu angelegte Aktenheft in erfreulicher Weise anschwoll, in folgender Weise:

1. Sitzung. Prinzipienfragen. Zahl der ordentlichen und außerordentlichen Sitzungen. Alter der aufzunehmenden Kinder. Ob Kinder nur männlichen oder auch weiblichen oder auch beiderlei Geschlechts aufzunehmen seien. Die Aufnahmegebühr; 1 Groschen Pflegegeld. (Zehn Pfennige! lächerlich billig!)

2. Sitzung. Die Mietfrage. Wahl einer Pflegerin.

3. Sitzung. Ob blaue oder weiße Gardinen anzuschaffen seien. Eine Büchse für Kindermehl wird bewilligt. Das Bild Marbeaus, des Begründers der Krippen, soll im Lokal aufgehängt werden.

4. Sitzung. Aufnahme eines Säuglings.

5. Sitzung. Die Pflegerin kommt um Erhöhung ihres Gehalts ein.

6. Sitzung. Festsetzung des Etats:

A. Einnahme

Tit. 1.	Beitrag der Mitglieder . .	482 Mk.	25 Pf.
Tit. 2.	Kostgelder der Kinder . . .	132 „	80 „
Tit. 3.	Legate und Schenkungen .	— „	— „
		615 Mk.	05 Pf.

B. Ausgabe

Tit. 1.	Miete, Utensilien, Reparaturen	162 Mk.	05 Pf.
Tit. 2.	Gehalt und Kostgeld für die Pflegerin	421 „	50 „
Tit. 3.	Für Milch, Mehl, Zwieback	15 „	90 „
Tit. 4.	Arzt und Apotheke	10 „	13 „
Tit. 5.	Insgemein	5 „	47 „
		615 Mk.	05 Pf.

Nach einem Vierteljahre kam vom Apotheker eine Anfrage, ob dem Vorstande bekannt sei, daß die Pflegerin bei dem Droguisten Soundso große Quantitäten eines Schlafmittels beziehe, in dem sich Laudanum, eine höchst giftige Substanz, befinde; er habe es für seine Pflicht gehalten, dies beim Kreisphysikus anzuzeigen.

Sprachloses Entsetzen des Vorstandes, der allerdings nach der ersten Einrichtung der Krippe dort nicht wieder gesehen worden war. Bittere Vorwürfe, d. h. des einen Mitgliedes hinter dem Rücken des andern. Beschluß, fürchterliches Gericht zu halten. Die Pflegerin hatte inzwischen Wind bekommen und saß, allerdings mit etwas gläsernen Augen, in ihrem Winkel, als sei nichts vorgefallen. Sie bestritt alles, und der Vorstand hätte unverrichteter Sache abziehen müssen, wenn nicht die Nachbarn sich empört und dem

Weibe auf den Kopf schuld gegeben hätten, daß sie sich alle Abende betrinke und auch auf eigne Rechnung Kinder in die Krippe aufgenommen habe. Da wurde sie denn auf der Stelle fortgejagt.

— Meine Herren, sagte der Herr Paragraphendirektor in der nächsten Sitzung, es hat an einer Instruktion für die Pflegerin gemangelt. Ich habe eine solche ausgearbeitet und lege besonders auf Paragraph 11 und 43 Nachdruck: Nur eine solche Pflegerin wird gewählt, welche genügend empfohlen ist. Und ferner: Jeder Antrag auf Aufnahme in der Krippe ist schriftlich unter Angabe der Motive an den Vorstand zu richten. Meine Herren, es ist ein statistischer Fragebogen eingelaufen. Wir dürfen wohl von den letzten Vorkommnissen schweigen und angeben, daß in den Räumen der Krippe 15 bis 20 Kinder Aufnahme finden — können.

Unter den Bewerberinnen um die vakante Stelle war besonders eine gewisse Frau Kröplich. Diese Frau war „zu gut."

— Nein, sagt meine Mieme immer vor mich, du bist doch zu gut. Und besonders mit den kleinen Kindern. Kleine Kinder sind mein ganzes Leben. Fragen Sie nur den Herrn Landrat, bei dem ich früher gewaschen habe. Wie oft sagte der Herr Landrat vor mich, Frau Kröplichen, sagte er, so eine Frau wie Sie, die giebts nicht wieder.

Diese Frau Kröplich wurde denn auch gewählt, da sich als richtig herausstellte, daß sie beim Herrn Landrat gewaschen hatte. Sie war auch wirklich besser als ihr Selbstruhm.

Aber das Volk hat seine Instinkte, die sich oft wunderlich verschroben und unvernünftig äußern, in-

dessen doch einen gewissen Boden unter sich haben. Dies verhält sich ähnlich wie mit den Zuneigungen und Abneigungen der Kinder, die mit ihrer Unvernunft nicht selten richtiger urteilen als der Verstand der Verständigen. Man nannte die Krippe die „finstere Klappe,“ womit sonst die Polizeistube bezeichnet wurde, in der aufgegriffne Bummler verwahrt wurden, und war weder mit Ernst noch mit Güte zu bewegen, die Kinder hinzubringen oder eine Eingabe beim Paragraphendirektor zu machen oder auf Vernunft und Gründe zu hören. Das Volk fühlte, daß es Vereinsmaterial sein sollte, daß es als Sache behandelt werde, und das vertrug es nicht. Und Wohlthaten zu erweisen, ohne den Empfänger zu demütigen, das verstand leider der Herr Direktor durchaus nicht.

Die Krippe konnte aber doch unmöglich leer stehen. Man erzählte, daß der Vorstand ganz im geheimen persönliche Opfer gebracht habe, um nur ein paar Kinder in die Krippe zu kriegen. Jedenfalls stand fest, daß die drei Mütter, die gewonnen wurden, ihre Kinder hinzugeben, gar nicht besonders bedürftig waren.

Da kam der Tag des Jahresberichts. Der Vorstand überließ diesen Bericht vertrauensvoll dem Herrn Paragraphendirektor, der dann auch im Tone tiefster Überzeugung wieder eine dreiviertelstündige Rede hielt. Die Schwierigkeiten waren enorme gewesen, die Aussichten besserten sich von Tag zu Tage, er hoffe mit Zuversicht, daß in wenig Monaten der Notstand als definitiv beseitigt werde angesehen werden können. Er schloß mit dem Wunsche, daß die segensreichen Wirkungen der Krippe von dem Volke immer mehr gewürdigt werden möchten. Die

Versammlung votierte den üblichen Dank und ging beruhigt heim.

— Es geschieht doch wirklich viel gutes. Der bewährte Wohlthätigkeitssinn unsrer Stadt hat sich wieder glänzend gezeigt.

— Das ist wahr. Ja, das ist wahr! — — —

Kurz darauf waren in der Provinzialzeitung zwei Berichte aus Ebenstadt zu lesen, die dicht untereinander standen. Der erste war der Statistik irgend eines Vereins entnommen und führte aus, daß die Arbeiterbevölkerung zu Ebenstadt nicht genug beglückwünscht werden könne zu der Einrichtung und dem Blühen einer von Menschenfreunden gegründeten Krippe. Fünfzehn bis zwanzig Kinder fänden bereits darin Aufnahme, und man rate dem Vereine dringlichst, ein eignes Haus zu bauen.

Dicht darunter stand die Notiz, daß eine sogenannte Engelmacherin in Ebenstadt abgefaßt worden sei; die Untersuchung habe herzzerreißende Einzelheiten ans Tageslicht gebracht. Die Person solle früher beim Krippenverein angestellt gewesen sein. Es wurde die Verwunderung ausgesprochen, wie solche Dinge bei dem Blühen des Ebenstadter Krippenvereins überhaupt möglich seien. Der Etat dieser Krippe gebe zu ernsten Bedenken Anlaß; die ansehnliche Summe von 615 Mark werde fast gänzlich von Miete und Gehältern verschlungen. Man behaupte übrigens, die Eltern der drei in der Krippe aufgenommnen Kinder seien weder würdig noch bedürftig u. s. w. Alles ganz milde in der Form, aber doch eine Kritik, die sich gegen den Vorstand wandte.

Der Herr Paragraphendirektor trat sogleich aus Vorstand und Verein aus. Er wolle und dürfe sich

das nicht gefallen lassen; das Volk sei es nicht wert, daß man sich seinetwegen bemühe. So schüttelte er den Staub von seinen Füßen, ging hin und gründete einen Verein für lenkbare Luftballons. Seine zwei Reden hat er auch bei Konstituierung dieses Vereins gehalten, auch ist er in den Vorstand gewählt worden und schreibt jetzt endlose aerostatische Aufsätze. Der Krippenverein aber sollte aufgelöst werden. Es wäre auch schon geschehen, nur ist es bis jetzt nicht möglich gewesen, die nach § 84 Absatz 2 nötige Dreiviertel-Majorität zusammenzubringen. Es wird wohl auch nie möglich werden. Die Frau Kröplich aber wäscht wieder bei Landrats.





2

Gustav Schwamm, alias Neumann, alias Beidler



Der Herr Bürgermeister war ein guter, freundlicher Herr, er war seinerzeit ein tüchtiger Verwaltungsbeamter gewesen, aber alt und ein wenig stumpf geworden; auch konnte er sich in der neuern Gesetzgebung nicht zurechtfinden. Da sich die Bürgerschaft ihm jedoch zu Dank verpflichtet fühlte, so hatte sie des alten Herrn Pensionsgesuch nicht angenommen, sondern ihm einen jungen Juristen als zweiten Bürgermeister und besoldeten Stadtrat zur Seite gestellt. Dieser letzte, natürlich ein Mann von zweifelloser Gesinnungstüchtigkeit, hatte sein Amt mit dem Bewußtsein übernommen, daß er voll und ganz auf dem Boden dieser neuern Gesetzgebung stehe, und daß nunmehr unter seiner Leitung der Geschäfte eine neue und glücklichere Ära der städtischen Verwaltung angebrochen sei, umsomehr als er die wichtigen Dezernate der Polizeiverwaltung und des Armenwesens übernommen hatte. So fühlte er sich denn durchaus der Lage der Dinge

gewachsen. Warum auch nicht? Ein Jurist, besonders ein junger, weiß ja alles, da er allem, was da kreucht und fleucht, sein rechtliches Schubfach anzuweisen gewöhnt ist. Der alte Herr aber war weit entfernt, gegen solche Ideen Einwendungen zu machen, er nahm seine Prise, lächelte freundlich und schwieg.

Der Herr Assessor und Stadtrat hatte acht Wochen furchtbar gearbeitet, um den vorgefundnen „Augiasstall“ auszuräumen, hatte einige hundert neue Aktenschwänze anfertigen lassen, hatte eingreifende Änderungen im Journal verfügt und den Herren Schreibern und Kalkulatoren einen heilsamen Schrecken beigebracht. Da ereignete sich folgendes.

Der Herr Assessor kam vom Frühschoppen nach Hause und fand sein ganzes Hauswesen in Aufruhr. Seine Frau war außer sich. Als sie nämlich in ihr Schlafgemach getreten war, um nach dem lieblichen Bruno zu sehen, lag etwas in der Wiege und schnarchte wie ein Bär. Als sie den Vorhang zurückschlug, sah sie statt des lieblichen Bruno einen schmutzigen, struppigen Schlingel von etwa sechs Jahren, der sich, wie ein Igel zusammengerollt, in das blütenweiße Bettchen gequetscht hatte. Kaum war der Eindringling mit Glanz an die Luft gesetzt worden und allsogleich verschwunden, als habe ihn die Erde verschluckt, als der Herr Assessor nach Hause kam. Nachdem Species Facti aufgenommen war, zeigte sichs, daß ein unglaublich zerrissener Stiefel unter dem Sofa hervorsah.

— Hervor mit dir, du Strolch!

Es war wirklich ein vollendeter Strolch, scheu und frech zugleich, furchtbar schmutzig und verwahrlost.

Der Herr Assessor war über eine solche Lumpen-

existenz ganz verblüfft. Wie war so etwas bei solchen vortrefflichen Gesetzen, bei einer so musterhaften Stadtverwaltung möglich? Es mußte eine arge Pflichtversäumnis der ausführenden Organe vorliegen. Vor allem kam es darauf an, den Jungen zu inquirieren. Dabei kam nach langen Bemühungen heraus, Inkulpat heiße Gustav Schwamm; wie alt er sei, ob er Vater oder Mutter habe, wisse er nicht; er sei zuletzt beim Schuster Voigt in der schmalen Gasse gewesen, aber von dort vor drei Wochen fortgelaufen. In dieser Zeit habe er auf Heuböden, in Ställen oder sonst irgendwo zugebracht. Sein Lehrer heiße Otto oder Schröcklich oder — er wisse es nicht genau. Gebettelt hat er nicht, auch nicht gestohlen, sondern nur schmarutzt, besonders in der Husarenküche, wo man an dem Jungen seinen Spaß gehabt hatte. Sein Verbrechen ist, daß er sich in ein leeres, nicht für ihn bestimmtes Bett gelegt hat, ein Fall, der im Strafgesetzbuche nicht vorgesehen ist.

Am selbigen Nachmittage schrieb der Herr Assessor drei Verfügungen: erstens an den Polizeisekretär, zweitens an den Bezirksvorsteher der schmalen Gasse, drittens an den Ortsschulinspektor, und andern Tages erhielt er die Randbenachrichtigung, daß ein Gustav Schwamm weder diesseits noch jenseits bekannt sei.

Inzwischen bummelte mein Gustav Schwamm in der Stadt umher, und ein Notschrei nach dem andern ertönte, sintemal der Bengel gestern hier auf dem Boden und heute dort im Kleiderschranke entdeckt wurde. Und dieser Lümmel sollte nicht einmal existieren! Da geschah es, daß Gustav Schwamm aus einer Hausthür herausfliegend dem Herrn Assessor direkt vor die Füße kugelte. Der faßte ihn mit ge-

schicktem Polizeigriff, nahm ihn mit, obgleich er sich wie ein Regenwurm krümmte, und stellte ihn dem Herrn Kommissar vor.

— Sehen Sie, hier habe ich den Bengel, den Sie nicht kennen wollten.

— Der? Ei, das ist ja Neumann, den kennen wir ganz gut. Eine nichtsnutzige Kreatur von einem Jungen.

— Neumann? Ich denke, du heißt Schwamm?

— Ich heiße Schwamm.

— Du sollst aber doch Neumann heißen?

— Ich heiße auch Neumann.

— Warum bist du nicht in der Schule?

Stillschweigen. Was das auch für eine Frage war.

— Na, komm nur mit, wir wollen dich sogleich an Ort und Stelle bringen.

Der Herr Assessor nahm einen Polizisten mit und ließ den Jungen dem Herrn Rektor vorstellen. Der winkte schon von ferne mit dem Stocke und rief: Komm nur herein mein Sohn, 's ist gut, daß du wieder einmal da bist.

— Das ist der Schwamm, den Sie nicht kennen wollten, Herr Rektor.

— Gott bewahre, das ist ja Zeidler, den kennen wir ganz gut, ein Strolch ersten Ranges.

— Schwamm, Neumann, Zeidler? Wie heißt er eigentlich, er kann doch nicht drei Namen haben?

— Warum denn nicht? Diese Sorte hat meistens zwei oder drei Namen. Wir kennen ihn übrigens auch ohne Namen. Komm nur herein, mein Freund.

Kurze Zeit darauf erscholl ein furchtbares Geschrei aus der fünften gemischten Klasse, und der Herr Assessor wandte sich mit dem erhebenden Be-

wußtsein zum Frühschoppen, daß es seiner Energie und Sachkenntnis gelungen sei, eine so verworrene Sache schnell in Ordnung zu bringen. Er verfehlte denn auch nicht, gegen den Herrn Bürgermeister die entsprechenden Andeutungen zu machen. Der Herr Bürgermeister aber nahm eine Prise, lächelte freundlich und schwieg.

Am andern Tage zeigte es sich, daß Gustav Schwamm, alias Neumann, alias Zeidler abermals ausgerissen war, nachdem er kaum anderthalb Stunden in der Schule festgehalten worden war. Nachts hatte er irgendwo im Korn gelegen, und früh war er betrunken in der Nähe der Husarenschmiede gesehen worden.

— Das ist denn doch horrend! Wer ist der Junge eigentlich?

— Ein städtisches Ziehkind.

— Was? Hackebeil, holen Sie einmal die Akten.

Aus den Akten ging folgendes hervor. Gustav Neumann ist das Kind der unverehelichten Friederike Neumann, nachmals verehelichten Zeidler. Er ist geboren den 24. April 18 . . zu Quendorf. Zeidler, genannt Schwamm, ist vor etwa vier Jahren hier Handarbeiter gewesen, dann nach Bleileben gezogen und soll jetzt Schachtarbeiter in Rippschütz sein. Die Friederike Neumann ist vor zwei Jahren verstorben. Seitdem ist Schwamm, alias Neumann, alias Zeidler, städtisches Ziehkind und bei Schuhmacher Voigt in der schmalen Gasse als dem mindestfordernden für 48 Mark Ziehgeld untergebracht. Eine Vormundschaft ist, da der Stiefvater des Knaben lebt, nicht eingesetzt worden.

— Aber wie kommen wir dazu, diesen Jungen, der uns absolut nichts angeht, zu füttern?

— Hm! sagte der Herr Bürgermeister — sehen Sie doch zu, ob Sie ihn los werden.

— Natürlich werde ich das. Es ist ja ein gesetzliches Unding, den Knaben hier als heimatsberechtigt zu betrachten, da weder der Vater noch die Mutter mit uns das geringste zu thun haben.

Selbigen Tages ging ein Schreiben an den Ortsvorstand zu Quendorf ab, des Inhalts, daß Quendorf für die Verpflegung des pp. Neumann, Sohnes der unverehelichten, in Quendorf heimatsberechtigten Friederike Neumann, aufzukommen habe, da nach § 21 des Gesetzes vom 6. Juni 1870 das uneheliche Kind den Unterstützungswohnsitz der Mutter teile. Hierauf erfolgte nach gemessener Zeit die Antwort, daß die Gemeinde Quendorf die Verpflichtung zur Übernahme des Neumann nicht anerkennen könne, da nach § 15 des Gesetzes vom . . . . u. s. w. die Ehefrau vom Zeitpunkte ihrer Verehelichung an den Unterstützungswohnsitz des Mannes teile. Hiermit habe auch der uneheliche Sohn den neuen Unterstützungswohnsitz der Mutter erworben. Es werde daher anheim gegeben, sich an den Stiefvater des Neumann zu halten.

Der Herr Assessor ärgerte sich weidlich über diesen Brief. Erstens über die Quendorfer Unverschämtheit mit ihrem „Anheimgeben," als ob man nicht selber wisse, was zu thun sei, zweitens über diesen Zeidler, der zwei Jahre für einen Maurermeister Sand karrt, dann davongeht und der Stadt einen wildfremden Jungen auf den Hals heiratet, den man nun gefälligst aus der Stadtkasse erzieht.

Nach näherm Eingehen auf die Data des Nomadenlebens des Zeidler, genannt Schwamm, ergab

sich, daß er in Bleileben einige Tage länger als zwei Jahre gewohnt hatte. Also war der Magistrat von Bleileben verpflichtet, den Knaben zu übernehmen. Es erfolgte sogleich ein Schreiben an den betreffenden Magistrat, worin ihm aufgegeben wurde, entweder 72 Mark Alimente zu zahlen oder den Knaben Gustav zu übernehmen. In Parenthesi möge bemerkt sein, daß es Gebrauch ist, daß ein Armenverband dem andern möglichst hohe Beträge auffetzt, also hier 72 Mark statt 48 Mark, ein rührendes Beispiel von Wohlthätigkeit aus fremder Tasche. Bleileben aber wollte keine 72 Mark zahlen, sondern ließ sich den Gustav Schwamm schicken.

— Sehen Sie, Herr Bürgermeister, jedes Gesetz ist wie ein Handwerkszeug; es genügt nicht, daß ein Messer gut sei, es muß auch von kräftiger und geschickter Hand geführt werden. Auch die besten Gesetze sind in ungeeigneten Händen wirkungslos.

Nach vier Wochen kam der Polizeikommissar herauf ins Bureau und war ganz konsterniert:

— Neumann ist wieder da.

— Was?

— Wie ich Ihnen sage, Neumann ist wieder da.

Es war wirklich so, und zugleich war auch ein Schreiben vom Bleilebener Magistrate eingelaufen. Neumann wurde inzwischen ins Armenhaus gesteckt und das Schreiben gelesen, und darin stand: Es sei richtig, daß Zeidler zwei Jahre und vier Tage in Bleileben gelebt habe. Da er aber seinen Aufenthalt mit einem zweimonatigen Gefängnisse begonnen habe, nach § 12 des Gesetzes . . . u. s. w. ein unfreiwillig begonnener Aufenthalt den Unterstützungswohnsitz nicht begründe, so sende man den Knaben zurück und

liquidiere so und so viel Kosten, um deren Zurückerstattung man ersuche.

— Das ist doch aber, um die Kränke zu kriegen!

Der Junge, der durch die Versendungen bereits den Hochglanz des Strolchentums angenommen hatte, wurde nun für 48 Mark an den Sandfuhrmann Petersen verdungen, der den Jungen zum Betteln zu gebrauchen gedachte. Aber auch ihm lief er sofort davon. Weder Lehrer noch Polizei, weder Stock noch Güte kamen mit ihm aus.

— Der Vater muß den Jungen zu sich nehmen, mag er heimatsberechtigt sein, wo auch immer.

Eine Erkundigung in der Fabrik zu Rippschütz ergab, daß Zeidler einen durchschnittlichen Wochenverdienst von 20 Mark habe, und daß er auch seit mindestens zwei Jahren ortsansässig sei. Halt, Rippschütz muß dran! Der Junge wurde eingepackt, hingeschickt und — war nach 14 Tagen wieder da. Schauderhaft!

Die Rippschützer Bauern bestritten die Verpflichtung, für den Zeidler zu zahlen, da derselbe nicht ortsberechtigt sei. Er gehöre zu den Ortsarmen, empfange regelmäßige Unterstützungen und könne also das Heimatsrecht in Rippschütz nicht erwerben.

Was? Bei 20 Mark wöchentlichem Verdienst? Jawohl, die Bauern wiesen durch Quittungen nach, daß sie monatlich 25 Pfennige Almosen gezahlt hatten, die Zeidler, genannt Schwamm, pünktlich zusammen mit seinem Verdienste vertrunken hatte. Nun seh mir einer diese Schlauköpfe von Bauern! Da sie wohl wissen, daß der Empfang von Almosen die Berechtigung zum Unterstützungswohnsitz aufhebt, so

drängen sie ihre kleinen Almosen förmlich auf, um vor den größeren Verpflichtungen bewahrt zu bleiben. Und Gustav Schwamm, alias Neumann, alias Zeidler ist nicht fortzuschaffen.

Es blieb noch eins übrig: man nimmt ihn in Zwangserziehung. Nach § 1 des Gesetzes vom 13. März 1878 ist es möglich, Kinder von sechs bis zwölf Jahren, die in Gefahr der Verwahrlosung stehen, zwangsweise in einer Anstalt oder einer sichern Familie unterzubringen. Wenn bei irgend einem, so traf dies bei Zeidler=Neumann zu. Die Entscheidung hierüber hatte das Vormundschafts=gericht. Es wurde also ein dahingehender Antrag beim Vormundschaftsgerichte bestellt. Das Gericht machte sich nach Verlauf eines Vierteljahres schlüssig, und zwar dahin, daß das Urteil auf Zwangserziehung nicht gefällt werden könne. Denn wenn auch Schwamm völlig verwahrlost sei, die Verhältnisse desselben die Unterbringung in einer Anstalt auch dringend forderten, so läge doch keine „strafbare Handlung“ im Sinne des Gesetzes, als etwa ein Kartoffeldiebstahl oder eine Verurteilung wegen Bettelns vor, die der allegierte Paragraph des Gesetzes vom 13. März 1878 ausdrücklich fordere.

Die Sache wurde immer schöner! Jetzt thäte es not, daß man dem Jungen unter die Hand gäbe, eine Mütze voll Kirschen zu mausen, um ihn bessern zu können.

Der Herr Bürgermeister lächelte still und sprach: Das hätte ich Ihnen vorher sagen können. Hat man die Sorte erst drinnen in der Stadt, so wird man sie nie wieder los.

— Aber wir können doch die Stadtthore nicht zumachen und sprechen: Bleibt, wo ihr herkommt?

— Warum nicht? Das beste wär es schon, es behielte jeder seine Lumpen selber.

— Nein, Herr Bürgermeister! Sagen Sie das nicht. Rühren Sie nicht an die Errungenschaft der Freizügigkeit, das Palladium wahrhaft bürgerlicher Freiheit.

— Wenn uns aber Ihr Palladium zu Grunde richtet?

— Der gesunde Sinn des Volkes wird schon das rechte selber treffen. Der Mangel des Gemeinsinns muß durch Bildung überwunden werden. Die Schule muß die Erziehung des Volkes übernehmen, und wenn das Volk erst reif ist, so sollen Sie sehen, daß unsre Gesetze auch ausreichend sind.

— Hm! dann würde ich vorschlagen, einen kleinen Kursus Nationalökonomie in der Freischule einzuführen, damit die Kerls später nicht leichtsinnig heiraten und das Gemeinwohl durch ihre unnütze Nachkommenschaft schädigen.

Der Herr Assessor hielt es für unter seiner Würde, hierauf zu antworten.

Unser Freund Gustav Schwamm aber setzt inzwischen das Geschäft mit ungeschwächten Kräften fort; er hofft, sich bis zum zwölften Jahre durchzudrücken, in welchem Alter er nicht mehr in Zwangserziehung genommen werden kann, um dann den nur zu sichern Lebenslauf ins Zuchthaus zu nehmen.





3

Eine Seeschlange



Seit der im vorigen Kapitel erzählten Geschichte von Gustav Schwamm, alias Neumann, alias Zeidler waren einige Jahre vergangen, als mir ein dickes Aktenstück in die Hände fiel, zu dem er Veranlassung gegeben hat. Da die Fabel, die mit Fug und Recht den Titel Seeschlange trägt, ziemlich lehrreich ist, so möge mir verstattet sein, sie vorzutragen und hierbei mit einigen Worten den Zusammenhang herzustellen.

Gustav Schwamm war, wie wir uns erinnern, der Stiefsohn des Schachtarbeiters Zeidler genannt Schwamm. Als unehelicher Sohn der nachmals verehelichten Zeidler hieß er eigentlich Neumann, bewies sich jedoch unter jedem der drei Namen als ein gleich talentvoller Strolch. Da die Mutter gestorben, der Vater verschollen war, war er der Stadt als Ziehkind zugefallen und an den Mindestfordernden vergeben worden. Der Herr Assessor und zweite Bürgermeister hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben, den Schlingel

los zu werden, jedoch vergeblich; es blieb nichts übrig, als ihn auf Stadtkosten zu erziehen.

Bei diesen Verhandlungen hatte sich, wie es in solchen Fällen üblich ist, herausgestellt, daß der Knabe keinen Vormund hatte. Denn trotz der Vormundschaftsordnung, der Waisenräte und trotz zahlloser Aktenstücke und Berichte giebt es eine große Zahl von Waisen, die entweder keinen oder einen so entfernt wohnenden Vormund haben, daß die Ausübung der Vormundschaft unmöglich ist. So beantragte der Herr Assessor, daß Nachforschungen nach dem fraglichen Vormunde angestellt würden, und übernahm die waisenrätliche Beaufsichtigung selbst, und das war hübsch von ihm. Übrigens war er ja auch dem alten Herrn Bürgermeister den Beweis schuldig, daß der gegenwärtige Stand der Gesetzgebung nicht das geringschätzige Achselzucken jenes alten Bureaukraten verdiene, der nun einmal das Wesen der Selbstverwaltung nicht begriff. Noch hübscher war es, daß er den kinderlosen Kastellan veranlaßte, den Knaben in Ziehe zu nehmen, und daß er den etatmäßigen sechzehn Thalern Ziehgeld noch ein paar Thaler aus eigner Tasche zulegte.

Das Abkommen gelang ganz vortrefflich; unser Gustav Schwamm erlangte allmählich menschliches Aussehen und entwickelte sich zu einem hübschen krausköpfigen und blauäugigen Knaben, an dem jeder seine Freude haben mußte. Selbst der gestrenge Herr Rektor konnte nicht umhin, seine Billigung unter wiederholtem Klopfen auf die Schnupftabaksdose zu erkennen zu geben. Man liebt es, mit den stärksten Ausdrücken von dem Pfuhle sittlicher Verkommenheit zu reden, in den die Stadt versunken sei. Mich will

bedünken, daß praktischer als Schelten Bessern und zwingender als Worte die Dinge seien. Um Erfolg zu haben, müssen vor allem die Verhältnisse geändert werden. Hierin geht das Zwangserziehungsgesetz von ganz richtigem Gesichtspunkte aus, nur würde ich den Zusatzparagraphen empfehlen, daß vor allen Dingen auch Eltern in Zwangserziehung genommen werden können. Unser Gustav Schwamm, in einen guten Boden verpflanzt, entwickelte sich von selbst zu einem ganz andern Menschen, aber freilich, dieser andre Mensch bedurfte doppelter Behütung.

Eines Tages wurde ein betrunkner Landstreicher arretiert, vierundzwanzig Stunden eingesperrt und entlassen. Kurz darauf erschien er, ebenso betrunken wie tags zuvor, auf dem Polizeibureau, stellte sich als der Schachtarbeiter Andreas Schwamm vor und reklamierte seinen Sohn Gustav, indem er einen Pack schmutziger Papiere vorlegte. Man machte kurzen Prozeß und beförderte ihn in Anbetracht seiner Trunkenheit einfach vor die Thür. Hier traf er unglückseligerweise mit seinem Sohne Gustav zusammen, erkannte den Knaben, grinste vor Vergnügen und sagte durch die Schnapsflasche blinzelnd: Tuttav kumm! Kumm Tuttävchen!

Der Knabe sah den Mann verwundert an, erinnerte sich des alten Kosenamens Tuttav, ging mit und ward die nächsten Tage nicht mehr gesehen. Zuletzt fand ihn ein Polizist im Husarenheustalle und brachte ihn zu seinem Pfleger zurück, wo er leider mit zu harter Züchtigung empfangen wurde.

Inzwischen war Schwamm, betrunkner denn je, jedoch mit seinem Militärpasse ausgerüstet, dem Herrn Assessor ins Bureau eingedrungen.

— Was wollen Sie?

— Herr Akzessor, Sie werden entschuldigen, aber ich wollte gütigst mein Fleisch und Blut reklamieren, wo ich natürlich der Schachtarbeiter Andreas Schwamm bin, was Sie aus meinem Militärpasse absolvieren können, worum ich mich über den Herrn Polizeikommissar gehorsamst beschweren thue.

— Was wollen Sie denn?

— Meinen Gustav, was der Sohn von meiner Frau und mein Fleisch und Blut ist, indem daß ich ihn natürlich selber ernähren kann und keinen Magistrat überhaupt nicht brauche.

— Also Sie sind der Vater von dem Gustav Schwamm? Und Sie wollen den Knaben mitnehmen?

— Ja woll will ich das, und wenn Sie mir meinen Gustav nicht rausgeben, dann — dann —

— Wenn Sie nicht augenblicklich machen, daß Sie aus der Stadt kommen, so lasse ich Sie arretieren und ins Korrektionshaus sperren, Sie Lump Sie.

Das war nun höchst gesetzwidrig von dem Herrn Assessor gehandelt, da er doch wissen mußte, daß dem Vater die väterlichen Rechte nicht aberkannt waren, daß also der Sohn ihm auf alle Fälle übergeben werden mußte. Aber soweit war er von seinem Palladium der bürgerlichen Freiheit bereits abgekommen.

Von dem Tage an war unser Gustav Schwamm wie umgewandelt; er legte sich wieder auf seine alte Vagabundenseite und war eines Tages verschwunden, nachdem er seinem Pflegevater, dem Kastellan, die Betten zerschnitten hatte. Man hatte ihn in der Richtung auf Quendorf laufen sehen und schickte

einen reitenden Gendarmen nach, der, sich vor dienstlicher Energie fast überschlagend, bis an die Kreisgrenze jagte und dort umkehrte, denn um einen fremden Kreis zu betreten, bedarf es ja der Genehmigung des „jenseitigen" Landrates. Man konnte mit Bestimmtheit annehmen, daß sich Gustav Schwamm nach Rippschütz begeben habe.

Der Herr Assessor schrieb daher eine Requisition an den dortigen Amtsvorsteher mit dem ergebnen Ersuchen, den pp. Schwamm aufzugreifen und im Betretungsfalle „anher" transportieren zu lassen. Dieses Schriftstück, das der Herr Bürgermeister zu unterschreiben hatte, kam jedoch nicht bis ins Bureau; der alte Herr hatte es still lächelnd in den Schrank gelegt, wo er seine Nasen, Exzitatorien und andre unangenehme Dinge aufzubewahren pflegte. Dort wurde es zum großen Ärger des Herrn Assessors bei der Pensionierung des Bürgermeisters aufgefunden. Nun war es aber zu spät, die Requisition noch abgehen zu lassen; überdies mußte man sich sagen, daß der alte Herr die Stadt in seiner Weise ganz geschickt von diesem Gustav Schwamm, alias Zeidler, alias Neumann befreit hatte.

Einige Jahre später lernte ich auf der Kegelbahn Herrn Pastor Selnecker aus Rippschütz kennen und zwar in dem Augenblicke, als er in höchster Entrüstung ein Aktenstück auf den Tisch warf und die sämtlichen Landratsämter, Amtsgerichte und Verwaltungsbehörden als solche bezeichnete, die ihm in Gottes Namen gestohlen werden könnten. Ich wollte das doch so unbedingt nicht gelten lassen und kam mit dem Herrn Pastor in weitläufige Auseinandersetzungen, die damit endeten, daß er mir das fragliche

Aktenstück zum Lesen empfahl und mitgab. Gleich beim ersten Einblicke fand ich den teuern Namen: Gustav Schwamm. Das interessierte mich, ich las weiter, und ich muß gestehen, daß ich dem Herrn Pastor nicht ganz verdenken kann, wenn er in etliche „Zustände“ geriet, denn in der That habe ich selten ein so schönes Exemplar von Seeschlange gesehen wie dies Aktenstück: Erziehungssachen; Gustav Schwamm.

Das Aktenstück beginnt mit der an die Amtsanwaltschaft zu Grahna gerichteten Anzeige des Pastors Selnecker, daß der pp. Schwamm, wie zeugengemäß nachgewiesen worden, in der Nacht vom 9. zum 10. Februar im Armenhause zu Rippschütz den Versuch einer Brandstiftung gemacht habe. Der Amtsanwalt sendet das Schriftstück zurück mit dem Ersuchen, einen Geburtsschein des Schwamm einzureichen. Man ist in Rippschütz außer stande, einen solchen Schein beizubringen, und wendet sich vergeblich an eine ganze Reihe von Standesämtern und Pfarrämtern, bis zuletzt das Pfarramt zu Quendorf bescheinigt, daß Gustav Neumann, alias Schwamm, alias Zeidler, der Sohn der unverehelichten Friederike Neumann, nachmals verehelichten Zeidler zu Quendorf am 24. April 1873 geboren sei. Mit „wendender Post“ erfolgt die Rücksendung an den Amtsanwalt unter Erneuerung des Strafantrages und ergebner Beifügung des Geburtsattestes. Ein paar Tage darauf trifft die Antwort ein, daß, da der erst elfjährige Gustav Neumann das strafmündige Alter noch nicht erreicht habe, von der Erhebung einer Anklage abgesehen und anheimgestellt werden müsse, das Verfahren auf Zwangserziehung zu beantragen.

Hier muß ich zum bessern Verständnis einschalten,

was mir Herr Pastor Selnecker über die Angelegenheit später mitgeteilt hat. Der Genannte hatte schon seit Jahren seinen Ärger über einen gewissen Andreas Schwamm gehabt. Es war doch ein himmelschreiender Unfug, daß dieser Mensch, der seinen guten Verdienst alltäglich in Schnaps anlegte, von der Armenverwaltung in Rippschütz auch noch eine Armenunterstützung bezog. Das war ja eine förmliche Prämie, die man dem Laster der Trunkenheit zahlte, während man die wirklichen Dorfarmen fast verhungern ließ. Aber es war bei den Herren Bauern durchaus nichts durchzusetzen, nicht einmal dies, daß sie ihre Gründe angaben. Da verunglückte Andreas Schwamm im Trunke und durch eigne Verschuldung, und da letztere nachgewiesen wurde, so brauchte die Schachtverwaltung nach dem damals noch geltenden Unfallgesetze nichts zu zahlen. Zur allgemeinen Überraschung kam nun hierbei zu Tage, daß Andreas Schwamm einen Sohn Gustav, von dem weder die Polizei noch der Lokalschulinspektor etwas wußten, bei sich hatte.

— Sehen Sie, Herr Pastor, meinte der Herr Ortsschulze, wenn wir dem Schwamm nicht Armenunterstützung gewährt hätten, so wäre er hier heimatsberechtigt geworden, und wir hätten den Jungen auf dem Halse.

— Aber ich bitte Sie, was soll denn aus dem Knaben werden?

— Die Grahnaschen können ihn ja wieder holen lassen.

— Nein, lieber Freund, das geht nicht. Sehen Sie, dieser Gustav Schwamm das ist gerade der Nächste, von dem der Herr im Evangelium spricht.

Jawohl, Herr Schulze, er ist Ihr Nächster; wollen Sie, wie der Levit, vorübergehen und sprechen: Was geht es mich an, die Grahnaschen können ihn ja wieder holen lassen?

Dieses Beispiel machte zwar auf den Schulzen keinen tiefen Eindruck, weil für ihn die Summe des Gesetzes und der Propheten doch am Ende nur in dem Worte enthalten war: „Du sollst nichts bezahlen, was du nicht zahlen mußt.“ Indessen konnte man ja auch dem Herrn Pastor zu liebe den Gustav ins Armenhaus bringen, den Nachtwächter zum Vormund bestellen, und sich alle Auslagen bei Gelegenheit von den Grahnaschen wieder erstatten lassen. So geschah es.

Was das Armenhaus auf dem Lande in manchen Gegenden bedeutet, weiß der zu würdigen, der sich die Sache einmal in der Nähe angesehen hat. Offenbar war es ein Racheakt des Schwamm gewesen, als er versucht hatte, die Bude anzubrennen. Als wenn er gewußt hätte, daß man ihm wegen seiner Jugend nichts anhaben könne, blieb er ganz ruhig in Rippschütz, bis er erfuhr, daß er in Zwangserziehung genommen werden sollte. Sofort verduftete er spurlos, nachdem er die Wurstkammer der Frau Pastorin einer unliebsamen Besichtigung unterzogen hatte.

Pastor Selnecker, in seiner Amtsführung ein „schneidiger“ Herr, wohl bewandert im Strafgesetzbuche, wie in der Synodalordnung, dazu von seiner Rektoratszeit her ein tüchtiger Schulmann, hatte keineswegs die Absicht, sich seinen Gustav entgehen zu lassen; er würde aber doch seine Spur schwerlich wiedergefunden haben, wenn nicht, wie das nächste Blatt unsers Aktenstückes ausweist, eine an den

Waisenrat zu Rippschütz gerichtete Anfrage des Amtsgerichtes zu Krauthain in Sachsen, ob der Gustav Schwamm, seiner Angabe entsprechend aus Rippschütz gebürtig, wirklich durch Mißhandlungen seines Pflegers, des Nachtwächters Sachtemann, gezwungen worden sei, zu fliehen, und ob man Kenntnis von den Verwandtschaftsverhältnissen des Schwamm und seiner Familie habe, eingelaufen wäre. Übrigens behaupte die Witwe Neumann hierselbst, die Großmutter des Schwamm zu sein.

Umgehend erfolgt im Namen des Nachtwächters Sachtemann die Antwort des Pastors Selnecker, in der der pp. Schwamm wegen seiner lügnerischen Behauptungen sowohl im allgemeinen, als auch im besondern wegen seiner an der Wurstkammer der Frau Pastorin begangnen Unthat in das rechte Licht gestellt und unter Beifügung des von der Amtsanwaltschaft zu Grahna übersandten Aktenstückes der ebenso dringende als ergebne Antrag gestellt wird, den Schwamm zur Unterbringung in einem Korrektionshause zu verurteilen.

Hier bitte ich auf den Ausdruck „Unterbringung in einem Korrektionshause“ zu achten. Der Herr Pastor meinte offenbar das preußische Gesetz vom 13. März 1878, nach dem der Verwahrlosung ausgesetzte Kinder bis zu zwölf Jahren unter gewissen Voraussetzungen in einer Familie oder auch in einem Korrektionshause zur Erziehung untergebracht werden können. Der Schwamm gehörte offenbar wegen seiner Unthaten zur letzten Klasse, und so beantragte Herr Pastor Selnecker die Unterbringung in einem Korrektionshause.

Das Amtsgericht sandte den Antrag zurück mit

dem Ersuchen, ein Gutachten des Vormundes über den Charakter des Gustav Schwamm einzureichen. Herr Pastor Selnecker schrieb also ganz geduldig seinen Bericht noch einmal und ließ vom Nachtwächter einige Hieroglyphen darunter malen, die man für „Sachtemann" oder auch für etwas andres halten konnte. Auf Grund dieses Gutachtens erkannte nunmehr der Richter in Krauthain: daß die Unterbringung des verwahrlosten Knaben Gustav Schwamm in einer Erziehungs- und Besserungsanstalt gemäß § 55 des Reichsstrafgesetzbuches, Abs. 2, für zulässig zu erachten sei. (Man achte auf den angeführten Gesetzesparagraphen.) Hierunter schrieb Pastor Selnecker mit roter Tinte im Gefühle seiner Befriedigung: Finit feliciter.

Nach einiger Zeit lief die Anfrage aus Krauthain beim Waisenrate zu Rippschütz ein, ob denn der Schwamm, der sich von dort entfernt habe, untergebracht sei? Staunen und Rückfrage, ob denn nicht das Amtsgericht zu Krauthain die Unterbringung veranlaßt habe. Antwort: Gott bewahre, die Unterbringung des Knaben falle bei der notorischen Vermögenslosigkeit des Schwamm demjenigen Armenverbande zur Last, in dessen Bezirke der Schwamm seinen Unterstützungswohnsitz habe. Dieser Bescheid wurde der Armenkommission zu Rippschütz vorgelegt, worauf im Sitzungsprotokoll vom 29. Juni ausgesprochen wurde, daß die Armenverwaltung sich entschieden weigere, für den Schwamm zu bezahlen, da derselbe in Rippschütz nicht heimatsberechtigt sei. Das Aktenstück wanderte nach Grahna, kam aber mit dem Bescheide zurück: Zur Unterbringung verwahrloster Kinder sei nicht die Ortsarmenverwaltung,

in der der Knabe heimatsberechtigt sei, sondern „jene," in deren Bezirk der Beschluß gefaßt wurde, in Anspruch zu nehmen.

Hieran schließt sich ein Privatbrief des Rechtsanwalts Spieß in Grahna, in dem es heißt: In Beantwortung Ihrer gef. Anfrage vom 11. pr. beehre ich mich ganz ergebenst mitzuteilen, daß nach meiner Auffassung die Armenverwaltung in Grahna im Rechte ist. Nach § 7 Al. 2 des Gesetzes vom 13. März 1878 ist derjenige Kommunalverband, in dessen Gebiete das beschließende Vormundschaftsgericht seinen Sitz hat, zur Unterbringung verpflichtet. Ich kann also nur empfehlen, die Akten dem Gerichte, das die Unterbringung des Schwamm beschlossen hat, zuzusenden, damit dasselbe den betreffenden Kommunalverband in Kenntnis setzen könne.

Darauf folgt die Anzeige des Amtsvorstehers zu Klein-Rippschütz, daß sich ein jugendlicher Vagabund in der Gegend umhertreibe, man wolle in ihm den Gustav Schwamm erkannt haben; der Waisenrat zu Rippschütz wolle sich doch um den genannten kümmern.

Nächstes Blatt: Schreiben des Waisenrats zu Rippschütz an das Vormundschaftsgericht zu Krauthain, worin unter Anführung obiger Gesetzesstellen das Gesuch gestellt wird, das Vormundschaftsgericht wolle unter Übersendung beiliegenden Aktenstückes an die zuständige Kommunalverwaltung die Ausführung des Beschlusses vom 14. April veranlassen. Antwort: Das Vormundschaftsgericht sendet die Akten zurück und verweist lediglich auf die Randverfügung vom 14. April. Nochmaliges Schreiben des Waisenrats durch die Hand des Pastors Selnecker nach Krauthain,

mit der Bitte, doch gefälligst angeben zu wollen, welcher Kommunalverband im Deutschen Reiche oder sonstwo zur Ausführung fraglichen Beschlusses verpflichtet sei. Antwort: Man wolle die Vermittlung des Landrats über Rippschütz anrufen. Also des Landrats zu Grahna.

Nun stand aber Pastor Selnecker mit dem Herrn Landrate, oder richtiger ausgedrückt, mit dem Herrn Kreissekretär nicht besonders gut, und das ist ja begreiflich. Denn auf den Landratsämtern kann man viel korrespondierende Pastoren, noch dazu solche, die Gesetzesparagraphen zitieren, nicht leiden. Es blieb jedoch nichts weiter übrig, als das Aktenstück, das schon eine ganz respektable Dickleibigkeit angenommen hatte, an das Landratsamt zu Grahna abzusenden mit der Bitte, die Aufnahme des verwahrlosten Knaben Schwamm in eine Erziehungsanstalt vermitteln und die Kosten von der verpflichteten Gemeinde einfordern zu wollen. Dieses Schreiben geht abermals nach Krauthain mit dem ergebnen Ersuchen, die Gründe des Beschlusses vom 14. April angeben zu wollen, da eine Beifügung dieser Gründe diesseits erforderlich sei. Hierauf erfolgt die Antwort, daß das Vormundschaftsgericht damals lediglich auf Grund des vormundschaftlichen Gutachtens entschieden habe. Darunter steht die brevi-manu-Bemerkung des Landratsamtes, daß dasselbe für jetzt nicht in der Lage sei, die Unterbringung des Schwamm einem Armenverbande aufzuerlegen, da die erforderlichen Voraussetzungen einer solchen Verfügung nicht vorhanden seien. Das Landratsamt stelle anheim, abzuwarten, bis sich der Schwamm ein neues Vergehen zu Schulden kommen lasse, und dann die

Zwangserziehung bei dem zuständigen Gerichte zu beantragen.

Darauf folgt ein Privatbrief des Diakonus Mehlteuer an den Pastor Selnecker: Lieber Bruder. Ich gebe Ihnen vollkommen Recht. Ihre Affaire „Schwamm“ ist großartig und sollte zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden. Den Herrn Landrat kennen Sie ja; der muß doch immer das Gegenteil von dem thun, was wir beantragen oder für Recht halten. [Hier thut der Herr Diakonus dem Herrn Landrat unrecht, denn dessen Antwort war, wie sich hernach zeigen wird, völlig richtig.] Was Ihren Gustav Schwamm anlangt, so kann ich Ihnen die Nachricht geben, daß er gestern durch den Gendarmen hier eingebracht worden ist. Als ich mich seinetwegen ins Gefängnis begab, hatte man ihn bereits wieder entlassen, aber zu spät bemerkt, daß der Schlingel den Ofen demoliert hatte. Schreiben Sie doch einmal an den Superintendenten, setzen Sie die Sache auseinander; es ist doch undenkbar, daß das Gericht auf Grund eines Gesetzes etwas beschließt, und daß der Beschluß in der Luft hängen bleiben sollte, weil kein ausführendes Organ da ist.

Diesem Rate entspricht ein schneidiges Schriftstück des Pastor Selnecker, in dem auf die bestimmteste Art und mit den unwiderleglichsten Gründen dargethan wird, daß a) das Gesetz vom 13. März 1878 im § 1 bestimmt, was folgt, daß b) aus nachfolgenden Gründen (α, β, γ) das Gesetz im vorliegenden Falle anzuwenden sei, daß c) das Vormundschaftsgericht in Krauthain dem Antrage entsprechend bereits entschieden habe, daß also d) nach den Gesetzen der einfachsten Logik irgendwo eine Behörde

existieren müsse, die zur Ausführung des rechtskräftigen Urteils verpflichtet sei. Königliche Superintendentur wolle das Weitere verfügen.

Die Königliche Superintendentur sendet dies Schreiben natürlich wiederum nach Krauthain und erfährt: Die Kosten für Unterbringung des verwahrlosten Knaben Schwamm habe der Antragsteller, Nachtwächter Sachtemann in Rippschütz, aufzubringen. Das Schriftstück geht hierauf brevi manu an Herrn Pastor Selnecker, Hochehrwürden, zur Kenntnisnahme, sowie zur weitern Veranlassung in Betreff der Aufbringung der Kosten und zum Bericht binnen vierzehn Tagen. Dieses Blatt hat ein auffallend zerzaustes Ansehen, was vermuten läßt, daß unser guter Pastor sich bei seinem Empfange in hoher Aufregung befunden habe. Es ist aber auch haarsträubend, daß der Nachtwächter in Rippschütz, der selber arm wie eine Kirchenmaus ist, für den Schwamm bezahlen soll.

Es muß dem Pastor Selnecker zum Ruhme nachgesagt werden, daß ihn auch dies in höchstem Maße betrübende Resultat nicht entmutigt hat. Er ging nunmehr an die höchste Instanz, an den Regierungspräsidenten zu M., und erhielt die Antwort, daß, wie aus den Akten ersichtlich sei, das Amtsgericht zu Krauthain auf Grund des § 55 des Reichsstrafgesetzbuches die Zulässigkeit einer Unterbringung in einer Anstalt ausgesprochen habe. Nach diesem Beschlusse, den der Vormundschaftsrichter auf eingegangnen Antrag gefaßt habe, habe der Antragsteller selber für die Unterbringung zu sorgen. Eine Verpflichtung der Unterbringung treffe die diesseitigen Kommunalverbände nur auf Grund des preußischen Gesetzes vom 13. März 1878 (Gesetz-

sammlung (S. 132), nach dem nicht entschieden worden sei. Es müsse also erst ein Erkenntnis auf Grund letztern Gesetzes herbeigeführt werden.

Das also war des Pudels Kern gewesen. Es hatte sich um zwei verschiedne Gesetze gehandelt, ein Reichsgesetz und ein preußisches, und das hatte man weder „diesseits“ noch „jenseits“ bemerkt, bis es der Regierungspräsident aufklärte. Also hat der Landrat buchstäblich recht gehabt; nur schade, daß inzwischen unser Schwamm über zwölf Jahre alt geworden ist.

Bei diesem Resultat, das in meiner Stube festgestellt wurde, warf mein Freund und Pastor sein Aktenstück entrüstet auf den Tisch, rang die Hände und rief: Ist das nicht zum Haareausraufen? Und dazu haben wir die vielen Behörden?

— Lieber Freund, entgegnete ich, mit den Behörden ist es genau wie mit den Dienstboten. Je mehr man hat, desto schlechter wird man bedient.

— Für was habe ich nun ein ganzes Aktenstück voll geschrieben? Alles für nichts und wieder nichts.

— Auch das, bitte, unterschätzen Sie nicht. Sie müssen sich auch auf nationalökonomischen Standpunkt stellen. Vergegenwärtigen Sie sich nur die Summe von Menschen, die alle von den Papierfabriken leben, die alle brotlos sein würden, wenn weniger geschrieben würde. Lassen Sie noch zwei Verfügungen wegen Verminderung des Schreibwerks und drei neue statistische Formulare kommen, so können wieder vier neue Papierfabriken bestehen, was immerhin die Existenz von etlichen hundert Menschen bedeutet.

Da klopft es. — Herein! — Die Thür thut sich

auf, und es erklingt die bekannte Bettelmelodie in den echtesten Kehltönen des gewerbsmäßigen Landstreichers. Mein Freund Selnecker springt auf: — I sieh mal, Gustav Schwamm! Es ist gut, daß wir dich haben. — Aber der schnelle Griff nach dem Rockkragen des jugendlichen Vagabunden war vergeblich gewesen. Schwamm verschwand spurlos wie damals, als er im Bette des lieblichen Bruno gelegen hatte. Wo er jetzt steckt, weiß kein Mensch.





4

Eine offne Frage



Mein alter guter Freund Rudolf Schaufuß — Firma Schaufuß und Walter — ist, was man sozusagen pflegt, eine Seele von einem Menschen. Er ist eine durch und durch ehrenhafte Natur, hat ein lebhaftes Rechtsgefühl und würde es nicht übers Herz bringen, auch nur ein Kind zu kränken, ja das am allerwenigsten. Dazu genießt er diejenige Hochachtung in der Bürgerschaft, die der Besitz eines großen Vermögens, einer liebenswürdigen Tochter und eines respektabeln Weinkellers einzuflößen geeignet ist.

Mein alter Freund ist seines Berufs und Herkommens nach Kaufmann — eine merkwürdige Gattung von Menschen. Jede menschliche Größe setzt eine gewisse Einseitigkeit voraus; in ihr liegt eben die Möglichkeit eines Erfolges. Das ist traurig. Aber die Einseitigkeit im Erwerben, ein Leben, dessen Leitmotiv Verdienen „mit dem großen V" ist, das ist ganz besonders traurig. Ich will nicht sagen, daß diese Regel nicht auch Ausnahmen habe; mein Freund

Schaufuß aber gehört leider nicht zu den Ausnahmen. Er ist ein Kaufmann vom Kopf bis zum Fuße, immer rührig, klug und voll Thatkraft, immer die Nehmehand bereit, immer von rücksichtsloser Energie. „Ich will“ — das ist bei ihm wie ein Mauernbrecher, „ich will nicht“ ist wie der Schlag des Fallbeiles. Und seine Freunde rühmen gerade dies an ihm als ganz besondre kaufmännische Tüchtigkeit. Sobald er aber die Schreibärmel ausgezogen hat, ist er ein liebenswürdiger Herr und schwacher Vater, wie gesagt, eine Seele von einem Menschen.

Ich habe ihn manchmal auf diesen innern Widerspruch aufmerksam gemacht und gefragt, ob es denn nötig sei, daß im Privatleben wohldenkende Leute sich geschäftlich behandeln wie Panzerreiter, die mit eingelegter Lanze aufeinander losreiten und unter die Füße treten, was fällt, habe aber keinen besondern Eindruck damit gemacht. Er wies mir aus nationalökonomischen Schriften nach, daß diese Gepflogenheit löblich und gut sei, und es ist nicht zu leugnen, daß er sich bei seiner Theorie ausgezeichnet stand.

An seinem fünfundfünfzigsten Geburtstage bescherte er sich selbst den Beschluß, aus dem Geschäfte auszutreten, sich eine Villa zu bauen und ein beschauliches Leben zu führen. Dies geschah. Sein Kompagnon Walter übernahm die Fabriken, und das beschauliche Leben begann.

Das mußte er sich nun, ohne ruhmredig zu sein, sagen, daß er fünfunddreißig Jahre lang viel gutes erwiesen habe — nämlich sich selbst, aber auch dem Vaterlande und der Menschheit, denn die Industrie ist doch in jedem Falle etwas segensreiches. Indessen

war er sich auch jetzt noch dem Gemeinwohle schuldig, und so hatte er nichts dagegen, in den Vorstand des Vogelschutz-, des Spar-, des Kommunal- und des Bürgervereins gewählt zu werden. Schließlich ward er auch noch Gemeindekirchenrat, und in letzterer Eigenschaft kam er gerade zur rechten Zeit, um an der Ausführung des sogenannten Kirchendisziplinar-Gesetzes teilzunehmen. Hierzu gehörte, daß Freund Schaufuß sich schließlich mit der Adresse eines gewissen Eugen Brand, Handarbeiter, Enge Gasse 35, drei Treppen in der Hand vor einem ganz fatalen Auftrage sah. Dieser Brand hatte nämlich ein fünfjähriges ungetauftes Kind und sollte, wie das Gesetz es vorschreibt, vom Gemeindekirchenrate zur Taufe ermahnt werden.

Man glaubt es gar nicht, wie groß der Unterschied ist, ob man eine Stadt von der Seite der Straßen oder von der Innenseite der Höfe und Hintergebäude aus ansieht. Eine ganz neue Welt thut sich auf, Menschen, Getier, Existenzen und Gerüche, von denen man zuvor keine Ahnung gehabt hat. Freund Schaufuß kam mit seinem Zettel in der Hand gleich zum Willkommen ziemlich weit in diese neue Welt hinein, bis ins Dachgeschoß eines von seinen Nachbarn halb tot gequetschten Hinterhauses. Die Bodenkammer, die die Wohnung Eugen Brands vorstellte, hatte den allergeringsten Raum und das allerdürftigste Gerät; trotzdem war eine große Familie, groß und klein durcheinander, hineingepackt. Die Frau wusch, die Kinder schnitzten Zahnstocher, und der Mann saß im Fenster und that nichts. Freund Rudolf blieb in der Thür stehen und brachte seinen Spruch vor. Brand sagte nichts, seine Frau alles mögliche, die Kinder

sperrten den Mund auf, und am Ende hatte man nichts dagegen, daß das Kind getauft werde. Warum auch nicht? Freund Schaufuß schied mit der Versicherung, daß es nichts koste, und mit der Genugthuung, ein gutes Werk gethan zu haben.

Am nächsten Sonntage ließ sich natürlich niemand sehen, weder Vater, noch Mutter, noch Kind. Schaufuß war sehr entrüstet, denn er verstand es nicht, wie man eine eingegangne Verpflichtung in dieser Weise vernachlässigen könne. Er beschloß abermals zu den Leuten zu gehen, und das war sehr hübsch und gewissenhaft von ihm.

Diesmal redete die Frau wenig, der Mann, dessen Odem nach Branntwein roch, desto mehr. Schaufuß fragte ihn, ob er denn sein Kind nicht taufen lassen wolle.

— Jawoll, nehmen Sie sie nur gleich alle mit. Ich will sie Ihnen schenken.

— Lieber Freund, ich rede nicht im Spaß zu Ihnen.

— Ich auch nicht. 'S ist mir blutiger Ernst. Immer fort damit! Schlachthäuser sollte man einrichten. Es wäre am besten, solche Brut wie unsereins würde gleich geschlachtet.

Die Frau winkte und machte beschwichtigende Zeichen.

— Winke nur. Denkst du, daß wir besser dran sind, wenn wir stille sind? Aufs Rathaus sollte mans schreiben, an Bismarcken sollte man telegraphieren, wie sie uns behandeln. Da sehen Sie her — er suchte in der Tasche, fand aber nichts.

— Da kannst du lange suchen, rief die Frau, du hast ja den letzten Groschen in Branntwein vertrunken.

— Was ist denn auch mit den lumpigen 50 Pfennigen anzufangen? Das wissen Sie selber, von 50 Pfennigen die Woche kann eine Familie nicht leben. Und dabei lassen sie einen vor die Armenkommission rufen und hunzen einen für das Almosen noch runter.

— Ja, Brand, Sie müssen arbeiten, dann brauchen Sie nicht von Almosen zu leben.

— Arbeiten? Ich? Wenn ich arbeiten könnte!

Schaufuß sah sich seinen Mann näher an und bemerkte, daß er blöde Augen und einen verkrüppelten Fuß hatte.

— Sehen Sie mich nur an, so sieht einer aus, den sie ausgequetscht haben wie eine Citrone. Die Schalen wirft man hernach weg. Wenn wir sonst noch zu verfüttern wären, dann würden wir auch noch zu Häcksel geschnitten.

— Ich verstehe Sie nicht. Ausgepreßt? Wer hat Sie ausgepreßt?

— Das will ich Ihnen haarklein erzählen, hören Sie nur zu — Frau, räume mal den Stuhl ab — ich will Ihnen eine Geschichte von solch einem Leuteschinder erzählen. Ich bin nämlich von Hause aus Drechsler. Mein Vater that mich in die Lehre zu einem strengen Meister, da mußten wir feste dran, oder es gab etwas mit der ersten besten Radfelge. Das ging so zwei Jahre. Da hatte ich den Chemnitzer zum Schlafkameraden, der war helle und redete uns vor, wir brauchten uns nichts gefallen zu lassen, die Innung gälte nicht mehr, und in der Fabrik wäre es viel besser. Da ginge man am Tage hin und verdiente ein schönes Stück Geld und könnte den Abend machen, was man wollte, keine Seele fragte

darnach. Die Sache schien mir. Also gut, ich laufe davon und kriege auch richtig in Weißenbrunn Arbeit. Dort wurden Hornsachen gedreht, und ich habe da acht Jahre lang weiter nichts als Pfeifenspitzen gedreht. Auf einmal heißt es: Die Arbeit muß geteilt werden —

— Ganz richtig. Sie werden doch nicht bestreiten, daß in der Arbeitsteilung der Vorteil der Industrie liegt.

— Der Industrie? Meinetwegen. Aber wo bleiben wir? Genug, die Arbeit wird geteilt. Einer richtet zu, der andre bohrt, der dritte dreht, und die Fabrikmädchen polieren. Das geht ein paar Wochen, da heißt es: Der Artikel geht nicht mehr, es sind so und so viel Schock Dutzend auf Lager. Ihr könnt jetzt für das Dutzend nur das halbe Geld kriegen. Was wollten wir machen? Wir mußten ohne Murren fürs halbe Geld arbeiten.

— Lieber Freund, Sie irren sich, es hat Sie niemand gezwungen.

— So? Als ob der Hunger einen nicht zwänge!

— Sie waren ja nicht gebunden, Sie konnten ja gehen, wohin Sie wollten. War Ihnen der Verdienst zu gering, so konnten Sie ja etwas andres anfangen. Aber das ists eben, es ist der Eigensinn der Leute, nur ihren Artikel machen zu wollen, es ist ihre Trägheit, nicht mit der Zeit fortzuschreiten.

— Hören Sie nur weiter. Natürlich dachte ich, jetzt gehst du davon und siehst zu, daß du wieder hinter die Drechselbank kommst. Ich kriegte auch richtig Arbeit. Wie ich aber nun den Meißel in die Hand nehme, gehts los: Was ist das für eine Kratzerei, solche Arbeit können wir nicht brauchen! Ich hatte

es aber bei der Fabrikware nicht besser gelernt. Nun sollte ich eine Säule nach Zeichnung machen. Das konnte ich nicht, ich konnte Pfeifenspitzen machen, weiter nichts. Das war also wieder nichts. Nun ziehe ich nach Weißenbrunn zurück, gebe dem Werkmeister die himmlisch besten Worte und werde aus Gnade und Barmherzigkeit wieder aufgenommen. Drauf habe ich mit zehn andern ein halbes Jahr lang Hornknöpfe gedreht, dann wars wieder vorbei. Die ganze Welt war voll Hornknöpfe. Um nur Arbeit zu haben, ging ich in die Schleiferei und schluckte Staub, bis ich nicht mehr konnte, hernach hatte ich die Beize und habe mir auch noch das bischen Augenlicht verdorben. Jetzt wurde ich wieder abgelohnt. Nun konnte ich gehen und was andres anfangen. Ich frage Sie nun, was konnte ich andres anfangen? Wie die Kinder schrieen und die Frau heulte, nahm ich mir ein Herz und ging zum Alten. Da kam ich schön an. Ich hätte meinen Lohn gekriegt, und damit wäre es gut, eine Pensionsanstalt hätten sie nicht. Wie ich darauf nicht ging, warfen sie mich hinaus. Am andern Tage hieß es, ich könnte Kohlen schippen, sollte aber ja nicht vergessen, wie gut man mit mir wäre. Gut, ich schippe Kohlen. Das war ich aber nicht gewöhnt und konnte die Nachtschicht nicht aushalten, besonders beim Schichtenwechsel, wo es vierundzwanzig Stunden hintereinander geht. Folglich fing ich an Schnaps zu trinken, nur daß ich mich auf den Beinen erhalten wollte. Wenn man aber erst einmal angefangen hat, das wissen Sie selbst, dann läßts einen nicht wieder los. Zu guterletzt erwischt mich der Treibriemen und quetscht mir die Hacke ab. Sie sagten, ich wäre betrunken gewesen, es ist aber

nicht wahr. Hätte ich in der Nacht mein halbes Quart gehabt, wäre mirs nicht passiert. Nun bezahlten sie mir noch großartig ein paar Thaler Kurkosten, setzten mich vor die Thür und wünschten mir alles Wohlergehen, nachdem sie mich ausgebeutelt hatten bis auf das Augenlicht und die gesunden Knochen. Sehen Sie, das ist Menschenschinderei.

— Warum haben Sie sich denn nicht auf das Haftpflichtgesetz berufen? Sie hatten ja ein Recht dazu.

Brand schlug ein wahres Höllengelächter an.

— Recht? Die Reichen haben ein Recht, wir haben kein Recht.

— Unsinn! Sprechen Sie doch nicht solche Thorheiten aus.

— Das ist kein Unsinn, lieber Herr, das ist wahrhaftige Wahrheit. Natürlich habe ich geklagt. Denn warum? Ich dachte, nach dem Gesetze muß der Herr für den Schaden aufkommen. Ich bin in seinem Dienste an der Maschine verunglückt, folglich muß mich der Besitzer entschädigen. Prosit Mahlzeit, nicht einen Pfennig habe ich gekriegt.

— Wenn Sie freilich an Ihrem Unglück selbst schuld sind.*)

— Selber schuld? Natürlich. Wem etwas passiert, der ist allemal selber schuld. Das kann man schon so machen. Hören Sie nur weiter. Der Alte nahm den Justizrat Klingestein, und ich nahm erst Kleebergen und hernach den Volksanwalt. Da haben sie

*) Damals galt noch das alte Haftpflichtgesetz. Nach dem jetzt geltenden Unfallversicherungsgesetze erhält der Verunglückte auch bei nachgewiesener Verschuldung eine Rente.

mich herumgehetzt mit Kniffen und Finten, daß ich dachte, ich müßte verrückt werden. Ich dachte gerade so wie Sie: Recht muß Recht bleiben, setzte den letzten Groschen zu und trieb die Sache immer weiter. Das war wirklich zum Lachen, wenn ich mich nur sehen ließ, wurden sie blaß vor Wut und schrieen Feuerjo. Es half mir aber alles nichts. Ich war und blieb ein Säufer, ein unzuverlässiger Mensch und wurde abgewiesen. Denn warum? Alle zeugten sie gegen mich. Der Maschinist hatte nichts gesehen, der Heizer wußte von nichts, und der Faktor redete dem Herrn nach dem Maule. Wenn Sie einmal in die Lage kommen sollten, den Rat will ich Ihnen geben, lassen Sie sich nicht mit Schaute und Walker ein; das sind die rechten Kunden.

— Mit — wem?

— Schaute und Walker — ja so, das wissen Sie nicht; so pflegten wir unter uns zu sagen, ich meine Schaufuß und Walter.

Mein armer Freund Rudolf, dem schon während des Berichtes fatale Erinnerungen aufgestiegen waren, hatte die Empfindung, als würde ihm ein Eimer heißes Wasser ins Gesicht gegossen. Er erinnerte sich jetzt des Falles, und daß er allerdings alle Mittel aufgeboten hatte, diesen Menschen, der ihm als frecher Querulant dargestellt worden war, unterzukriegen. Übrigens hatte er dabei auch nur sein eignes Recht gewahrt. Was ging es ihn an, wenn sich einer durch eigne Verschuldung unglücklich machte? Dieser Mensch, dem er noch dazu Wohlthaten erwiesen hatte, stellte ihn nun als Ungeheuer und Blutsauger dar.

— Mensch, schämen Sie sich nicht, so etwas zu sagen?

— Es ist doch die Wahrheit.

— Nein, es ist nicht wahr. Haben Sie nicht 150 Mark Abfindung bekommen?

— Woher wissen Sie denn das? Ja freilich, am Ende hieß es, ich sollte mich abfinden lassen. Sie boten mir fünfzig Thaler. Was wollte ich machen, ich war fertig und hatte nichts mehr zu leben, da habe ich das Geld genommen. Es hat auch vierzehn Tage gereicht.

— Also verschwendet haben Sie es?

— Es ist wahr, es ging ein bischen schnell zu Ende, aber ich wußte doch nun, was ein Mensch mit Leib und Leben wert ist. Ich habe mirs ausgerechnet, passen Sie einmal auf: 12 Jahre Arbeit, die Woche 15 Mark, dazu 50 Thaler Abfindung und 20 Thaler Kurkosten, macht 3170 Thaler, das ist gerade so viel, wie ein paar gute Kutschpferde kosten, den Hafer nicht mitgerechnet.

— Aber was wollen Sie denn weiter, wenn Sie Ihre Bezahlung gekriegt haben?

— Einen Strick, Herr, um solche Bettelsäcke wie unsereins aufzuhängen. Denn das bischen Almosen, das die Stadt giebt, ist nur zum Verhungern.

— Weil Sie es in Branntwein vertrinken.

— Vertrinken? Ja was soll man denn weiter damit anfangen? Das bischen Schnaps ist noch das einzige, was man vom Leben hat. Und Sie denken wohl, ich bins allein? Es giebt ihrer genug, die gerade so weit gekommen sind wie ich. Fragen Sie nur auf den Landstraßen nach. Wissen Sie was? Die sollte man photographieren lassen und den Herren an die Häuser kleben, das müßte sich ausnehmen wie das Haus des Sultans von Dahome, das sie mit

Menschenknochen garniert haben sollen. Na, nichts für ungut.

Freund Schaufuß sprang auf und verließ in höchster Entrüstung die Stube. Von der Tiefe solcher Gemeinheit hatte er bisher keine Ahnung gehabt. Aber merkwürdig, er konnte eine Vorstellung nicht los werden, das war das Bild seiner eignen Fabrik, aber nicht die Vorderseite mit der goldglänzenden Firma, sondern jener Winkel hinter dem Maschinenhause, wo Müll, Schutt, altes Eisen und dergleichen abgelagert wird. Er war von jeher ungern dorthin gegangen; jetzt quälte ihn die Vorstellung, daß es auch für das Menschenmaterial solche Schuttwinkel gebe.

Dieser Brand war in der That ein ganz verkommenes Subjekt, sein Verschulden lag offenbar zu Tage, er war keineswegs ein bemitleidenswerter Unglücklicher. Er hatte nichts gelernt, er hatte für böse Einflüsse jederzeit ein offnes Ohr gehabt, er hatte seine physischen und geistigen Kräfte in unsinniger Weise verschwendet, niemand brauchte sich Vorwürfe seinetwegen zu machen. Er war das Resultat ungünstiger Verhältnisse, die notabene „von jeher nicht anders gelegen hatten." Dennoch blieb es eine traurige Thatsache, daß Menschen auf diese Weise auf den Schutthaufen kommen. Und dazu behauptete der Mensch, bitteres Unrecht erlitten zu haben — von ihm, dem wohlmeinenden und rechtlich denkenden Manne! —

Selbigen Tages fragte Käthchen bei Tisch: Aber Papa, was hast du denn? Du siehst ja ganz bitterböse aus.

— Kind, ich habe mich geärgert.

— Ach, Papa, ich dachte, du brauchtest dich nicht

mehr zu ärgern, seitdem du die Schreibärmel ausgezogen hast.

— Das dachte ich auch, Kind, aber wer kann sich gegen die Niedertracht der Gesinnung verwahren? So und so sei es ihm gegangen, und es folgte der ausführliche Bericht. — Was sagst du dazu?

— Der arme Mann!

— Was? Du bedauerst den Kerl noch?

— Papa, der Mann kann von seinem Standpunkte aus kaum anders urteilen.

— Aber dieser Standpunkt ist völlig unberechtigt.

— Mag sein, aber wie soll er das wissen? Papa, du mußt dich des Mannes annehmen. Ich finde, wir haben die Verpflichtung dazu.

Das wollte Schaufuß nun durchaus nicht zugeben. In Anbetracht dessen jedoch, daß er die Schreibärmel ausgezogen und das kaufmännische Interesse nicht mehr zu vertreten habe, und da es Käthchen wünsche, der nun einmal eine Bitte nicht abzuschlagen war, gab er nach und ließ sich Eugen Brand nach einigen Tagen kommen. Der trat denn auch wohlgemut an, ließ sich auf dem besten Lehnstuhle nieder und blinzelte erwartungsvoll mit den Augen.

— Brand, ich will annehmen, sagte Schaufuß, daß Sie neulich etwas aufgeregt waren. Ich muß Ihnen jetzt in aller Ruhe sagen, daß Sie völlig im Unrechte sind. Es ist nötig, Ihnen das klar zu machen, damit Sie Ihre Lage begreifen und nicht gänzlich verlumpen. — Nun folgte eine kunstgerechte Auseinandersetzung über die rechtlichen Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, daß die Freiheit des Verkehrs zwischen diesen Faktoren in keiner Weise beschränkt oder versichert werden

dürfe, daß jeder für sich selbst die Verantwortung trage, daß man die Dinge gehen und sich selbst regeln lassen müsse, und daß einzig und allein Angebot und Nachfrage die Preise bestimmen dürften.

Mit diesen Gründen hatten nun freilich die Leitartikel seiner Zeitung oft genug Bismarck und die ganze Schutzzöllnerschaft siegreich abgethan, aber auf Branden machten sie gar keinen Eindruck. Der saß auf seinem Stuhle und blinzelte weiter.

— Was sagen Sie dazu, Brand? sprechen Sie sich nur aus.

— Wenn Sie es hören wollen? — eine Regelung, wo der eine zum Millionär und der andre zum Krüppel wird, kann mir nicht passen.

— Aber Sie können doch nicht verlangen, hundert Thaler täglich einzunehmen. Angebot und Nachfrage —

— Wissen Sie was, Herr Schaufuß, wenn ich Sklavenhändler wäre, dann würde ich mit Ihrer Moral von Angebot und Nachfrage ganz schön auskommen.

Dabei blieb es. Die schönsten Gründe, die zwingendsten Schlußfolgerungen prallten an der brutalen Thatsache ab, daß Brand ein Krüppel war und hungern mußte.

— Und vergessen Sie nicht — fügte Schaufuß endlich hinzu —, daß Sie ein Christ sind, und daß Ihre Religion Ihnen christliche Geduld gebietet.

Da stand Brand auf und wollte, ohne ein Wort zu sagen, weggehen.

— Wo wollen Sie denn hin, Brand?

— Fort will ich, Herr Schaufuß, verspotten sollen Sie mich nicht. Neulich war der Pastor bei mir, der

redete von christlicher Geduld. Dem Manne nehme ich das nicht übel, der muß so reden, denn das ist sein Geschäft; dem sieht mans auch an, daß er glaubt, was er sagt. Aber Sie?

— Warum denn ich nicht?

— Das kommt mir so vor — ich wills lieber nicht sagen, wie mir das vorkommt.

— Nur immer heraus damit.

— Ich wollte sagen, das kommt mir so vor, wie wenn der Fuchs den Hühnern predigt.

Es war durchaus nichts mit dem Menschen anzufangen. Er wurde endlich mit dem ansehnlichen Geschenke von fünf Mark entlassen. Das schien meinem Brand ganz annehmbar, und er verschwand, um das Geld schleunigst in Kalbsbraten, Kuchen und Branntwein anzulegen. Von da an sprach er mit großer Regelmäßigkeit unter immer neuen Vorwänden bei Schaufuß vor, der ihm denn auch regelmäßig eine immer kleiner werdende Gabe reichte. Brand war öfter betrunken als je und kam sichtlich immer weiter herunter. Als er zum erstenmale nur einen Groschen erhalten hatte, machte er auf dem Markte eine große Szene und schimpfte auf Gott, alle Welt und den schäbigen Filz, den Schaufuß.

Mit Almosen ging es also auch nicht. Nun, dann mag er arbeiten, hieß es. Für eine leichte Arbeit wie Korbflechten reichten am Ende seine Kräfte und seine Augen noch hin. Es wurde ein Korbmacher angenommen, der ihn zu unterweisen hatte. Aber Brand war zum Lernen viel zu alt und war viel zu abgebrüht, um für irgend etwas guten Willen zu haben. So lange er mußte, stocherte er in seinen Weiden herum; sobald man ihn sich selbst überließ,

warf er die Arbeit weg und erging sich bei der vielgeliebten Flasche in niederträchtigen Redensarten.

Endlich hieß es: Wenn es denn der Mensch nicht besser haben will, so mag eiserne Strenge angewendet werden. Es wurden alle Unterstützungen eingestellt, auch bewirkt, daß die städtischen Almosen zurückgezogen wurden. Brand wurde überwacht, moraliter in eine Art Prügelkur und physice in eine Hungerkur genommen, um ihn zur Arbeit zu zwingen. Aber auch das war vergeblich. Er prügelte seine Frau und zog bettelnd über Land. Nun wäre noch das Armenhaus übrig geblieben, aber Brand erklärte mit so desperater Miene, daß er lieber ins Wasser als dahin gehen werde, daß man es nicht wagen mochte, ihn dahin zu zwingen.

Da wusch Rudolf Schaufuß seine Hände in Unschuld und gab den Mann auf. Er war es nicht wert gewesen, daß man sich um ihn kümmerte; so mochte er denn untergehen! Oder welches Mittel wäre denn etwa unversucht geblieben?

Antwort: Keins, mit Ausnahme — des besten. Alle hatten sie gepredigt, gescholten, überzeugen, zwingen, bessern wollen und nichts erreicht, wei eine Kleinigkeit dabei fehlte, die am Ende die Hauptsache ist. Als die vortrefflichen und verständigen Leute den Stab gebrochen hatten, konnte es mein gutes Käthchen nicht übers Herz bringen, mit ihnen zu sprechen: Hinab ins Verderben. Was ging sie denn der ganze Krimskrams von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, von Angebot und Nachfrage an? Der elende Mensch that ihr leid, vielleicht war er krank, vielleicht hatte er nichts zu essen. So war es auch. Sie fand den Mann krank und halb ver-

hungert. Da half sie denn, wo es not war, und redete, wie es ihr gerade vom Herzen kam. Gepredigt hat sie nicht, auch keine heiligen Gesichter gemacht, vielmehr geplaudert und gelacht, wie sie es gewohnt war. Das waren Klänge, die Brand in seinem Leben nie gehört hatte. Daß es einen Menschen geben könne, der es wirklich mit ihm gut meine, ohne etwas von ihm zu wollen, das war ihm völlig neu, so neu, daß er für solche Erfahrung in seiner gemeinen Seele gar keinen Raum hatte. Er wollte ihr auch keinen Raum geben und versteckte sich hinter mürrischem Trotze und schnödem Undanke. Aber auf die Dauer hielt er das nicht aus: er wurde weich und fing an, wunderliche Reden über sich und seine Vergangenheit zu führen, aus denen sich mit steigender Klarheit das Urteil herausschälte, daß er ein großer Esel gewesen sei. Ein merkwürdiger Mensch! — Einige Wochen darauf war er tot; seine letzten Worte waren ein Gruß an seinen alten Schaufuß gewesen, und er möchte es „nicht für ungut" nehmen.

Mein Freund Schaufuß aber war von diesem Ende der Geschichte höchst befriedigt und zählte von nun an weibliche Mildthätigkeit zu den sozialen Faktoren. Mir aber blieb doch eine offne Frage: Soll man den Menschen erst halb tot schlagen lassen und dann den barmherzigen Samariter spielen, oder ist es nicht besser, den gefährlichen Wüstenweg von Jerusalem nach Jericho lieber gar nicht zu gehen?





5

Du sollst nicht stehlen



Es war in der That höchst unvorsichtig von dem Herrn Kantor gewesen, daß er bei einer Sitzung des landwirtschaftlichen Vereins, während man über die Wirkung der Forst- und Feldpolizeigesetze debattierte, gesagt hatte: Und was das Mausen angeht, so ist das ganz egal — die Oberdorfer und die Unterdorfer mausen alle miteinander. Dieses ebenso große als gelassen ausgesprochene Wort hatte allseitige Zustimmung gefunden, selbst bei den Oberdorfern und Unterdorfern, denn zu bestreiten war die Sache nicht, sie mausten allerdings alle, und das mußten sie ja selber am besten wissen. Und es brauchte sich ja niemand bestimmt getroffen zu fühlen. Auf der Kölbischen Kirmes aber fingen die getreuen Nachbarn und desgleichen an zu höhnen und die Ober- und Unterdorfer auszulachen — das kann kein Bauer vertragen. Grobheiten berühren ihn nicht sehr, auch sittliche Indignation macht wenig Eindruck auf sein Gemüt, wer aber den Bauer „blamiert," der macht

hungert. Da half sie denn, wo es not war, und redete, wie es ihr gerade vom Herzen kam. Gepredigt hat sie nicht, auch keine heiligen Gesichter gemacht, vielmehr geplaudert und gelacht, wie sie es gewohnt war. Das waren Klänge, die Brand in seinem Leben nie gehört hatte. Daß es einen Menschen geben könne, der es wirklich mit ihm gut meine, ohne etwas von ihm zu wollen, das war ihm völlig neu, so neu, daß er für solche Erfahrung in seiner gemeinen Seele gar keinen Raum hatte. Er wollte ihr auch keinen Raum geben und versteckte sich hinter mürrischem Trotze und schnödem Undanke. Aber auf die Dauer hielt er das nicht aus: er wurde weich und fing an, wunderliche Reden über sich und seine Vergangenheit zu führen, aus denen sich mit steigender Klarheit das Urteil herausschälte, daß er ein großer Esel gewesen sei. Ein merkwürdiger Mensch! — Einige Wochen darauf war er tot; seine letzten Worte waren ein Gruß an seinen alten Schaufuß gewesen, und er möchte es „nicht für ungut" nehmen.

Mein Freund Schaufuß aber war von diesem Ende der Geschichte höchst befriedigt und zählte von nun an weibliche Mildthätigkeit zu den sozialen Faktoren. Mir aber blieb doch eine offne Frage: Soll man den Menschen erst halb tot schlagen lassen und dann den barmherzigen Samariter spielen, oder ist es nicht besser, den gefährlichen Wüstenweg von Jerusalem nach Jericho lieber gar nicht zu gehen?





5

Du sollst nicht stehlen



Es war in der That höchst unvorsichtig von dem Herrn Kantor gewesen, daß er bei einer Sitzung des landwirtschaftlichen Vereins, während man über die Wirkung der Forst- und Feldpolizeigesetze debattierte, gesagt hatte: Und was das Mausen angeht, so ist das ganz egal — die Oberdorfer und die Unterdorfer mausen alle miteinander. Dieses ebenso große als gelassen ausgesprochene Wort hatte allseitige Zustimmung gefunden, selbst bei den Oberdorfern und Unterdorfern, denn zu bestreiten war die Sache nicht, sie mausten allerdings alle, und das mußten sie ja selber am besten wissen. Und es brauchte sich ja niemand bestimmt getroffen zu fühlen. Auf der Kölbischen Kirmes aber fingen die getreuen Nachbarn und desgleichen an zu höhnen und die Ober- und Unterdorfer auszulachen — das kann kein Bauer vertragen. Grobheiten berühren ihn nicht sehr, auch sittliche Indignation macht wenig Eindruck auf sein Gemüt, wer aber den Bauer „blamiert," der macht

sich ihn zum unversöhnlichen Feinde. Sie haben uns blamiert, und der Kanter wird verklagt — das war das Endergebnis.

Wirklich fanden sich auch zwei Nachbarn und Einwohner von Ober- und Unterdorf, die in die Stadt liefen und die Sache anhängig machten; natürlich mindestens beim Staatsanwalt. Dieser wies die Sache ab und an das Schöffengericht, das die Privatklage Schwenkfeld-Aupel contra Stachwitz annahm.

Dem Herrn Kantor Stachwitz war es nicht ganz wohl zu Mute. Die ganze Klage war zwar Unsinn, es war sogar unverantwortlich, daß sich die Gerichte zu solchen Sachen hergaben. Indes ist es mit einem Prozesse wie mit einem Kartenspiele. So wie dort niemand vorhersagen kann, wie die Karten schlagen, und man immer erwarten muß, daß das Unerwartete geschieht, so spielt man auch seinen Prozeß und gewinnt oder verliert ihn, wie das im unergründlichen Ratschlusse der Juristen liegt. Als der Kantor aber die Namen Schwenkfeld und Aupel las, mußte er lachen. Was? Die beiden größten Lumpen von Ober- und Unterdorf, der eine ein notorischer Wilddieb, der andre ein Spitzbube, der schon gesessen hat — die wollten wegen Ehrenkränkung Klage führen? Auch war es ja weltbekannt und fast ein Sprichwort: „Oberdorf oder Unterdorf, ganz egal, sie mausen alle." Und zum Überfluß versicherte er sich noch der Bundesgenossenschaft eines alten Weibes, das beschwören konnte, den Aupel beim Wildern getroffen zu haben.

Die Verhandlung begann mit der üblichen Feierlichkeit, der Richter und die Schöffen machten bedeutsame Mienen. Der Talar des Herrn Amts-

richters und besonders auch der des Herrn Amts-schreibers machten großen Eindruck, und die Majestät des Gesetzes flößte unverkennbar tiefe Achtung ein. Der Kantor hatte es im Bewußtsein seiner guten Sache unterlassen, einen Anwalt zu nehmen, die Kläger hatten den Justizrat Schlepper, einen berühmten Redner und wahren Schutzengel aller Lumpen, Schufte und zweifelhaften Persönlichkeiten, zum Anwalt genommen. Dieser Herr hielt denn auch eine große Rede, in der er an das Gerechtigkeitsgefühl der Mit- und Nachwelt appellierte und seine Auftraggeber als schwer gekränkte Biedermänner darstellte, die keine höhere Aufgabe kannten, als über die Makellosigkeit ihres Rufes zu wachen, und denen das Vaterland eine glänzende Rechtfertigung schuldig sei. Er beantragte eine empfindliche Strafe gegen den Verklagten; vierzehn Tage Gefängnis sei nicht zuviel, besonders, da er als Lehrer wohl hätte wissen müssen, was er that, wenn er ehrenwerte Mitbürger dem Hasse und der Verachtung preisgab.

Der Herr Kantor war einigermaßen verblüfft; so hatte er die Sache nicht angesehen. Doch erklärte er, den Beweis der Wahrheit antreten zu wollen. Als man ihm begreiflich machte, daß das in Bezug auf „alle" Oberdorfer und Unterdorfer unmöglich sei, da er von Kindern, Säuglingen und Kranken unmöglich den Beweis dafür beibringen könne, daß sie gestohlen hätten, ganz zu schweigen von seinen beiden Kollegen und dem Herrn Pfarrer, so sagte er, er wolle den Beweis der Wahrheit in Bezug auf die beiden Kläger führen; er habe hier eine Frau, die beschwören könne, den Aupel beim Wildern getroffen zu haben.

Die Frau sollte nun schwören, ehe sie noch eine

Aussage gemacht hatte, was sie sehr erschreckte. Darauf fing sie nach alter Weiber Art ihre Historie an, verwickelte sich in Nebendinge, wurde vom Richter unterbrochen und vom Advokaten angeschrieen, dazu drohte Aupel, daß er sie meineidig machen würde, und so erklärte sie am Ende, weder etwas gesehen zu haben, noch etwas zu wissen, noch etwas beschwören zu können. Der Wahrheitsbeweis betreffend den Aupel war also gescheitert.

Der Schwenkfeld aber hatte ja nachweislich sechs Wochen gesessen und konnte unmöglich den Beleidigten spielen. Weit gefehlt! Im Gegenteil, man machte dem Kantor klar, daß durch die Strafe die Übertretung gesühnt und völlig aus der Welt geschafft werde, wie Plus und Minus Null geben. Man habe nicht das Recht, jemandem vorzuwerfen, daß er gesessen habe. Sobald die Zeit verflossen, für die das Gericht die Ehrenrechte aberkannt habe, sei aus dem Spitzbuben ein Ehrenmann geworden, der jeden verklagen könne, der ihn an das Zuchthaus erinnere. Und nun gar der Ausdruck „mausen“! Er bedeute einen gewohnheitsmäßigen Diebstahl und sei jedenfalls strafbar.

— Aber, meine Herren, Spitzbube ist doch Spitzbube.

— In moralischem Sinne allerdings, aber nicht im Sinne des Gesetzes.

Also giebt es einen Unterschied zwischeu moralischer und gesetzlicher Anschauung, es giebt unmoralische Gesetze und ungesetzliche Moralität? Dem Herrn Kantor drehten sich die Gedanken im Kreise; er glaubte zu träumen, die ganze Sache war ihm wie ein wunderliches Fiebergebilde. Ohne weitere

Widerrede ließ er sich endlich zu zwanzig Mark und in die Kosten verurteilen und würde sich kaum gewundert haben, wenn man ihn auf fünf Jahre eingesperrt oder in ein Korrektionshaus geschickt hätte.

Am nächsten Tage las die befriedigte Bürgerschaft im Schöffengerichtsberichte, daß ad 4 die Marie Emilie Schultz, 15 Jahre alt, die mittelst selbstgeschriebner Anweisung sich bei einem Konditor ein Stück Kuchen erschwindelt hatte, mit vier Wochen Gefängnis bestraft worden sei. Die Strafe war gegen den Antrag des Amtsanwalts so hoch bemessen worden, weil das Gericht der Meinung war, beim Überhandnehmen der Naschhaftigkeit ein Beispiel statuieren zu sollen. Gleich darunter stand ad 5 berichtet, daß in der Privatklage Schwenkfeld-Aupel contra Stachwitz der letztgenannte zu 20 Mark verurteilt worden sei, weil er gesagt habe, in Ober- und Unterdorf mausten sie alle.

Natürlich stand den Klägern Schwenkfeld und Aupel das Recht zu, den Tenor des Erkenntnisses binnen vier Wochen nach Zustellung des Urteils im Kreisblatt zu veröffentlichen, was auch geschah. Die im Namen des Königs ausgesprochene Ehrenerklärung der verkannten Biedermänner Schwenkfeld und Aupel machte sich sehr feierlich, und die beiden betreffenden lasen sie sich abends in der Oberschenke so oft vor, bis sie ganz gerührt wurden und beinahe selber dran glaubten.

Die Wirkung in Ober- und Unterdorf war eine ganz erstaunliche. Ganze Wallfahrten zogen nach der Stadt, um auf Kosten des Kantor Stachwitz eine gedruckte Rechtfertigung gegen etwaiges Mißtrauen zu erlangen. Der Rechtsanwalt Schlepper nahm sie

alle, alle auf und machte die bekannten nichtsversprechenden Versprechungen. Aber das Gericht urteilte, daß im Sinne des ne bis in idem die Sache abgethan sei. Darauf rückten die Kläger dem Herrn Rechtsanwalt aufs Quartier, um ihm ein Aufgebot zu machen; der aber kannte seine Pappenheimer und setzte sie einfach vor die Thür, indem er dem letzten, der nicht gehen wollte, unter vier Augen anzuhören gab: Übrigens, alter Freund, hat der Kantor Stachwitz ganz Recht; daß ihr samt und sonders Mausebande seid, wißt ihr selber am besten. Mit sichtlich gehobnem Rechtsbewußtsein zogen sie wieder heim.

— Was meinte denn der Advokate? fragte einer den nachkommenden alten Freund.

— Er sagte, der Kantor hätte ganz Recht gehabt, das wüßten wir schon selber.

Allgemeines Kratzen des Kopfes.

— Habe ich dirs nicht gesagt, Andrees, wir haben ihm nur nicht genug geboten. Wenn wir nur genug gezahlt hätten, hernach hätten wir schon Recht bekommen. Schweigende Zustimmung.

— Das ist aber auch eine Ungerechtigkeit, meinte ein andrer, Aupel und Schwenkfeld kriegen Recht, und nachher heißt es, der Kantor hätte Recht.

— Na was denn? Einer gewinnt, und einer verliert, das ist einmal so.

— Ja, und wenns Schwenkfeld und Aupel nicht gemaust hätten, dann hätten sies gar nicht dranzuwenden gehabt.

In selbiger Nacht wurde sowohl in Oberdorf wie in Unterdorf barbarisch gestohlen. Der Baron

war wütend, und der Oberamtmann ritt in die Stadt und sagte im Goldnen Löwen den versammelten Herren Juristen auf den Kopf zu, sie wären mit ihrer .... Juristerei an der ganzen Wirtschaft allein schuld. Womit er sehr Unrecht hatte, wie sich bald zeigen wird.

Es geht mit dem Volksbewußtsein ähnlich wie mit den Zeitideen, daß sie sich à la Hegel objektivieren, verdichten und verkörpern und dann durch Menschenmund reden. In Oberdorf hatte sich das Volksbewußtsein in Gestalt der Mutter Sachsen objektiviert. Was die Mutter Sachsen sagte, war richtig und entsprach durchaus der Denkweise der Oberdorfer. Diese waren nämlich die anständigern, aber mausen thaten sie auch.

Am andern Abend nach der Nacht, in der besagte Mauserei stattgefunden, hatte sich ein Rest alter Weiber vorm Backhause unter der Linde zusammengefunden. Die Mutter Sachsen hatte den Vorsitz. Nachdem man die persönlichen Verhältnisse der Versammelten erörtert hatte, wandte sich die Diskussion dem Allgemeinwohle zu. Die Mutter Sachsen schüttelte kummervoll ihr Haupt und sagte, als man den Zorn des Herrn Baron referiert hatte: — 'S ist auch wahr, Kinder! Das Mausen, das Mausen. Kinder, 's wird zu arg mit dem Mausen.

— Ja, Mutter Sachsen, antwortete der Chor, es wird zu arg mit dem Mausen. Was sie die Nacht wieder weggeschleppt haben! Zum mindesten drei Schock Stroh von dem Feimen! Es ist ein großes Loch, was sie rausbattalcht haben. Und mit dem Wagen sind sie hingefahren!

Die Mutter Sachsen schüttelte abermals kummer=

voll ihr Haupt und sagte: Was zu arg ist, ist zu arg, man muß auch nicht ausverschämt sein.

— Nein, Mutter Sachsen, man muß auch nicht ausverschämt sein.

— Wenn ich was nehme, fuhr das Volksbewußtsein fort, wo es da ist, und wo es keiner vermissen thut, das heiße ich nicht mausen. Die armen Leute wollen doch auch leben.

— Jawohl, Mutter Sachsen, die armen Leute wollen auch leben. Das liebe Gut liegt ja da; das ist keine Sünde, wenn mans nicht umkommen läßt, wenns daliegt.

Zur Steuer der Wahrheit mag hier verraten sein, daß die Sprecherin das Umschlagetuch des gnädigen Fräuleins zum Unterrock umgestaltet trug. Ob das auch liebes Gut war, das nicht umkommen sollte, muß unentschieden bleiben.

— Bei Pfarrersch hat sich dies Jahr das Obst auch recht verkleckert, sagte eine, die sicher in dieser Frage sachverständig war. — Na ja, es will ja jeder sein Häppchen davon haben.

— Pfarrersch haben auch genug. Wenn die alles allein essen wollten, dann möchte ich wissen, wo sie alles hinessen wollten. — Jawohl, Mutter Sachsen, Pfarrersch haben genug. Na, Pfarrersch sind auch gut, die zeigen keinen Menschen an, aber der Inspektor, das ist ein rachgieriger*) Mensch. Der zeigt die Leute gleich an und macht sie unglücklich. Das ist auch eine Sünde, wenn man keinem nichts gönnt.

Die Mutter Sachsen wiegte ihr Haupt und sagte:

---

*) Abkürzung aus rachengierig, gleich habgierig.

Aber die Unterdorfer treiben es zu weit. Wenn sie wenigstens mit Verstand mausten. Aber da giebts Dummerjans, die decken die Mieten auf und holen die Kartoffeln raus, hernach erfriert der ganze Haufen. Pfui Teufel, so was könnte ich nicht thun! Auf der Karre fahren sies in die Stadt und verkaufen es thalerweise. Das sind Räuber, die ins Zuchthaus müßten!

— Jawohl, Räuber sinds, sie bemausen sich ja unter einander! Da schämte ich mich doch der Sünde.

— Sie haben keine Überlegung im Kopfe. Im Herbste, da liegts doch da, da kann man seins doch fürs liebe Vieh nehmen. Da kann man ganz gut seine vier, fünf Schweine fett machen; das macht immer einen schönen Thaler Geld. Aber da giebts welche, die fressen alles allein auf und haben hernach kein Zeug auf dem Leibe. Pfui Teufel!

— Jawohl, Mutter Sachsen, wenn man sein Vieh nicht Hunger leiden läßt, das ist keine Sünde. Rübenblätter und sowas, das liegt ja da, und der liebe Gott läßts doch nicht bloß für einen wachsen.

So ging das Gespräch, Rede und Echo, noch eine gute Weile weiter. In selbiger Nacht aber ward wiederum gewaltig gestohlen — diesmal aber mit Verstand, und das ist keine Sünde!

Wie ist es möglich, daß eine solche Volksmoral sich bilden kann? Es ist das auch ein Stück sozialer Frage.

Felddiebstähle sind zu allen Zeiten im Schwange gewesen, besonders, wo gemeinsames Eigentum zu

finden war, und wo sich der Begriff des herrenlosen Eigentums leicht finden konnte. Von Walddörfern, in denen der Holzdiebstahl von jeher fast zu den berechtigten Lebensäußerungen gehört hat, will ich nicht reden; ich rede von Gegenden bester Bodenklasse und fortgeschrittenster Kultur. Wenn in solchen Gegenden in einzelnen Dörfern der Diebstahl epidemisch wird, während in benachbarten Ortschaften wenig desgleichen hervortritt — „so hat die Schule nicht ihre Schuldigkeit gethan," sagt die öffentliche Meinung. Man darf aber den Einfluß der Schule nicht überschätzen. Verhältnisse sind zwingendere Gründe als Worte; schließlich behält doch die häusliche Gewohnheit Recht.

Vor einem Menschenalter waren Oberdorf und Unterdorf ein paar stille, ordentliche Dörfer. In Unterdorf hatte der Baron Kraushaar sein Gut, das nach alter Väter Weise bewirtschaftet wurde. Ob dabei die höchsten Erträge erzielt wurden, bezweifle ich, aber Herr und Knecht befanden sich wohl dabei. In Oberdorf gab es ein paar Großbauern und eine größere Anzahl von Anspännern und Kossaten. Das benachbarte, allerdings im andern Kreise gelegne Stiftsgut war an den Oberamtmann Schwiebus verpachtet, mit der Bedingung, in der Nähe eignen Besitz nicht erwerben zu dürfen. Es ging seinerzeit das Gerücht einer ärgerlichen Geschichte zwischen dem Oberamtmann Schwiebus und dem Administrator. Es sollten sich damals am Geburtstage des Administrators ein paar Kutschpferde auf dessen Hof verlaufen und dieser bald darauf unbegreiflicherweise übersehen haben, daß Oberdorf, obwohl im fremden Kreise gelegen, doch flurbenachbart vom Stiftsgute sei. Demgemäß erhielt der

Oberamtmann die Erlaubnis, ein Bauerngut in Oberdorf zu kaufen, das überraschend schnell fett wurde und sich von Jahr zu Jahr vergrößerte. Schließlich gab der Oberamtmann die Pachtung auf und zog auf sein Gut.

Diese Vorgänge kannte jedermann und hatte nichts dagegen. Leben und leben lassen!

Nun fing aber Schwiebus an, Oberdorf auszukaufen, hier einen Hof, der erbteilungshalber zu haben war, dort einen andern, dessen Besitzer in der Geldklemme saß. Jeder Morgen Acker, der mit List, Überredung und Ausdauer zu erreichen war, wurde gekauft und am Ende auch nicht zu gering bezahlt. In die erhandelten Häuser aber setzte er seine Arbeiter. Gegen die Gesetzmäßigkeit dieses Verfahrens war nichts einzuwenden, wenn auch hie und da behauptet wurde, daß der reiche Schwiebus auf die armen Kossaten und Häusler einen unbilligen Druck ausübe. Genug, sie verkauften ihr Land, und der Amtmann kaufte es.

Nun bedarf aber der kleine Landwirt ein gewisses Maß von Land, um überhaupt leben zu können, nehmen wir an: zehn Morgen. Hat er dies Minimum nicht, so hilft ihm auch der Besitz von etlichen hundert Thalern nichts. Er braucht Futter und kann für Geld kein Futter kaufen, weil es nicht feil und weil es viel zu teuer ist. Tritt nun der Fall ein, daß ein solcher kleiner Mann, der von Schulden gedrückt und mit Steuern belastet ist, Unglück, Krankheit im Hause, Viehsterben, schlechte Ernte hat, so muß er verkaufen und sinkt unter das zum Leben nötige Minimum an Ackerbesitz. Jetzt ist es ihm unmöglich, die für seine Wirtschaft erforderliche Menge an Körnern und Futter

zu ziehen. Kuh und Schwein wollen ihr Futter haben — da fängt er an zu ernten, wo er nicht gesät hat, und hält sich dazu nach dem Gesetze des Zwanges für berechtigt. Sein Vieh will leben, und er auch. Ist das aber erst an ein paar Stellen eingerissen, so ist kein Halten mehr, einer beruft sich auf den andern. Am Ende bildet sich das Volk seine Realethik selber.

So waren in Oberdorf die größern Besitze zerbröckelt und die kleinern zum Teil unter das bewußte Maß herabgesunken, während der Grundbesitz des Herrn Amtmanns angeschwollen war.

Nun kam aber noch die Separation dazu. Die kleinen Leute, die Häusler und Arbeiter waren bis dahin imstande gewesen, mit Hilfe der Gemeindehutung ihr Vieh zu erhalten. Nach Teilung des gemeinsamen Besitzes waren sie es nicht mehr imstande. Vieh mußten sie halten, um auf dem Lande bestehen zu können — also wurde gestohlen, abermals mit dem Bewußtsein, daß das gar nicht anders gehe, und binnen kurzem wurde aus dem Zwange etwas freiwilliges, ja selbst eine Art Vergnügen.

Der alte Pfarrer wußte das wohl. Er hörte nicht auf zu predigen: Du sollst nicht stehlen! aber er verhehlte sich nicht, daß sein „Du sollst nicht" gerade bis zur Kirchenthür reiche. Der Oberamtmann wußte das auch, und er behandelte alle seine Leute darnach, d. h. als gemeine Mausegesellschaft. Das Schimpfen hörte nicht auf; jeder Verwalter, jede Köchin und Wirtschafterin mußte sich grobe Vorwürfe und niederträchtige Andeutungen gefallen lassen. Wehe dem, der sich gerechtfertigt hätte! Schließlich sahen sie ein, daß sie nicht schlechter wegkämen, wenn

sie wirklich das thaten, was man ihnen doch vorwarf. Eine Drescherin, die von einem fremden Dorfe zugezogen war, in dem man nicht mauste, hielt es einmal für ihre Pflicht, anzuzeigen, daß ein Stück Klee abgesichelt, und daß ihr die Schmidten früh um fünf Uhr vom Felde zurückkehrend mit einem Korbe Klee auf dem Rücken begegnet sei. Da kam sie aber schön an. — Was? Du ..... und es folgte eine Flut der stärksten Kraftworte — anzeigen willst du, eine Spioniererin willst du sein? Du freilich, du faules Tier, schläfst bis in den Tag hinein. — Diese Drescherin hat es hernach noch herrlich weit gebracht.

Das heißt nun freilich geradezu die Leute zum Stehlen erziehen. Mein alter Pfarrer hatte damals dem Herrn Oberamtmann dahingehende Vorstellungen gemacht und geäußert, er sei verpflichtet, eine solche Anzeige, wenn sie einmal gemacht sei, zu verfolgen — natürlich vergeblich. Der Herr Oberamtmann Schwiebus stieg, die Hände in den Taschen, breitbeinig wie auf dem Sturzacker vor dem alten Herrn auf und ab und sagte:

— Verpflichtet? Ich bin zu gar nichts verpflichtet. Anzeigen? Damit ich endlose Hudelei beim Gerichte habe und hernach Frau und Kinder ernähren muß, wenn der Mann sitzt? Das könnte mir passen! Und von der Bande mausen sie alle — damit muß man eben rechnen. Sie sagen immer, ich solle meine Leute besser bezahlen. Meine Leute sind gut genug bezahlt. Ein Arbeiter steht sich bei mir auf 800 Mark und mit dem Mausen auf 1200. Das können Sie jedem einzelnen nachrechnen. Übrigens, Herr Pfarrer, will ich Ihnen sagen, kümmern Sie

sich um Ihre Predigt, um meinen Hof will ich mich selber kümmern.

Das waren also die Oberdorfer. Aber die Unterdorfer sind noch viel schlimmer. Dort haust, wie die Mutter Sachsen sagt, „die richtige Räuberbande.“ Man sollte es nicht glauben, wenn man den schmucken Ort von außen ansieht. Der Park, das vornehme Gutsgebäude, die im funkelnagelneuen Fabrikstile erbauten Wirtschaftshäuser, der hohe Schornstein der Brennerei, die drei Schenken und ein etwas städtischer Anstrich der ganzen Bauart des Dorfes — alles macht den vorteilhaftesten Eindruck. Und doch haust gerade dort eine höchst verkommene und diebische Gesellschaft.

Auch dem Herrn Baron ist es „positiv unerfindlich,“ was die Leute für einen Gefallen am Stehlen haben. Als er das Gut von seinem Herrn Vater übernahm, meinte er, es sei die höchste Zeit, daß die Wirtschaft seines Gutes zeitgemäß umgebildet werde. Er hatte in Tharand studiert und trachtete darnach, die extensive in eine intensive Bewirtschaftung umzuwandeln. Die Kartoffelpläne, die die Leute früher hatten, und die vom Gute bestellt wurden, kamen in Wegfall. Die Arbeiter wurden auf Geldlohn gestellt. Zwei Mark Tagelohn klang sehr ansehnlich. Freilich wurden nur die gearbeiteten Stunden bezahlt; im Winter, wenn die Arbeit ruhte, gab es nichts. Auch der Einzelverkauf wurde gänzlich eingestellt und alles an bestimmte Händler nach auswärts abgefahren. Auf dem Gute war nicht eine Kartoffel, nicht ein Stückchen Butter zu haben. Um der Veruntreuung vorzubeugen, waren die Arbeiter verpflichtet, sich weder ein Huhn noch ein Schwein zu halten. Nach

diesen Gesichtspunkten gab der Herr Baron, der häufig abwesend war, seine Direktive, und der Herr Inspektor führte sie schneidig durch. Die Wirtschaft gestaltete sich zu einem Muster für die ganze Umgegend. Barons mußten mit Bestellung und Ernte stets zuerst fertig sein, das war Ehrensache. Daß die Leute dabei nicht geschont werden konnten, war natürlich.

— Lieber Gott, das ist einmal so, die Leute mögen sich fügen oder gehen, auf Sentimentalitäten kann man sich nicht einlassen.

Die Freizügigkeit kam diesem System zu statten. Die guten, aber in ihren Anforderungen hartnäckigen Elemente zogen fort, und statt dessen siedelte sich jenes ländliche Zigeunertum an, das noch eine Stufe tiefer steht als das Volk der Handarbeiter. Es sind Leute, die ohne Besitz, ohne Hausrat, ohne Orts- oder Landeszugehörigkeit hin- und herziehen, und deren verwahrloste Kinder den Schrecken aller Lehrer bilden. Diese Leute fingen bald an, tonangebend in Unterdorf zu werden. Der Krämer, der lauter schlechte Ware zu teuerm Preise feilhält, und die drei Schankwirte standen sich gut dabei, die Armenkasse desto schlechter. Natürlich reichten die zwei Mark Tagelohn lange nicht so weit als die frühere Naturalleistung; Frau und Kinder mußten ebenfalls auf die Arbeit. So verlumpte das Hauswesen, und der Mann gewöhnte sich an die Schenke. Man frühstückte teuer, kleidete sich teuer, weil man beim Juden im Magazin billig kaufte, und der Sonnabend verschlang einen großen Teil des Lohnes im voraus. Damit war der Vorteil abermals verloren, das Stehlen begann, und die innerlich haltlosen, durch manches böse Beispiel

bereits verdorbnen Leute brachten es darin zu großer Meisterschaft. Der Baron ließ einstecken, wenn er erwischte, aber die aus dem Gefängnis zurückkehrenden waren erst recht schlecht geworden und kannten nun gar keine Scheu mehr. Diese Leute bildeten die Mehrzahl in Unterdorf und gaben den Ton an, während sich die bessern Elemente nachziehen ließen.

— Lieber Gott, meinte der Herr Baron, was ist da zu machen? Die Leute sind selbst schuld daran.

Aber entsetzt war er doch, als die ganze Gesellschaft neulich sozialdemokratisch gewählt hatte, trotz der Verteilung so vortrefflicher Flugschriften und trotz der zwingenden Gründe, die darin entwickelt waren.

— Ist mir positiv unerfindlich, sagte der Herr Baron.





6

Arme reiche Leute



n Oberdorf stoßen Pfarrgarten und Gutsgarten unmittelbar aneinander, ein kleiner Bach, an dessen Ufern Erlen und Weiden stehen, bildet die Grenze. Eine Brücke führt nicht hinüber, doch liegt meist ein Brett über dem Bache. Manchmal, wenn die Frau Oberamtmann mit Pfarrers nicht zufrieden ist, läßt sie das Brett unter Androhung hoher und höchster Strafen entfernen; nach ein paar Stunden ist es von unbekannter Hand wieder hingelegt und bleibt bis auf weiteres liegen.

Zwischen Oberamtmanns und Pfarrers herrscht ein kurioses Verhältnis. Im Grunde genommen ist es eine alte, oft erprobte Freundschaft. Wenn man aber hört, wie Pfarrers über Oberamtmanns reden, und Oberamtmanns über Pfarrers, möchte man glauben, sie seien sich spinnefeind. Aber das ist nur äußerlich und wird von der einen wie von der andern Seite nicht sehr ernst genommen. Der Pfarrer seufzt, daß Oberamtmanns gar zu wenig in die Kirche kommen

und somit der ohnehin nicht sehr lobenswerten Gemeinde ein schlechtes Beispiel geben, und die Frau Pfarrer thut sich auf ihre höhere Bildung der Frau Oberamtmann gegenüber viel zu gute. Und der Oberamtmann fühlt sich im Besitze seines wohlgefüllten Arnheim über dem Pfarrer, der gegen ihn der reine Waisenknabe ist, hoch erhaben. Wenn aber die Frau Oberamtmann schlechte Laune hatte, und diese gegen Pfarrers gerichtet war, so blieb an ihnen kein guter Faden übrig.

Oberamtmanns gehören zu den schweren im Lande. Diese bilden in jenem Kreise eine Sorte Menschen für sich und sitzen zwischen den andern Kreaturen wie Pilze zwischen Gras und Waldblumen. Besonders sind Oberamtmanns schwer reiche Leute. — Und weiter nichts, pflegt die Frau Pfarrer noch hinzuzusetzen, womit sie nicht ganz unrecht hat. Er sowohl wie sie stammen aus kleinen Verhältnissen. Er war beim Grafen Fitznau Verwalter gewesen, und sie ebendaselbst Wirtschafterin. Nachdem sie sich ein paar tausend Thaler erspart und die Pachtung des Stiftsgutes billig übernommen hatten, war es bei den schönen Rübenpreisen und der niedrigen Pacht kaum anders möglich, als daß sie reich wurden, besonders, da beide ein ausgesprochenes Erwerbstalent hatten.

Aber Geld verdienen und das verdiente Geld gebrauchen können sind zweierlei Dinge. Oberamtmanns sind Leute, deren ganzer Lebensinhalt in Geld und nur Geld besteht, und die zuletzt mit ihrem Gelde in Verlegenheit und in eine schiefe Lage geraten. Wenn die Frau Oberamtmann in ihrem funkelnagelneuen Landauer im schwer seidnen Kleide und teuern Sammetmantel in die Stadt fährt, macht sie zwar

von weitem einen großartigen Eindruck, aber sie selbst kann das dunkle Gefühl nicht bannen, daß sie in diesen Staat gar nicht hineinpaßt, was ihr die Laune gründlich verdirbt. Wenn sie jedoch in höchst nachlässiger Kleidung in ihrem Hause herumfegen, die Knechte kommandieren und den Mägden Redensarten an den Kopf werfen kann, dann ist sie in ihrem Fahrwasser. Und wenn einer von der Sippe zum Besuch kommt, und die Milchkammer und der Viehstand wird gezeigt, wobei, wie üblich, das nötige noch hinzugelogen wird, dann steht sie groß da, dann ist sie von wahrhaft gnädiger Laune.

Aber die schlechteste Laune entsteht bei der Frau Oberamtmann, wenn sie das Gefühl hat, andre Leute hätten es besser als sie und seien besser als sie, freuten sich, genössen ihr Leben, feierten Feste, hätten sich lieb und machten sich Freude, und sie hats verlernt, sie kennt nur die alltägliche Schinderei und den alltäglichen Ärger und das alltägliche Geldverdienen. Darum war ihr von jeher Weihnachten ein widerwärtiger Tag. Letzte Weihnachten war sie wieder bei schöner Laune! Schon ganz früh vor Tagesanbruch ging es los! Es war eine Maus in einen Milchnapf gefallen, der nicht gut zugedeckt gewesen war. Da erklang sogleich eine gewaltige Standrede; sie müsse sich ja genieren, von ihrer eignen Butter zu essen. Als sie nach einer Stunde wieder in die Milchkammer kam, war der Inhalt des Napfes den Schweinen eingeschüttet worden. Aber nun ging es erst los! Ob die Mamsell verrückt sei, die Schweine mit Rahm zu füttern! Ob sie dazu angestellt sei, Oberamtmanns durch ihre Schlamperei an den Bettelstab zu bringen? Für die Stadtbutter sei es ganz

egal, wenn auch eine tote Ratte in der Milch gelegen hätte. Die Mamsell war so unvorsichtig, sich im Bewußtsein ihrer Unschuld zu verteidigen. Darauf wurde ihr Knall und Fall gekündigt. Nun schlich die Mamsell mit verweinten Augen im Hause herum, und die Frau Oberamtmann wurde immer grimmiger.

— Mama, sagte Klärchen, das ist nicht hübsch von dir. Wenn du der Mamsell kündigen wolltest, konntest du es auch an einem andern Tage thun. Du brauchtest ihr das Fest nicht zu verderben.

— Ob die Gesellschaft Weihnachten hat oder nicht! Ich habe auch kein Weihnachten.

— Leider! Ich auch nicht.

— Du hast Weihnachten. Du kriegst deinen Weihnachten.

— Mir hast du ihn schon verdorben.

— Nun fängt die Kläre auch noch an! Plauz! warf sie die Thür hinter sich zu und bereitete ein neues Donnerwetter vor.

Als die Leute merkten, daß es durchaus Unfrieden geben sollte, wurden sie widerwillig, und wenn zuerst die Frau Oberamtmann ohne rechten Grund Lärm gemacht hatte, so lieferte man ihr den Grund zur Unzufriedenheit nachträglich. Es wollte nichts klappen. Offenbar legte man es darauf an, sie zu ärgern. Denn daß sie der Mamsell am lieben Weihnachts-Heiligen-Abend gekündigt habe, das wurde allerseits besprochen und verurteilt. Wo sich die Frau Oberamtmann sehen ließ, fand sie die allerdümmsten Mienen, sobald sie aber den Rücken gewendet hatte, steckte man die Köpfe zusammen und grinste. Dabei wurden zum allgemeinen Gaudium die schönsten Eulenspiegeleien ausgeheckt.

— Auguste, lauf hinauf und schließe die Mehlkammer zu, rief die Frau Oberamtmann. Auguste schlich davon und kehrte in langsamstem Tempo zurück.

— Hast du zugeschlossen?

— Ja.

— Wo ist denn der Schlüssel?

— Der steckt.

Nun frage ich, ob einer über solche Dummheit nicht aus der Haut fahren muß.

Dann befahl sie: Homeier, gehen Sie vors Thor, sehen Sie zu, ob mein Mann nicht kommt.

Homeier geht, und nimmer kehrt er wieder. Nach dem dritten Boten kommt er wieder an und sagt ganz harmlos: Ich kann ihn nicht sehen. Jetzt wollte aber die Frau Oberamtmann gleich zur Decke hinaus.

Ein schönes Weihnachten! Dem Herrn Oberamtmann wurde die Sache zu bunt, er ließ anspannen und fuhr in die Stadt, um mit ein paar Junggesellen in der Loge Skat zu spielen und vielen Rotwein zu trinken. Während dessen versammelte die Frau Oberamtmann ihr ganzes Kriegsvolk auf dem Hofe, steckte ihre boshafteste Miene auf und sagte: Nun will ich euch euern Weihnachten zeigen. Wenn alles das, was ihr im Laufe des Jahres gestohlen habt, hier auf dem Hofe läge, der ganze Hof wäre voll. Da nehmt es, macht euch bezahlt, was anders giebts nicht. Bande!

Die Leute zogen brummend ab und nahmen sich vor, im nächsten Jahre beizeiten für ihr Weihnachtsgeschenk zu sorgen.

Klärchen hatte vom Fenster aus zugesehen und brach in Thränen aus.

— Mama, es ist schändlich von dir.

— Na, na! sagte die Frau Oberamtmann, die ihrer Kläre gegenüber eine schwache Mutter war, du kriegst ...

— Ich will nichts!

Kläre wollte nichts! Und drinnen im „Salon" lag ein ganzer Haufen schöner Kleider, für fünfhundert Mark Ware: das schmerzte die Frau Oberamtmann ernstlich. Aber sie ließ sich nichts merken, sondern goß ihren Unmut über die ganze Welt aus und schloß: — Das will ich dir aber sagen, daß du nicht zu Pfarrers hinüber läufst!

Ach ja, Pfarrers, dachte Klärchen, nahm ein Tuch über den Kopf und beschloß, nun erst recht hinzugehen.

Das Brett über dem Bache fehlte natürlich, aber Klärchen war gewöhnt, auch ohne Brücke hinüber zu kommen. Wie oft bei Tag und Nacht hatte sie doch diesen Weg gemacht. Sie war ja bei Pfarrers wie zu Hause. Hier konnte sie haben, was ihr zu Hause fehlte, Teilnahme und mütterliche Zusprache. Aber durfte sie Weihnachten dort eintreten? Das ist ein Fest, an dem jede Familie das Recht hat, unter sich zu bleiben, das ist ja das schönste am Feste. Und alle durften sich dieser Schönheit freuen — nur sie nicht, denn sie hatte keine Heimat, in der es Weihnachten gab. Aber von fern zusehen, das durfte sie.

Gerade dem Hause gegenüber stand ein alter schiefer Apfelbaum. Wenn man da hinaufstieg und sich auf den untersten wagerechten Zweig setzte, so konnte man bequem durch die Fenster der Küche und der Wohnstube sehen. Dort hatte sie manchmal mit Pfarrers Ede zusammen gesessen und zugesehen, wenn die Frau Pfarrer kochte oder plättete. Dahin schwang sie sich empor und setzte sich auf ihren Ast. Es war

nicht kalt, es lag kein Schnee, es war ein linder Winter, und der Mond funkelte durch die Zweige der Erlen. In der Küche war ein Gewimmel von Kindern. Es war unbegreiflich, wie die vielen Kinder in dem engen Raume unterkommen konnten. Die alte Köchin hielt auf Ordnung. Währenddessen steckte der Herr Pfarrer den Christbaum in der Wohnstube an und schlug das Evangelium auf, und die Frau Pfarrer bescherte. Dann that sich die Thür auf, und die Kinderschar quoll hinein. Die vordersten zögerten, und die letzten drängten nach. Dann wurden sie im Halbkreise aufgestellt. Dann ward gesungen und die Weihnachtsgeschichte gelesen. Zuletzt kriegte jedes seinen Honigkuchen und ein kleines Geschenk. Es war nicht besonders glänzend, aber es war Weihnachten, wirkliches, echtes Weihnachten. Da stand ein flachsköpfiger kleiner Knabe nahe am Fenster, glückerfüllt, weltvergessen. Er hatte in seinen Honigkuchen gebissen und schaute mit seinen wasserblauen Augen gerade in den Mond hinein. Die Frau Pfarrer fuhr ihm liebkosend über das Flachsdach, und er lachte still und dankbar in sich hinein.

Fräulein Klärchen draußen auf ihrem Apfelbaume hatte die Empfindung bittern Neides. Ach, wer ihr doch zu Weihnachten etwas schenken wollte. So eine einzige Honigkuchenscheibe, mehr nicht! Aber ihr schenkte kein Mensch etwas. Und zu Hause im Salon lag für fünfhundert Mark Ware. Ja, Ware! gekauft, aufgebaut, gegeben, aber nicht geschenkt. Dazu gehört mehr als ein voller Geldbeutel, dazu gehört eine Hand und ein Herz, die das Schenken verstehn. Ihre Mutter verstand es gar nicht. Wie arm war sie, die Tochter, bei allem Reichtum, ärmer als der Junge

dort mit der Honigkuchenscheibe. Die Thränen traten ihr in die Augen, aber es waren nicht die linden Thränen, die im Kummer tröſten, es war das bittre Naß, das der Zorn weint.

Genug. Sie wollte ſich aufmachen und nach Hauſe zurückkehren. Da hörte man Männertritte, den Kirſchberg herab, nun im Sprunge über den Bach, nun im Garten. Schnell, hier durfte ſie um keinen Preis jemand treffen. Aber es ging nicht, ihr Kleid hatte ſich Gott weiß wie in den alten Äſten verwickelt oder eingeklemmt, ſie war gefangen und kam mit allem Rütteln und aller Ungeduld nicht los. Die Schritte kamen näher. Es war ein langer junger Mann. Das Mondlicht glänzte auf den blanken Knöpfen ſeiner Uniform und in den Gläſern ſeiner Brille. Er trug ein dickes Paket unterm Arme, kam mit großen Schritten quer über die Beete und machte gerade unter dem Apfelbaume Halt. Was gab es denn da? Er rückte ſeine Brille zurecht, um in der Dämmerung erkennen zu können, was dort auf dem Apfelbaume ſaß.

— Ede! rief Klärchen verwundert; ja, es war Pfarrers Ede, den ſie ſeit Jahren nicht geſehen hatte, und den ſie in Weſtindien oder China glaubte.

— Kläre! rief dieſer zurück.

— Ich bin nicht Kläre, erwiderte ſie ſtreng, ich bin Fräulein Klara Schwiebus.

— Und ich bin Doktor Eduard Grützner, Aſſiſtenzarzt auf S. M. Schiff Neptun. Bitte ſehr um Verzeihung, wenn ich geſtört habe. Und damit ging er grüßend weiter. Und ſie ſaß rettungslos feſt.

— Ede, rief ſie in ihrem alten Tone, helfen Sie, ich ſitze hier feſt.

— So, das ist was andres. Damit legte er sein Paket nieder und saß mit ein paar Sprüngen neben ihr auf dem Zweige. Hier haben wir manchmal bei einander gesessen und Äpfel verspeist. Nicht wahr? Und ich habe Sie schon manchmal losmachen müssen. Aber Sie haben ja geweint.

— Ach, fragen Sie nicht.

— Ist auch nicht nötig. Ich weiß es ja längst. Es hat einen unerquicklichen Tag gegeben. Der Herr Oberamtmann ist in die Stadt, in seine Loge gefahren, und Frau Oberamtmann hat das ganze Haus rebellisch gemacht und verdirbt sich und aller Welt das liebe Weihnachten. Und darüber haben Sie sich gekränkt, sind zu Pfarrers gegangen, obwohl es Frau Mama verboten hatte, und haben sich nicht hineingetraut.

— Aber wo wissen Sie denn das her?

— Das hat mir ein indischer Fakir geweissagt.

— Aber nein!

— Wie ich Ihnen sage. Er hat mir auch noch viel mehr verraten, aber das sage ich Ihnen nicht.

— Wenn ich es aber wissen will?

— Auch dann nicht.

— Wenn ich Sie aber bitte?

— Das ist was andres. Er hat mir gesagt, daß Ihre Mama jetzt zu Hause in irgend einer Ecke sitzt und noch viel unglücklicher ist als Sie.

— Meine Mama kann gar nicht unglücklich sein.

— Wie mans nimmt. Mein Fakir hat mir gesagt, daß auch eine schwielige Hand ihre Stelle hat, wo sie schmerzempfänglich ist wie eine andre.

— Meine Mama hat überhaupt kein Gefühl.

— Ich glaube doch. Ich glaube, sie fühlt es in

diesem Augenblicke tief, daß sie niemand auf der Welt hat — nicht einmal eine Tochter.

— Da ist sie selbst schuld.

— Allerdings. Aber möchten Sie, daß alles Ihnen so aufs Haupt käme, wie Sie dran schuld sind? Fräulein Klärchen, seien Sie gut, sprechen Sie heute am Weihnachts-Heiligen-Abend ein freundliches Wort. Vergessen Sie die rauhe Schale. Es steckt ganz verborgen doch ein guter Kern darin. Denken Sie, Ihre Mutter wäre krank, sie habe das unwirsche Fieber oder so etwas. Einem Kranken nimmt man nichts übel. Kennen Sie nicht den Rückertschen Vers: Und wenn der Freund dich kränket, vergieb ihm und versteh: Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät er dir nicht weh.

— Ede, Sie predigen wie ein Pastor.

— Nicht wahr? Ja sehen Sie, wir Doktoren sind auch so etwas wie halbe Beichtväter.

— Aber früher, Ede, als Sie noch nicht Beichtvater waren, waren Sie netter. Auch springt ein Beichtvater nicht auf Äpfelbäume und predigt, sondern wartet, bis man ihn holen läßt.

— Richtig, Klärchen. Aber wenn er gerufen wird, dann steigt er selbst auf Äpfelbäume. Und Sie haben mich eben gerufen. Klärchen, es ist Weihnachten, und ich komme von einer weiten Reise. Da geht einem Menschen das Herz auf, und er sagt das beste, was er zu sagen hat. Wissen Sie, wie einem Menschen zu Mute ist, wenn draußen auf dem stillen Ozean der Heimatswimpel gehißt wird? Man liegt auf dem Verdeck und sieht den langen Wimpel, der vom hohen Maste bis hinab in die See taucht, über sich hinziehen. Das ist der Heimweg. Das Herz

wird einem froh, und die Gedanken können es nicht erwarten und fliegen weit voraus. Man kommt ja endlich heim und hat jedem etwas mitgebracht, die ganze Kabine ist ja vollgestopft von fremden Dingen. Nur eine giebt es, der kann man nichts mitbringen, und das ist die Ärmste von allen, denn die hat keine Freude und keine Weihnachten. Wie ich nun dalag und sann — manchen Tag und manche Stunde, da fand ich ein einziges Wort, das wollte ich Ihnen mitbringen: Seien Sie gut mit Ihrer Mutter. Da liegt ein vergrabner Schatz, es ist die Wurzel Sesam. Wollen Sie? Nun erzähle ich aber nichts weiter. So, jetzt sind Sie los.

Fräulein Klärchen sprang vom Baume herab, wollte etwas sagen und brachte es nicht heraus. Dann gab sie Ede schweigend die Hand und wollte gehen.

— Ei, was denken Sie von mir. Sie jetzt gehen lassen! Damit Sie sich drüben in Ihre kalte Stube setzen und auf den Tod erkälten. Nein, jetzt verordne ich Ihnen zunächst eine halbe Stunde Ofenplatz im Pfarrhause, Sie kennen ihn ja, und ein Glas Grog. Nun kommen Sie, jetzt singen wir das observanzmäßige Ferienlied: In Myrtills zerfallner Hütte.

Das pflegte Ede seiner Mutter zu Ehren — die Frau Pfarrer liebte solche altmodische Sachen sehr — anzustimmen, wenn er in die Ferien kam. Jetzt bei der unerwarteten Ankunft aus fernen Landen durfte das keinesfalls fehlen. Fräulein Klärchen stimmte — anfangs zaghaft und dann ganz keck — mit ein.

Kaum waren die ersten Töne erklungen, so wurde es im Pfarrhause lebendig. Thüren schlugen, der

Spitz bellte, der Herr Pfarrer machte das Fenster auf und rief: Der Junge, der Junge! Dann wurde die Gartenthür aufgeschlossen. Minna leuchtete, die Frau Pfarrer eilte hinaus und hielt — die Kläre in den Armen.

Und nun, meint ihr wohl, giebt das eine Verlobung. Diesmal noch nicht. Wir müssen es abwarten.





7

Die Pflaumendarre



ie Stunde, in der der gelbgestreifte Kragen des Landbriefträgers erscheint, ist in einem Pfarrhause auf dem Lande sehr wichtig. Fast alles, was die Geister den Tag über bewegt, knüpft sich an diesen bedeutenden Moment. Erscheint gar ein amtliches Schreiben mit der gezackten blauen Papieroblate, so gewinnt der Augenblick einen feierlichen Charakter. Der Herr Pastor stellt die Pfeife an die Stuhllehne, und die Frau Pastorin macht mit stiller Sorge im Gesichte des lieben Mannes Wetterbeobachtungen.

Einen solchen Moment bitte ich den Leser sich im Pfarrhause zu Klein-Zischwitz vorzustellen. Der Herr Pastor hatte seinen Bogen entfaltet und las seufzend:

Betreffend die Nutzung des Gottesackers können wir den Vorschlag des Pastor Müller für gesetzlich zulässig nicht erachten, und hat es lediglich bei unsrer Verfügung vom 18. Oktober sein Bewenden. Ew. . . . wollen den Pastor Müller anweisen, einen gütlichen

Vergleich herbeizuführen, was bei einiger Weisheit unschwer zu erreichen sein dürfte. ...

Das Königliche Konsistorium u. s. w.

Herrn Pastor Müller zur Kenntnisnahme, mit dem Auftrage, binnen vierzehn Tagen über den geschehenen Vergleich zu berichten.

Die Königliche Superintendentur.

Also abgewiesen, und noch dazu mit dem versteckten Vorwurfe, es an der nötigen Weisheit fehlen gelassen zu haben. Ein wohlgemeinter und reiflich durchdachter Vorschlag wird als ungesetzlich bezeichnet, und das muß ihm, dem Pastor Müller begegnen, der von jeher seine Amtsehre darin gesucht hat, der Behörde gegenüber die größte Gewissenhaftigkeit an den Tag zu legen! Die Frau Pastorin teilte den Schmerz ihres lieben Mannes nach allen Richtungen und wußte zum Troste nur anzuführen, daß am Nachmittag Pastoralkränzchen in Hammerstadt sei.

Auf dem Kränzchen wurde denn auch der Fall ausführlich behandelt, das Konsistorium unter eingehende Kritik genommen und festgestellt, daß unbedingt ein sechsmonatiger juristischer Kursus nötig sei, um heutzutage Pastor sein zu können. Indessen blieb für jetzt nichts weiter übrig, als in den sauern Apfel zu beißen und 1. den Gemeindekirchenrat zu berufen, 2. den Schulvorstand zusammentreten zu lassen, 3. den gemeinsamen Antrag beider an die „Kommune" abzugeben und dieselbe aufzufordern, Delegierte zu wählen und 4. mit Delegierten der zuvor genannten Körperschaften in Verbindung zu treten, worüber 5. ein der Verfügung vom 17. Juni 1873 entsprechendes Protokoll abgefaßt und 6. dieses

Protokoll zur Genehmigung an das Königliche Konsistorium eingesandt werden mußte.

Lieber Herr Bruder, sagte zum Schluß der Amtsbruder Gebhardt zum Amtsbruder Müller, wenn ich Ihnen als alter Praktikus raten darf, so nehmen Sie hübsch einen nach dem andern vor, sonst kommen Sie mit Ihren Seebären in die Brüche.

Das konnte nun die Frau Pastorin durchaus nicht billigen. Wie oft sollte sie denn die Treppe aufwaschen lassen, wenn alle einzeln erschienen? Sie überzeugte ihren lieben Mann, er müsse Kirchen- und Schulvorstand und den Herrn Schulzen auf einmal kommen lassen. Dies geschah denn auch, und nachdem die Herren vorschriftsmäßig eingeladen waren, schoben sie sich pünktlich zur Stube herein und nahmen Platz.

Der Herr Pastor trug die Sache vor und fragte nach der Meinung der Versammlung. Tiefes Schweigen, Kratzen des Kopfes, fragende Blicke nach rechts und links. Zuletzt polterte Schumpelt-August mit einer Entrüstung, die nur seine Verlegenheit verdecken sollte, los:

— Was ich sagen wollte, Herr Pastor, mit dem Lehrer ist es Sie nichts. Erstens haut er die Kinder zu sehr, und dann die Flickstunde, die ist doch bloß dazu da, daß seine Bertha was extra verdienen soll; und was die Turnstunde betrifft, so ist das auch nur so ein neumodischer Unsinn, der Geld kostet. Ich stimme dafür, daß die Flickstunde abgeschafft wird.

— Aber lieber Schumpelt, das gehört ja gar nicht hierher.

— Wieso? Es ist doch vom Lehrer die Rede.

— Allerdings, aber es gehört nicht hierher, von Turnstunde und Flickstunde zu reden.

— Wenn das nicht hierher gehört, sagte Schumpelt-August halblaut, doch vernehmlich genug, daß es der Pastor hören konnte, dann gehören wir wohl auch nicht hierher.

Dem Herrn Pastor kam ein schnelles Wort auf die Lippen, aber er bezwang sich. Er kannte seinen Schumpelt, wußte auch, wer ihn verhetzte, und entgegnete nur:

— Sie sind Kirchenvorstand und nicht Schulvorstand.

— Dann wollte ich nur, erwiderte Schumpelt mit vollendeter Dickköpfigkeit, daß die Kirche auch das Schulgeld bezahlte.

— Lieber Ackermann, wandte sich jetzt der Pastor Müller an ein als verständig bekanntes Mitglied des Schulvorstandes. Sie sehen ein: Ob der Lehrer diesen Gehaltsteil als Lehrer oder als Küster bezieht, ist doch völlig gleichgiltig. Es handelt sich nur darum, daß die entsprechende Eintragung ins Grundbuch erfolgt, und ich schlage vor, daß der betreffende Titel A Nr. 5 als Besitz der Kirche bezeichnet werde. Nun, Herr Ackermann, sagen Sie Ihre Meinung.

— Na ja, Herr Pastor — mir kanns ja recht sein, aber die Kommune kann sich doch ihr Recht nicht vergeben.

— Ganz gewiß nicht, lieber Ackermann, allein darüber wird die Kommune in besondrer Sitzung beschließen. Sie haben inzwischen als Mitglied des Schulvorstandes die Rechte der Schulgemeinde zu wahren.

— Nun ja, Herr Pastor, ich bin aber doch der Meinung, daß wir der Kommune ihr Recht nicht kürzen dürfen.

— Das sollen Sie ja auch nicht — der Herr Pastor

wurde bereits ein wenig ungeduldig —, Sie sollen hier im Namen der Schulgemeinde die Rechte des Lehrers vertreten, und in der Gemeindeversammlung werden Sie die Rechte der Zivilgemeinde vertreten. Ist das nicht einfach?

Herr Ackermann wiegte das Haupt, aber er getraute sich nicht zu sagen, daß er es für Unsinn halte, erst Ja und hernach Nein zu stimmen. Hier glaubte der Herr Baron den Zeitpunkt gekommen, dirigierend einzugreifen. Der Herr Baron war als Patron berechtigt, an den Sitzungen des Gemeindekirchenrates teilzunehmen, welches Recht er, treulich zu spät kommend, auch ausübte.

Pastor Müller hatte ihm den bisherigen Gang der Verhandlung auseinandergesetzt, und der Herr Baron hatte begriffen, daß die Bauern etwas sollten, was sie nicht mochten. Er beschloß also die Sache in die Hand zu nehmen und den Ton der Leutseligkeit anzustimmen, den die Bauern merkwürdigerweise nicht ausstehen konnten.

— Also, ihr Leute, nun wollen mir mal verständig sein und weiter keine Querelen machen. Also — der Schulmeister erhält das Recht auf den neuen Gottesackeranteil mit Ausnahme von Punkt 5 —

— Erlauben Sie, Herr Baron, auf den alten —

— Sagt ich das nicht? Natürlich, auf den alten Gottesackeranteil. Ihr müßt doch einsehen, daß ihr Gott auf den Knieen danken könnt, einen so tüchtigen und wohlgesinnten Schulmeister zu haben. Da kann es doch nicht zur Schwerenot auf Punkt 5 ankommen. Also kommt mal her, wir wollen das Schriftstück unterschreiben.

Kein Mensch rührte sich, und Schumpelt-August erklärte, er unterschreibe nichts.

diesem Augenblicke tief, daß sie niemand auf der Welt hat — nicht einmal eine Tochter.

— Da ist sie selbst schuld.

— Allerdings. Aber möchten Sie, daß alles Ihnen so aufs Haupt käme, wie Sie dran schuld sind? Fräulein Klärchen, seien Sie gut, sprechen Sie heute am Weihnachts=Heiligen=Abend ein freundliches Wort. Vergessen Sie die rauhe Schale. Es steckt ganz verborgen doch ein guter Kern darin. Denken Sie, Ihre Mutter wäre krank, sie habe das unwirsche Fieber oder so etwas. Einem Kranken nimmt man nichts übel. Kennen Sie nicht den Rückertschen Vers: Und wenn der Freund dich kränket, vergieb ihm und versteh: Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät er dir nicht weh.

— Ede, Sie predigen wie ein Pastor.

— Nicht wahr? Ja sehen Sie, wir Doktoren sind auch so etwas wie halbe Beichtväter.

— Aber früher, Ede, als Sie noch nicht Beichtvater waren, waren Sie netter. Auch springt ein Beichtvater nicht auf Äpfelbäume und predigt, sondern wartet, bis man ihn holen läßt.

— Richtig, Klärchen. Aber wenn er gerufen wird, dann steigt er selbst auf Äpfelbäume. Und Sie haben mich eben gerufen. Klärchen, es ist Weihnachten, und ich komme von einer weiten Reise. Da geht einem Menschen das Herz auf, und er sagt das beste, was er zu sagen hat. Wissen Sie, wie einem Menschen zu Mute ist, wenn draußen auf dem stillen Ozean der Heimatswimpel gehißt wird? Man liegt auf dem Verdeck und sieht den langen Wimpel, der vom hohen Maste bis hinab in die See taucht, über sich hinziehen. Das ist der Heimweg. Das Herz

wird einem froh, und die Gedanken können es nicht erwarten und fliegen weit voraus. Man kommt ja endlich heim und hat jedem etwas mitgebracht, die ganze Kabine ist ja vollgestopft von fremden Dingen. Nur eine giebt es, der kann man nichts mitbringen, und das ist die Ärmste von allen, denn die hat keine Freude und keine Weihnachten. Wie ich nun dalag und sann — manchen Tag und manche Stunde, da fand ich ein einziges Wort, das wollte ich Ihnen mitbringen: Seien Sie gut mit Ihrer Mutter. Da liegt ein vergrabner Schatz, es ist die Wurzel Sesam. Wollen Sie? Nun erzähle ich aber nichts weiter. So, jetzt sind Sie los.

Fräulein Klärchen sprang vom Baume herab, wollte etwas sagen und brachte es nicht heraus. Dann gab sie Ede schweigend die Hand und wollte gehen.

— Ei, was denken Sie von mir. Sie jetzt gehen lassen! Damit Sie sich drüben in Ihre kalte Stube setzen und auf den Tod erkälten. Nein, jetzt verordne ich Ihnen zunächst eine halbe Stunde Ofenplatz im Pfarrhause, Sie kennen ihn ja, und ein Glas Grog. Nun kommen Sie, jetzt singen wir das observanzmäßige Ferienlied: In Myrtills zerfallner Hütte.

Das pflegte Ede seiner Mutter zu Ehren — die Frau Pfarrer liebte solche altmodische Sachen sehr — anzustimmen, wenn er in die Ferien kam. Jetzt bei der unerwarteten Ankunft aus fernen Landen durfte das keinesfalls fehlen. Fräulein Klärchen stimmte — anfangs zaghaft und dann ganz keck — mit ein.

Kaum waren die ersten Töne erklungen, so wurde es im Pfarrhause lebendig. Thüren schlugen, der

Spitz bellte, der Herr Pfarrer machte das Fenster auf und rief: Der Junge, der Junge! Dann wurde die Gartenthür aufgeschlossen. Minna leuchtete, die Frau Pfarrer eilte hinaus und hielt — die Kläre in den Armen.

Und nun, meint ihr wohl, giebt das eine Verlobung. Diesmal noch nicht. Wir müssen es abwarten.





7

Die Pflaumendarre



ie Stunde, in der der gelbgestreifte Kragen des Landbriefträgers erscheint, ist in einem Pfarrhause auf dem Lande sehr wichtig. Fast alles, was die Geister den Tag über bewegt, knüpft sich an diesen bedeutenden Moment. Erscheint gar ein amtliches Schreiben mit der gezackten blauen Papieroblate, so gewinnt der Augenblick einen feierlichen Charakter. Der Herr Pastor stellt die Pfeife an die Stuhllehne, und die Frau Pastorin macht mit stiller Sorge im Gesichte des lieben Mannes Wetterbeobachtungen.

Einen solchen Moment bitte ich den Leser sich im Pfarrhause zu Klein-Zischwitz vorzustellen. Der Herr Pastor hatte seinen Bogen entfaltet und las seufzend:

Betreffend die Nutzung des Gottesackers können wir den Vorschlag des Pastor Müller für gesetzlich zulässig nicht erachten, und hat es lediglich bei unsrer Verfügung vom 18. Oktober sein Bewenden. Ew. . . . wollen den Pastor Müller anweisen, einen gütlichen

Spitz bellte, der Herr Pfarrer machte das Fenster auf und rief: Der Junge, der Junge! Dann wurde die Gartenthür aufgeschlossen. Minna leuchtete, die Frau Pfarrer eilte hinaus und hielt — die Kläre in den Armen.

Und nun, meint ihr wohl, giebt das eine Verlobung. Diesmal noch nicht. Wir müssen es abwarten.





7

Die Pflaumendarre



Die Stunde, in der der gelbgestreifte Kragen des Landbriefträgers erscheint, ist in einem Pfarrhause auf dem Lande sehr wichtig. Fast alles, was die Geister den Tag über bewegt, knüpft sich an diesen bedeutenden Moment. Erscheint gar ein amtliches Schreiben mit der gezackten blauen Papieroblate, so gewinnt der Augenblick einen feierlichen Charakter. Der Herr Pastor stellt die Pfeife an die Stuhllehne, und die Frau Pastorin macht mit stiller Sorge im Gesichte des lieben Mannes Wetterbeobachtungen.

Einen solchen Moment bitte ich den Leser sich im Pfarrhause zu Klein-Zischwitz vorzustellen. Der Herr Pastor hatte seinen Bogen entfaltet und las seufzend:

Betreffend die Nutzung des Gottesackers können wir den Vorschlag des Pastor Müller für gesetzlich zulässig nicht erachten, und hat es lediglich bei unsrer Verfügung vom 18. Oktober sein Bewenden. Ew. ... wollen den Pastor Müller anweisen, einen gütlichen

Vergleich herbeizuführen, was bei einiger Weisheit unschwer zu erreichen sein dürfte. ...

Das Königliche Konsistorium u. s. w.

Herrn Pastor Müller zur Kenntnisnahme, mit dem Auftrage, binnen vierzehn Tagen über den geschehenen Vergleich zu berichten.

Die Königliche Superintendentur.

Also abgewiesen, und noch dazu mit dem versteckten Vorwurfe, es an der nötigen Weisheit fehlen gelassen zu haben. Ein wohlgemeinter und reiflich durchdachter Vorschlag wird als ungesetzlich bezeichnet, und das muß ihm, dem Pastor Müller begegnen, der von jeher seine Amtsehre darin gesucht hat, der Behörde gegenüber die größte Gewissenhaftigkeit an den Tag zu legen! Die Frau Pastorin teilte den Schmerz ihres lieben Mannes nach allen Richtungen und wußte zum Troste nur anzuführen, daß am Nachmittag Pastoralkränzchen in Hammerstadt sei.

Auf dem Kränzchen wurde denn auch der Fall ausführlich behandelt, das Konsistorium unter eingehende Kritik genommen und festgestellt, daß unbedingt ein sechsmonatiger juristischer Kursus nötig sei, um heutzutage Pastor sein zu können. Indessen blieb für jetzt nichts weiter übrig, als in den sauern Apfel zu beißen und 1. den Gemeindekirchenrat zu berufen, 2. den Schulvorstand zusammentreten zu lassen, 3. den gemeinsamen Antrag beider an die „Kommune“ abzugeben und dieselbe aufzufordern, Delegierte zu wählen und 4. mit Delegierten der zuvor genannten Körperschaften in Verbindung zu treten, worüber 5. ein der Verfügung vom 17. Juni 1873 entsprechendes Protokoll abgefaßt und 6. dieses

Protokoll zur Genehmigung an das Königliche Konsistorium eingesandt werden mußte.

Lieber Herr Bruder, sagte zum Schluß der Amtsbruder Gebhardt zum Amtsbruder Müller, wenn ich Ihnen als alter Praktikus raten darf, so nehmen Sie hübsch einen nach dem andern vor, sonst kommen Sie mit Ihren Seebären in die Brüche.

Das konnte nun die Frau Pastorin durchaus nicht billigen. Wie oft sollte sie denn die Treppe aufwaschen lassen, wenn alle einzeln erschienen? Sie überzeugte ihren lieben Mann, er müsse Kirchen- und Schulvorstand und den Herrn Schulzen auf einmal kommen lassen. Dies geschah denn auch, und nachdem die Herren vorschriftsmäßig eingeladen waren, schoben sie sich pünktlich zur Stube herein und nahmen Platz.

Der Herr Pastor trug die Sache vor und fragte nach der Meinung der Versammlung. Tiefes Schweigen, Kratzen des Kopfes, fragende Blicke nach rechts und links. Zuletzt polterte Schumpelt-August mit einer Entrüstung, die nur seine Verlegenheit verdecken sollte, los:

— Was ich sagen wollte, Herr Pastor, mit dem Lehrer ist es Sie nichts. Erstens haut er die Kinder zu sehr, und dann die Flickstunde, die ist doch bloß dazu da, daß seine Bertha was extra verdienen soll; und was die Turnstunde betrifft, so ist das auch nur so ein neumodischer Unsinn, der Geld kostet. Ich stimme dafür, daß die Flickstunde abgeschafft wird.

— Aber lieber Schumpelt, das gehört ja gar nicht hierher.

— Wieso? Es ist doch vom Lehrer die Rede.

— Allerdings, aber es gehört nicht hierher, von Turnstunde und Flickstunde zu reden.

— Wenn das nicht hierher gehört, sagte Schumpelt-August halblaut, doch vernehmlich genug, daß es der Pastor hören konnte, dann gehören wir wohl auch nicht hierher.

Dem Herrn Pastor kam ein schnelles Wort auf die Lippen, aber er bezwang sich. Er kannte seinen Schumpelt, wußte auch, wer ihn verhetzte, und entgegnete nur:

— Sie sind Kirchenvorstand und nicht Schulvorstand.

— Dann wollte ich nur, erwiderte Schumpelt mit vollendeter Dickköpfigkeit, daß die Kirche auch das Schulgeld bezahlte.

— Lieber Ackermann, wandte sich jetzt der Pastor Müller an ein als verständig bekanntes Mitglied des Schulvorstandes. Sie sehen ein: Ob der Lehrer diesen Gehaltsteil als Lehrer oder als Küster bezieht, ist doch völlig gleichgiltig. Es handelt sich nur darum, daß die entsprechende Eintragung ins Grundbuch erfolgt, und ich schlage vor, daß der betreffende Titel A Nr. 5 als Besitz der Kirche bezeichnet werde. Nun, Herr Ackermann, sagen Sie Ihre Meinung.

— Na ja, Herr Pastor — mir kanns ja recht sein, aber die Kommune kann sich doch ihr Recht nicht vergeben.

— Ganz gewiß nicht, lieber Ackermann, allein darüber wird die Kommune in besondrer Sitzung beschließen. Sie haben inzwischen als Mitglied des Schulvorstandes die Rechte der Schulgemeinde zu wahren.

— Nun ja, Herr Pastor, ich bin aber doch der Meinung, daß wir der Kommune ihr Recht nicht kürzen dürfen.

— Das sollen Sie ja auch nicht — der Herr Pastor

wurde bereits ein wenig ungeduldig —, Sie sollen hier im Namen der Schulgemeinde die Rechte des Lehrers vertreten, und in der Gemeindeversammlung werden Sie die Rechte der Zivilgemeinde vertreten. Ist das nicht einfach?

Herr Ackermann wiegte das Haupt, aber er getraute sich nicht zu sagen, daß er es für Unsinn halte, erst Ja und hernach Nein zu stimmen. Hier glaubte der Herr Baron den Zeitpunkt gekommen, dirigierend einzugreifen. Der Herr Baron war als Patron berechtigt, an den Sitzungen des Gemeindekirchenrates teilzunehmen, welches Recht er, treulich zu spät kommend, auch ausübte.

Pastor Müller hatte ihm den bisherigen Gang der Verhandlung auseinandergesetzt, und der Herr Baron hatte begriffen, daß die Bauern etwas sollten, was sie nicht mochten. Er beschloß also die Sache in die Hand zu nehmen und den Ton der Leutseligkeit anzustimmen, den die Bauern merkwürdigerweise nicht ausstehen konnten.

— Also, ihr Leute, nun wollen wir mal verständig sein und weiter keine Querelen machen. Also — der Schulmeister erhält das Recht auf den neuen Gottesackeranteil mit Ausnahme von Punkt 5 —

— Erlauben Sie, Herr Baron, auf den alten —

— Sagt ich das nicht? Natürlich, auf den alten Gottesackeranteil. Ihr müßt doch einsehen, daß ihr Gott auf den Knieen danken könnt, einen so tüchtigen und wohlgesinnten Schulmeister zu haben. Da kann es doch nicht zur Schwerenot auf Punkt 5 ankommen. Also kommt mal her, wir wollen das Schriftstück unterschreiben.

Kein Mensch rührte sich, und Schumpelt-August erklärte, er unterschreibe nichts.

— Also Widerstand gegen die öffentliche Staatsgewalt? Seiner Majestät Konsistorium hat es angeordnet. Sie sollen und müssen dem Vergleiche zustimmen!

— Herr Baron, sagte der alte Werner mit treuherziger Miene, wenn wir sollen und müssen, warum fragt man uns denn?

Der Einwand war zutreffend, und der Herr Baron konnte sich nicht anders helfen, als durch das sehr allgemein gehaltene Urteil, daß die ganze Sache ein Skandal sei.

Was wollte der Herr Pastor machen? Er fing zum drittenmale an, setzte mit möglichster Deutlichkeit auseinander, daß in Klein-Zischwitz drei Gemeinden enthalten seien, die Kirchen-, die Schul- und die Zivilgemeinde. Der Gemeindekirchenrat vertrete die erste, der Schulvorstand die zweite, die Gemeindeversammlung die dritte Gemeinde. Sofern es sich um einen Einkommensteil des Lehrers, der zugleich Kantor, also auch Kirchenbeamter sei, handle, kämen die ersten beiden, sofern der Zivilgottesacker in Frage stehe, komme die Zivilgemeinde in Betracht. Da aber sämtliche Anwesenden allen drei Gemeinden gleichzeitig angehörten, so könne man durch gemeinsamen Beschluß schnell zum Ziele kommen, umsomehr, als die Behörde einen gütlichen Vergleich verlange. Es müsse also ein solcher zustande kommen.

— Ja, Herr Pastor, mir könnte es ja recht sein, aber die Gemeinde würde nur murmeln, wenn wir sie nicht erst fragen.

— Na, dann fragt in Gottes Namen eure Gemeinde!

Schluß der Sitzung.

Die Bauern zogen davon in dem genugthuenden Bewußtsein, sich nichts vergeben zu haben. Der Herr Baron hegte die Überzeugung, daß, wenn er nicht kräftig eingegriffen hätte, die Sache vollends schief gegangen wäre; der gute Pastor sei ein ganz vortrefflicher Mensch, indessen die Behandlung der Bauern verstehe er besser; er wolle sie schon kriegen. Der Herr Pastor aber that in Sack und Asche Buße: Bruder Gebhardt, wenn ich dir doch gefolgt hätte! Aber was kann man gegen die Frau und das Treppenscheuern thun? Und endlich Schumpelt, dieser Volksmann, zog in die Schenke und ponierte seinem bösen Genius, dem abgesetzten frühern Schulmeister, mehrere Glas Bier. Und bei dieser Gelegenheit wurde der Kriegsplan für die in Aussicht stehende Kommuneversammlung festgestellt.

Diese Kommuneversammlung fand an einem der nächsten Sonnabende statt, und es wurde unter dem üblichen Lärmen und Tischpauken beschlossen: Was der Kommune ist, soll der Kommune bleiben. Das Protokoll wurde dem Herrn Pastor überreicht in demselben Augenblicke, als von der Superintendentur das erste Excitatorium einlief. Es war ein schwerer Augenblick für unsern gewissenhaften Freund. Das erste Excitatorium in seiner ganzen bisherigen Amtspraxis! Und dabei konnte er nicht einmal etwas dafür!

Der Stand der Sache wurde in der nächsten Pastoralzusammenkunft vorgetragen. Bruder Gebhardt schalt weidlich über die Seebären von Bauern, über das Grundbuch und über die ganze Gesetzmacherei. Aber es half nichts, die Verfügung vom 18. Oktober mußte trotz alledem ausgeführt werdeu. Was thun?

— Was ich Ihnen gleich gesagt habe, Herr Bruder,

Sie berufen den Gemeindekirchenrat und beschließen, die Position 5 als gemeinsames Eigentum der Schul- und Kirchengemeinde anzusehen. Dasselbe beschließen Sie mit dem Schulvorstand, und dann kaufen Sie sich den Schulzen und sagen ihm: Alter Seebär, macht einmal keine Flausen. So und so ist die Sache, und wenn ihr jetzt nicht ja sagt, so soll euch dieser und jener regieren.

So geschah es, und Pastor Müller hatte entschieden Glück. Im Gemeindekirchenrate war Schumpelt-August, der zu derselben Zeit in die Stadt aufs Gericht hatte gehen müssen, nicht zugegen, und die andern waren verständig. Ja sie kamen selbst mit dem Vorschlage, ob es nicht anginge, daß der Besitz auf beide Teile zusammen eingetragen werde. Freilich ging das an. Nachdem aber der Gemeindekirchenrat den Anfang gemacht hatte, folgte der Schulvorstand ohne Bedenken nach.

Aber die Kommune und der Schulze! Man glaubt nicht, was solch ein Schulze hartnäckig sein kann aus lauter Feigheit. Indessen Pastor Müller hatte abermals Glück, denn als er eben seinen Schulzen vorhatte, erschien Bruder Gebhardt. Der verstand das Geschäft besser als Bruder Müller und hatte dazu den Vorteil, daß er aus einem andern Orte war. Hier konnte selbst eines Bauern Mißtrauen keine Hinterlisten und persönlichen Vorteile vermuten. Item, man zündete sich eine Cigarre an und ward der Meinung, daß die ganze Geschichte gar nicht so viel Lärm wert sei. In Burgstadt, wo die Sache geradeso lag, hätten sie keine Umstände gemacht; man möchte sich also dem Kirchen- und Schulvorstande anschließen. Der Schulze versprach das und zog ab.

Unser Pastor atmete auf, aber Bruder Gebhardt traute dem Frieden doch noch nicht.

— Erst abwarten, sagte er. Glauben Sie denn, daß dieser Urian nun eine Gemeindeversammlung berufen wird? Passen Sie mal auf, das giebt noch eine ganze Seeschlacht.

— Das wäre ja schrecklich, seufzte die Frau Pastorin.

— Wird aber doch wohl so kommen. Das sage ich Ihnen, Bruder Müller, sowie Ihr Schulze Späne macht, so schreiben Sie an den Landrat. Das ist das einzige, was hilft.

Und richtig, der Schulze zögerte aus lauter Angst vor seiner Gemeinde mit der Berufung einer Kommuneversammlung, bis das zweite Excitatorium vom Superintendenten einlief. Darauf schrieb der Pastor Müller an den Herrn Landrat, der den Schulzen anwies, die fragliche Versammlung binnen acht Tagen abzuhalten und über das Resultat zu berichten. Nun mußte die Kommuneversammlung stattfinden, und sie fand wirklich statt.

Den Bauern geht es wie den Bienen in ihrem Stocke: weite Räume mögen sie nicht; niedrig, eng, heiß — so muß es sein. Bei der Kirmes oder beim solennen Karpfenschmaus ist es ja das allerschönste, daß die Leute aufeinandersitzen wie die Sardinen in der Büchse. Die Kommune versammelte sich unter eben solchen engen Verhältnissen. Wer in die Stube eintrat, sah vor Tabaksqualm zunächst gar nichts und dann einen Haufen zusammengestopfter Menschen. Aber Kundige konnten in diesem scheinbaren Chaos doch die strengste Gliederung wahrnehmen. Hier saßen die Groß-, dort die Kleinbauern und dort die Ansiedler;

hier saß der Anhang von Schumpelt-August, und dort saßen die Leute des Schulzen. Man sprach von der Ernte. Lange schien es, als sollte überhaupt nichts geschehen. Endlich fing der Schulze an:

— Die Kommune soll schlüssig werden über das Einkommen des Herrn Lehrers. Der Herr Pastor hat an die Kommune ein Anschreiben gerichtet, das nachfolgendermaßen lautet. Folgte die Verlesung des Antrages, daß, nachdem der Gemeindekirchenrat und der Schulvorstand darüber einig geworden seien, den fraglichen Posten als gemeinschaftliches Eigentum eintragen zu lassen, auch die Zivilgemeinde als Besitzerin des neuen Friedhofanteils ihre Zustimmung erklären möge.

Die ältern Herren wiegten das Haupt und sprachen: Warum denn nicht? Uns kanns egal sein. Der Herr Kantor ist ganz gut, die Kinder lernen was bei ihm. Nun ja, er haut ein bischen sehr. Aber wenns nun einmal der Herr Pastor durchaus so haben will — warum denn nicht?

— Na, setzte der Schulze hinzu, dann wollen wir mal das Protokoll machen.

Während er aber mit schwerer Hand den Gemeindebeschluß vom soundsovielten zu Papier brachte, erhob sich in einer Ecke ein unzufriednes Brummen. Es war Schumpelt-August und seine Leute, die durch die schnelle Erledigung der Sache aus dem Kontext gekommen waren, nun aber Zeit gewannen, sich in die erforderliche Wut zu versetzen, was an immer kräftigerm Tischpauken zu erkennen war. Als hierauf das Protokoll zur Unterschrift umlief und unglücklicherweise zuerst an den Opponententisch gelangte, fuhr Schumpelt-August in die Höhe und schrie: Ich bitte ums Wort! ich unterschreibe nicht. Die Kommune wird

vergewaltigt, und wir haben den Beschluß gefaßt: Was der Kommune ist, soll der Kommune bleiben. Und ich unterschreibe nicht.

— Wer nicht unterschreiben will, erwiderte der alte Werner in großer Ruhe, der kanns ja bleiben lassen. Das Protokoll ging weiter, und es unterschrieben zwei.

— Was ich sagen wollte, hieß es von einer andern Seite, du hast recht, August, was wir beschlossen haben, muß beschlossen bleiben. Und was der Kommune ist, das muß die Kommune festhalten. Folgte ein gewichtiger Schlag auf den Tisch, und augenblicklich paukte es rechts und links mit gleichem Nachdrucke. Und wir unterschreiben auch nicht!

— Wer nicht unterschreiben will, läßt es bleiben, entgegnete der alte Werner mit derselben Ruhe wie vorher.

— Was? fuhr Schumpelt-August heraus, wir brauchen nicht zu unterschreiben? Dann brauchen wir auch keine Steuern zu zahlen! Der kleine Mann läßt sich nicht mehr unterdrücken, wir sind helle geworden und wissen, was unser Recht ist. Und was den Schulzen betrifft — wir wissen es ganz gut, warum der es mit dem Kantor hält. Das ist wegen seiner Marie, die natürlich die erste in der Klasse ist, und wegen der Schulscheune und der Riedwiese. Wir wissen es ja, wieviel Pacht er giebt. Aber an kleine Leute kommt solch eine Pachtung niemals. Und ich protestiere gegen den Beschluß.

— Jawohl, wir protestieren, rief der Anhang.

Nun aber paukte auch der Schulze und sein Anhang auf, und es entstand ein allgemeines Getöse. Die anzüglichen Redensarten flogen nur so herüber und

hinüber. Leider müssen wir es uns versagen, eine Blumenlese daraus zu geben, da jedes der Schlagworte eine lange Vorgeschichte hatte, und wir unmöglich alle zweifelhaften Vorkommnisse in Klein-Zischwitz aus den letzten zwanzig Jahren aufzählen können. Der Schluß war, daß der Schulze in etwas komischer Erregung rief, man möchte blutige Thränen über die Gemeinde weinen — übrigens das Leibwort des Herrn Pastors, von dem es der Schulze nur übernommen hatte —, und daß Schumpelt replizierte: So ein Thränentier, wie der Schulze, könne gar nichts besseres thun. Hierauf beruhigte sich die Aufregung ein wenig, und das Protokoll ging weiter. Aber wie ein Gewitter im Abziehen nachrollt und am Ende wieder umkehrt und zurückkommt, so grollte in der Kommune in Klein-Zischwitz der kommunale Zorn nach. Besonders war dem Schulzen das „Thränentier" in die Krone gefahren. Während ihn seine Freunde beruhigen wollten, paukte er mit immer steigender Heftigkeit auf den Tisch, erklärte, er brauche sich das nicht gefallen zu lassen, und warf schließlich Schumpelt-August die Beleidigung an den Kopf, er wäre betrunken und habe auch schon einmal gesessen.

Jetzt war dem Fasse der Boden ausgeschlagen. Schumpelt sprang auf und wollte dem Schulzen an den Kragen. Da dies verhindert wurde, so beschloß er eine Sezession in Szene zu setzen, wie er sie so vor kurzem in der Stadt in einer fortschrittlichen Versammlung mitgemacht hatte. Er rief seine Mannen zu sich, und sie verließen unter Drohen und Lärmen das Lokal, um sich in der Unterschenke von neuem zu konstituieren. Dort saß gerade der Schulmeister a. D., und die Herren Sezessionisten fielen in die allerbesten Hände.

Nachdem es im Sitzungszimmer stille geworden war, sahen sich die Herren Bauern mit einiger Verlegenheit an, wußten nicht recht, was sie machen, ob sie auch nach Hause gehen oder dableiben sollten, und beschlossen nach längerm Hin- und Herreden, das Protokoll zu beendigen, wobei sich unter den zurückgebliebenen eine Majorität für den Antrag des Pastors Müller zusammenfand.

Nun sollte man meinen, die Geschichte wäre zu Ende gewesen. Bewahre Gott. Beim Landratsamte lief ein Protest gegen die Giltigkeit des eben erwähnten Gemeindebeschlusses ein, der sich darauf stützte, daß die Kommune an jenem Abende, nämlich nach Weggang der Fraktion Schumpelt, nicht beschlußfähig gewesen sei. Der Landrat überwies die Sache dem Kreisausschusse, und dieser beauftragte den Herrn Landrat mit der kommissarischen Vernehmung der Beteiligten.

Währenddessen hatte die Frau Pastorin mit dem Kuhhirten folgendes Gespräch, das sich im Feldgarten entwickelte, während die Frau Pastorin Spargel stach und der Kuhhirte dreibeinig wie ein trigonometrischer Punkt auf der Wiese stand.

— Na, Frau Pastern, stechen Sie ein bischen Spargel? Sie sind schön heuer, besser als voriges Jahr.

— Das wohl, lieber Braune, aber sie schmecken uns nicht so gut.

— I je, warum denn nicht?

— Der viele Ärger, lieber Braune. Mein Mann ist ganz krank geworden.

— Wohl wegen — und dabei zeigte er mit dem Daumen über die Schulter dahin, wo der neue Kirchhof lag, und lachte vergnüglich.

— Da können Sie auch noch lachen? Uns ist die Sache gar nicht lächerlich.

— Nichts für ungut, ich lachte nur über den Schulzen. Das ist wirklich ein Thränentier. Wenn ich Schulze wäre, ich wollte das Ding bald fertig bringen.

Folgte eine längere geheime Erörterung, über die die Frau Pastorin anfänglich erschrak, aber hernach selber lächelte.

— Lassen Sie mich nur machen, Frau Pastorin.

Der Schulze hatte böse Tage, er hatte schon fast das Fegefeuer auf Erden. Das „Thränentier" wurde ihm früh, mittags und abends in immer neuen boshaften Variationen aufgetischt, und seine Marie und die Kantorscheune kamen auch nicht zur Ruhe. Selbst wenn er in seinen vier Pfählen war, fing die Frau an zu maulen: Warum er sich in Sachen mische, die ihn nichts angingen, sie habe immer gesagt, er solle nicht „Schulze spielen"; nun sähe ers ja selber. Als nun gar vom Landratsamte ein Schreiben einlief, worin er in betreff des Gemeindebeschlusses zu Bericht und Verantwortung aufgefordert wurde, packte er auf und erschien persönlich beim Landrat.

— Guten Morgen, Eichenrodt. Ihr kommt ja selbst. Was giebts denn?

— Herr Landrat, ich wollte mein Schulzenamt niederlegen.

— Aber lieber Schulze, warum denn?

— Herr Landrat, ich kanns nicht mehr aushalten.

— Ach, gehen Sie doch! Wer thut Ihnen denn was?

— Herr Landrat, ich kann es Ihnen nicht sagen,

wie es in der Kommune zugeht. Da will jeder befehlen, und um jede Sache giebt es Streit und Verdruß, und wenn etwas angeordnet wird, dann heißt es: Nun gerade nicht. Da kann man reden, was man will, es ist alles umsonst.

— Aha, den Herren ist ihre Selbstherrlichkeit zu Kopfe gestiegen; das ist freilich eine schlimme Sache, darunter habe ich auch zu leiden. Aber man darf nicht gleich die Flinte ins Korn werfen. Kommen Sie mal her, jetzt stecken wir uns eine Cigarre an, und dann erzählen Sie mir Ihre Geschichte.

So geschah es. Aber statt sich zu beruhigen, regte sich der Schulze in der Erinnerung an die erlittenen Unbilden nur von neuem auf und erklärte, daß er nicht Schulze bleiben könne, sie hätten ihn blamiert, und kein Mensch, auch der Herr Landrat nicht, stehe ihm bei.

— Ich soll Ihnen beistehen? Aber bester Schulze, ich kann Ihnen doch nicht Ihre Kommunesitzungen abhalten, dafür sind Sie doch Ortsvorsteher.

— Das brauchen der Herr Landrat auch nicht. Wenn der Herr Landrat nur kommandieren wollten: So ist es, und so soll es und muß es sein, hernach geschieht es auch, und jeder ist zufrieden; aber wenn sie gefragt werden, da werden sie alle närrisch.

— Nicht übel, meinte der Herr Landrat, damit wäre ich schon zufrieden, aber da dürftet ihr mir nicht so schöne Leute wie den Rechtsanwalt und den Guanokönig in den Kreistag wählen. Die würden ein schönes Geschrei erheben. Überdies haben wir nun einmal unsre Gesetze und müssen sie nehmen, wie sie sind. Und eure Bauern werden schon wieder Vernunft annehmen. Nächsten Donnerstag komme ich mit vor. Ruft nur eure Leute zusammen.

Sie berufen den Gemeindekirchenrat und beschließen, die Position 5 als gemeinsames Eigentum der Schul- und Kirchengemeinde anzusehen. Dasselbe beschließen Sie mit dem Schulvorstand, und dann kaufen Sie sich den Schulzen und sagen ihm: Alter Seebär, macht ein- mal keine Flausen. So und so ist die Sache, und wenn ihr jetzt nicht ja sagt, so soll euch dieser und jener regieren.

So geschah es, und Pastor Müller hatte entschie- den Glück. Im Gemeindekirchenrate war Schumpelt- August, der zu derselben Zeit in die Stadt aufs Ge- richt hatte gehen müssen, nicht zugegen, und die andern waren verständig. Ja sie kamen selbst mit dem Vor- schlage, ob es nicht anginge, daß der Besitz auf beide Teile zusammen eingetragen werde. Freilich ging das an. Nachdem aber der Gemeindekirchenrat den Anfang gemacht hatte, folgte der Schulvorstand ohne Be- denken nach.

Aber die Kommune und der Schulze! Man glaubt nicht, was solch ein Schulze hartnäckig sein kann aus lauter Feigheit. Indessen Pastor Müller hatte aber- mals Glück, denn als er eben seinen Schulzen vorhatte, erschien Bruder Gebhardt. Der verstand das Geschäft besser als Bruder Müller und hatte dazu den Vorteil, daß er aus einem andern Orte war. Hier konnte selbst eines Bauern Mißtrauen keine Hinterlisten und per- sönlichen Vorteile vermuten. Item, man zündete sich eine Cigarre an und ward der Meinung, daß die ganze Geschichte gar nicht so viel Lärm wert sei. In Burgstadt, wo die Sache geradeso lag, hätten sie keine Umstände gemacht; man möchte sich also dem Kirchen- und Schulvorstande anschließen. Der Schulze versprach das und zog ab.

Unser Pastor atmete auf, aber Bruder Gebhardt traute dem Frieden doch noch nicht.

— Erst abwarten, sagte er. Glauben Sie denn, daß dieser Urian nun eine Gemeindeversammlung berufen wird? Passen Sie mal auf, das giebt noch eine ganze Seeschlacht.

— Das wäre ja schrecklich, seufzte die Frau Pastorin.

— Wird aber doch wohl so kommen. Das sage ich Ihnen, Bruder Müller, sowie Ihr Schulze Späne macht, so schreiben Sie an den Landrat. Das ist das einzige, was hilft.

Und richtig, der Schulze zögerte aus lauter Angst vor seiner Gemeinde mit der Berufung einer Kommuneversammlung, bis das zweite Excitatorium vom Superintendenten einlief. Darauf schrieb der Pastor Müller an den Herrn Landrat, der den Schulzen anwies, die fragliche Versammlung binnen acht Tagen abzuhalten und über das Resultat zu berichten. Nun mußte die Kommuneversammlung stattfinden, und sie fand wirklich statt.

Den Bauern geht es wie den Bienen in ihrem Stocke: weite Räume mögen sie nicht; niedrig, eng, heiß — so muß es sein. Bei der Kirmes oder beim solennen Karpfenschmaus ist es ja das allerschönste, daß die Leute aufeinandersitzen wie die Sardinen in der Büchse. Die Kommune versammelte sich unter eben solchen engen Verhältnissen. Wer in die Stube eintrat, sah vor Tabaksqualm zunächst gar nichts und dann einen Haufen zusammengestopfter Menschen. Aber Kundige konnten in diesem scheinbaren Chaos doch die strengste Gliederung wahrnehmen. Hier saßen die Groß-, dort die Kleinbauern und dort die Ansiedler;

hier saß der Anhang von Schumpelt-August, und dort saßen die Leute des Schulzen. Man sprach von der Ernte. Lange schien es, als sollte überhaupt nichts geschehen. Endlich fing der Schulze an:

— Die Kommune soll schlüssig werden über das Einkommen des Herrn Lehrers. Der Herr Pastor hat an die Kommune ein Anschreiben gerichtet, das nachfolgendermaßen lautet. Folgte die Verlesung des Antrages, daß, nachdem der Gemeindekirchenrat und der Schulvorstand darüber einig geworden seien, den fraglichen Posten als gemeinschaftliches Eigentum eintragen zu lassen, auch die Zivilgemeinde als Besitzerin des neuen Friedhofanteils ihre Zustimmung erklären möge.

Die ältern Herren wiegten das Haupt und sprachen: Warum denn nicht? Uns kanns egal sein. Der Herr Kantor ist ganz gut, die Kinder lernen was bei ihm. Nun ja, er haut ein bischen sehr. Aber wenns nun einmal der Herr Pastor durchaus so haben will — warum denn nicht?

— Na, setzte der Schulze hinzu, dann wollen wir mal das Protokoll machen.

Während er aber mit schwerer Hand den Gemeindebeschluß vom soundsovielten zu Papier brachte, erhob sich in einer Ecke ein unzufriednes Brummen. Es war Schumpelt-August und seine Leute, die durch die schnelle Erledigung der Sache aus dem Kontext gekommen waren, nun aber Zeit gewannen, sich in die erforderliche Wut zu versetzen, was an immer kräftigerm Tischpauken zu erkennen war. Als hierauf das Protokoll zur Unterschrift umlief und unglücklicherweise zuerst an den Opponententisch gelangte, fuhr Schumpelt-August in die Höhe und schrie: Ich bitte ums Wort! ich unterschreibe nicht. Die Kommune wird

vergewaltigt, und wir haben den Beschluß gefaßt: Was der Kommune ist, soll der Kommune bleiben. Und ich unterschreibe nicht.

— Wer nicht unterschreiben will, erwiderte der alte Werner in großer Ruhe, der kanns ja bleiben lassen. Das Protokoll ging weiter, und es unterschrieben zwei.

— Was ich sagen wollte, hieß es von einer andern Seite, du hast recht, August, was wir beschlossen haben, muß beschlossen bleiben. Und was der Kommune ist, das muß die Kommune festhalten. Folgte ein gewichtiger Schlag auf den Tisch, und augenblicklich paukte es rechts und links mit gleichem Nachdrucke. Und wir unterschreiben auch nicht!

— Wer nicht unterschreiben will, läßt es bleiben, entgegnete der alte Werner mit derselben Ruhe wie vorher.

— Was? fuhr Schumpelt-August heraus, wir brauchen nicht zu unterschreiben? Dann brauchen wir auch keine Steuern zu zahlen! Der kleine Mann läßt sich nicht mehr unterdrücken, wir sind helle geworden und wissen, was unser Recht ist. Und was den Schulzen betrifft — wir wissen es ganz gut, warum der es mit dem Kantor hält. Das ist wegen seiner Marie, die natürlich die erste in der Klasse ist, und wegen der Schulscheune und der Riedwiese. Wir wissen es ja, wieviel Pacht er giebt. Aber an kleine Leute kommt solch eine Pachtung niemals. Und ich protestiere gegen den Beschluß.

— Jawohl, wir protestieren, rief der Anhang.

Nun aber paukte auch der Schulze und sein Anhang auf, und es entstand ein allgemeines Getöse. Die anzüglichen Redensarten flogen nur so herüber und

hinüber. Leider müssen wir es uns versagen, eine Blumenlese daraus zu geben, da jedes der Schlagworte eine lange Vorgeschichte hatte, und wir unmöglich alle zweifelhaften Vorkommnisse in Klein-Zischwitz aus den letzten zwanzig Jahren aufzählen können. Der Schluß war, daß der Schulze in etwas komischer Erregung rief, man möchte blutige Thränen über die Gemeinde weinen — übrigens das Leibwort des Herrn Pastors, von dem es der Schulze nur übernommen hatte —, und daß Schumpelt replizierte: So ein Thränentier, wie der Schulze, könne gar nichts besseres thun. Hierauf beruhigte sich die Aufregung ein wenig, und das Protokoll ging weiter. Aber wie ein Gewitter im Abziehen nachrollt und am Ende wieder umkehrt und zurückkommt, so grollte in der Kommune in Klein-Zischwitz der kommunale Zorn nach. Besonders war dem Schulzen das „Thränentier" in die Krone gefahren. Während ihn seine Freunde beruhigen wollten, paukte er mit immer steigender Heftigkeit auf den Tisch, erklärte, er brauche sich das nicht gefallen zu lassen, und warf schließlich Schumpelt-August die Beleidigung an den Kopf, er wäre betrunken und habe auch schon einmal gesessen.

Jetzt war dem Fasse der Boden ausgeschlagen. Schumpelt sprang auf und wollte dem Schulzen an den Kragen. Da dies verhindert wurde, so beschloß er eine Sezession in Szene zu setzen, wie er sie so vor kurzem in der Stadt in einer fortschrittlichen Versammlung mitgemacht hatte. Er rief seine Mannen zu sich, und sie verließen unter Drohen und Lärmen das Lokal, um sich in der Unterschenke von neuem zu konstituieren. Dort saß gerade der Schulmeister a. D., und die Herren Sezessionisten fielen in die allerbesten Hände.

Nachdem es im Sitzungszimmer stille geworden war, sahen sich die Herren Bauern mit einiger Verlegenheit an, wußten nicht recht, was sie machen, ob sie auch nach Hause gehen oder dableiben sollten, und beschlossen nach längerm Hin- und Herreden, das Protokoll zu beendigen, wobei sich unter den zurückgebliebenen eine Majorität für den Antrag des Pastors Müller zusammenfand.

Nun sollte man meinen, die Geschichte wäre zu Ende gewesen. Bewahre Gott. Beim Landratsamte lief ein Protest gegen die Giltigkeit des eben erwähnten Gemeindebeschlusses ein, der sich darauf stützte, daß die Kommune an jenem Abende, nämlich nach Weggang der Fraktion Schumpelt, nicht beschlußfähig gewesen sei. Der Landrat überwies die Sache dem Kreisausschusse, und dieser beauftragte den Herrn Landrat mit der kommissarischen Vernehmung der Beteiligten.

Währenddessen hatte die Frau Pastorin mit dem Kuhhirten folgendes Gespräch, das sich im Feldgarten entwickelte, während die Frau Pastorin Spargel stach und der Kuhhirte dreibeinig wie ein trigonometrischer Punkt auf der Wiese stand.

— Na, Frau Pastern, stechen Sie ein bischen Spargel? Sie sind schön heuer, besser als voriges Jahr.

— Das wohl, lieber Braune, aber sie schmecken uns nicht so gut.

— I je, warum denn nicht?

— Der viele Ärger, lieber Braune. Mein Mann ist ganz krank geworden.

— Wohl wegen — und dabei zeigte er mit dem Daumen über die Schulter dahin, wo der neue Kirchhof lag, und lachte vergnüglich.

— Da können Sie auch noch lachen? Uns ist die Sache gar nicht lächerlich.

— Nichts für ungut, ich lachte nur über den Schulzen. Das ist wirklich ein Thränentier. Wenn ich Schulze wäre, ich wollte das Ding bald fertig bringen.

Folgte eine längere geheime Erörterung, über die die Frau Pastorin anfänglich erschrak, aber hernach selber lächelte.

— Lassen Sie mich nur machen, Frau Pastorin.

Der Schulze hatte böse Tage, er hatte schon fast das Fegefeuer auf Erden. Das „Thränentier“ wurde ihm früh, mittags und abends in immer neuen boshaften Variationen aufgetischt, und seine Marie und die Kantorscheune kamen auch nicht zur Ruhe. Selbst wenn er in seinen vier Pfählen war, fing die Frau an zu maulen: Warum er sich in Sachen mische, die ihn nichts angingen, sie habe immer gesagt, er solle nicht „Schulze spielen“; nun sähe ers ja selber. Als nun gar vom Landratsamte ein Schreiben einlief, worin er in betreff des Gemeindebeschlusses zu Bericht und Verantwortung aufgefordert wurde, packte er auf und erschien persönlich beim Landrat.

— Guten Morgen, Eichenrodt. Ihr kommt ja selbst. Was giebts denn?

— Herr Landrat, ich wollte mein Schulzenamt niederlegen.

— Aber lieber Schulze, warum denn?

— Herr Landrat, ich kanns nicht mehr aushalten.

— Ach, gehen Sie doch! Wer thut Ihnen denn was?

— Herr Landrat, ich kann es Ihnen nicht sagen,

wie es in der Kommune zugeht. Da will jeder befehlen, und um jede Sache giebt es Streit und Verdruß, und wenn etwas angeordnet wird, dann heißt es: Nun gerade nicht. Da kann man reden, was man will, es ist alles umsonst.

— Aha, den Herren ist ihre Selbstherrlichkeit zu Kopfe gestiegen; das ist freilich eine schlimme Sache, darunter habe ich auch zu leiden. Aber man darf nicht gleich die Flinte ins Korn werfen. Kommen Sie mal her, jetzt stecken wir uns eine Cigarre an, und dann erzählen Sie mir Ihre Geschichte.

So geschah es. Aber statt sich zu beruhigen, regte sich der Schulze in der Erinnerung an die erlittenen Unbilden nur von neuem auf und erklärte, daß er nicht Schulze bleiben könne, sie hätten ihn blamiert, und kein Mensch, auch der Herr Landrat nicht, stehe ihm bei.

— Ich soll Ihnen beistehen? Aber bester Schulze, ich kann Ihnen doch nicht Ihre Kommunesitzungen abhalten, dafür sind Sie doch Ortsvorsteher.

— Das brauchen der Herr Landrat auch nicht. Wenn der Herr Landrat nur kommandieren wollten: So ist es, und so soll es und muß es sein, hernach geschieht es auch, und jeder ist zufrieden; aber wenn sie gefragt werden, da werden sie alle närrisch.

— Nicht übel, meinte der Herr Landrat, damit wäre ich schon zufrieden, aber da dürftet ihr mir nicht so schöne Leute wie den Rechtsanwalt und den Guanokönig in den Kreistag wählen. Die würden ein schönes Geschrei erheben. Überdies haben wir nun einmal unsre Gesetze und müssen sie nehmen, wie sie sind. Und eure Bauern werden schon wieder Vernunft annehmen. Nächsten Donnerstag komme ich mit vor. Ruft nur eure Leute zusammen.

So geschah es. Der Herr Landrat brachte Schumpelt-August, der natürlich weggeblieben war, den Bescheid, daß seine Beschwerde nicht für begründet erachtet werden könne, da zur Giltigkeit eines Kommunebeschlusses eine bestimmte Anzahl Anwesender nicht gefordert werde, las den andern gründlich die Leviten und bat sich aus, daß jetzt Ruhe im Lande herrsche. Zum Schluß wurde das Streitobjekt besichtigt; alles begab sich nach dem Gottesacker und bildete Kreis — um ein Häufchen morschen Holzes und zertretner Ziegel.

Das war das Streitobjekt gewesen: eine Pflaumendarre, die auf der Grenze des alten und des neuen Gottesackers stand, und die dem Kantor zum Nießbrauch übergeben werden sollte. Aber das Streitobjekt existierte nicht mehr, es war, wie aus deutlichen Resten zu ersehen war, von den Kühen völlig in Grund und Boden getreten worden. Übrigens war die Hecke zerfallen, und die Kommune war zu einer Reparatur nicht zu bewegen gewesen. Es war nicht herauszubringen, wer der Übelthäter gewesen war, und der Kuhhirt, der dort auf der Wiese seine dreibeinige Position eingenommen hatte, wußte auch vom hellen lichten Tage nichts. Der Herr Landrat nahm die Sache von der humoristischen Seite, und die Herren Bauern sahen ein, daß sie sich für nichts ereifert hatten.

Aber nun ist doch die Geschichte aus? Immer noch nicht.

Jetzt verfügte die hohe Behörde, daß die Pflaumendarre vom Schulvorstande ex propriis wieder herzustellen sei. Der Schulvorstand weigerte sich und machte geltend, daß der Gebrauch der Darre als Ge-

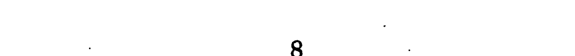
haltsanteil des Lehrers noch gar nicht existiert habe. Die Kommune, die Besitzer der Kühe, der Kuhhirt wurden regreßpflichtig gemacht. Als aber auch dies nichts half, wurde endgiltig verfügt:

Neuerdings angestellten Erwägungen folgend, wollen wir von der Wiederherstellung der Darre Abstand nehmen, geben aber dem Pfarramt zu Klein-Zischwitz auf, daß unter Zustimmung der zuständigen Vertretungen der Küsterei im Grundbuche das Recht eingetragen werde, eventuell wieder eine Darre zu errichten.

Jetzt war die Sache zu Ende.

Wers nicht glauben will, dem erzähle ich nächstens die schöne Geschichte von den drei toten Schweinen im Mühlgraben. Die geht nach derselben Melodie.





8

Die Historia von der ewigen Schulbank



Erster Zeitraum. Natürlich war es Stadtrats Ernst gewesen, und der kleine Supprian hatte darum nachsitzen müssen, was den alten Herrn Supprian mit gerechter Entrüstung erfüllte. Natürlich war die Sache in der Rektorklasse passiert, und das Ende vom Liede waren Klagen und Eingaben. Es ist ja richtig, daß der Herr Rektor ein sehr tüchtiger Lehrer ist, der seine Schule im Zuge hat, wie auch neulich der Herr Oberprediger anerkennen mußte, es ist auch richtig, daß dieser Herr Rektor Schmalz, der eine angesehene Bürgerstochter zur Frau hat, eine geachtete Stellung in der Stadt einnimmt. Aber er ist doch zu heftig und rücksichtslos. Nein, alles was Recht ist. Aber Bierfässer! In der Schule Bierfässer! Das muß ja den Charakter der Schüler moralisch untergraben.

Was war denn geschehen? Stadtrats Ernst und „dem Bürgermeister seiner“ und noch ein paar andre hatten die alten morschen Bänke so lange mißhandelt, bis eine von ihnen zusammengebrochen war. Wie ge=

wöhnlich war es wieder niemand gewesen; nur über den kleinen Supprian brach das Verhängnis herein, weil dieser sein Vergnügen an dem Vorgange nicht hatte bemeistern können.

Nach dem Unterrichte eilte der Herr Rektor pflichtmäßig zum Herrn Oberprediger. Der Herr Oberprediger, ein in der Stadt sehr beliebter Mann, hatte viel zu thun, wickelte sich aber aus den Akten heraus und begrüßte seinen lieben Rektor mit seiner in der Stadt so geschätzten und ihm selbst so geläufigen Herzlichkeit. Der Herr Rektor trug seine Sache vor. Die Bänke seien schon seit zehn Jahren schlecht, er habe so oft darauf hingewiesen, jetzt sei eine davon zusammengebrochen. Was er nun thun solle? Der Herr Oberprediger, dem gerade eine schwierige Ablösungssache im Kopfe saß, machte einige allgemeine Bemerkungen über Schulbänke und schloß mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß sein lieber Rektor gewiß das Rechte treffen werde.

Da stand nun mein Herr Rektor Schmalz wieder auf der Straße und war keineswegs gewiß, daß er das Rechte treffen werde. Wenn er noch den Herrn Bürgermeister getroffen hätte, aber der war zu irgend einem Städtetage gereist.

Was also thun? Für den Nachmittagsunterricht mußten die Trümmer beseitigt werden, was der Schuldiener besorgte. Dann wurden etliche Klassenstühle, Kisten und Küchenmöbel herbeigeschafft und in eine Reihe gestellt. Das gab in der Rektorklasse ein gewaltiges Gaudium; in den Zwischenstunden wurden meisterhafte Barrikaden gebaut und „Bebel“ gespielt, das Ende vom Liede waren Ohrfeigen, Reklamationen und zerrissene Hosen. Zur Strafe ließ der Herr Rektor

nun alle Sitzgelegenheiten beseitigen und die Missethäter während des Unterrichts an der Wand stehen.

Tags darauf brachte das freisinnige „Korrespondenzblatt für Stadt und Land“ eine Notiz etwa folgenden Inhalts: In unsern Schulen scheint es ja recht munter zuzugehen. Unsre Jugend muß für das teure Schulgeld, das wir zahlen, tagelang an der Wand stehen, was doch der Gesundheit nichts weniger als zuträglich sein kann. Wenn freilich unsre Behörden statt zum Rechten zu sehen, auf Städtetagen bankettieren, so kann man sich über so etwas nicht wundern.

Am andern Tage replizierte der „Kreisbote,“ der Vertreter der Bürgerpartei: Unsre geschätzte Kollegin kann einmal wieder ihre genugsam bekannte Gepflogenheit, gehässige Unterstellungen zu machen, nicht unterdrücken.... Was übrigens Bankette mit Schulbänken zu thun haben, ist uns unerfindlich.

Dies war nun nichts besondres, denn die „Korrespondenz“ und der „Kreisbote“ lagen täglich im Streite; doch hatte das eben berichtete Geplänkel zur Folge, daß die Bürgerschaft aufgeregt wurde, und daß beim Herrn Oberprediger Klagen über die Rektorklasse einliefen. Der Herr Oberprediger drückte soviel Bürgerfäuste, als er zwischen seine beiden Hände bekommen konnte, und versicherte innigst bewegt, daß es ihm, wie er zuversichtlich hoffe, gelingen werde, die Übelstände zu beseitigen.

Er erschien denn auch in der Schule, und richtig die Bank war nicht da, ihre Trümmer lagen im Holzstalle.

Der Herr Oberprediger bemerkte — anknüpfend an Hiob 19, 10: „Er hat mich zerbrochen um und um“ —, es sei allerdings die höchste Zeit, daß die

Bank wiederhergestellt werde, und es gehöre zweifellos zu den Obliegenheiten des Rektors, für die Instandhaltung des Inventars zu sorgen.

— Jawohl, Herr Oberprediger, erwiderte der Rektor stammelnd vor innerer Wut, aber wie, wo, wer? Es rührt ja kein Mensch einen Finger.

— Mein lieber Rektor, wenden Sie sich vertrauensvoll an den Herrn Bürgermeister. Er ist mein lieber Freund und wird gewiß alles thun, was in seinen Kräften steht.

— Der Herr Bürgermeister ist nicht da, und keiner der Herren Stadträte will etwas in seiner Abwesenheit thun.

— Wenn Sie es den Herren nur in der rechten Weise vorstellen, so werden sie ohne Zweifel bereit sein, das Nötige zu thun. Adieu. Und weg war er.

Man würde Grund haben, sich über das kühl abwartende Verhalten des Herrn Oberpredigers zu wundern, wenn man nicht wüßte, daß der Herr Rektor zur Loge gehört, es auch bisweilen an der mit Recht zu fordernden Devotion hat fehlen lassen. Es ist dem Herrn Oberprediger nicht zu verdenken, wenn er sich für die Angelegenheiten des Herrn Rektors nicht sonderlich erwärmt, wie er es unter andern Umständen gewiß gethan haben würde.

Der Herr Rektor schäumte jedoch vor Zorn, und abends in der Loge machte er seinem Herzen gründlich Luft: Was! eine heitre Zucht! ich renne von Pontius zu Pilatus wie ein Betteljunge und muß demütig bitten, als ob ich nicht das Recht hätte, zu fordern, daß sie mir die Utensilien stellen. Himmeldonnerwetter!

— Sei doch gut, Eduard, sagte der dicke Stadtbrauereibesitzer, einstweilen setzest du was andres hin.

— Jawohl, was andres! Ich kann doch was andres nicht aus den Fingern saugen! Ich kann keine einzige Bank entbehren, die Gesellschaft sitzt sowieso schon wie die Heringe.

— Dann konstruieren wir uns ein paar Bänke. Laß mich nur machen, ich will dir schon was hinbauen.

Das geschah denn auch. Je zwei große und zwei kleine Bierfässer und ein paar darüber gelegte Bretter gaben die schönste Bank ab, und unser dicker Bierbrauer glänzte im ganzen Gesichte, als er sich sein Werk besah und sich vorstellte, was der Herr Oberprediger für eine Miene dazu machen würde. Die „Bierbank“ ward in der That ein sensationelles Ereignis. Auf allen Bierbänken redete man von der Bierbank. Die Wohlgesinnten schüttelten den Kopf, und die Übelgesinnten machten schlechte Witze, der Herr Oberprediger seufzte über den Herrn Rektor, und die Frau Oberpfarrer hatte es schon immer gesagt, daß der Rektor ein gottloser Mensch sei.

Da kehrte der Herr Bürgermeister zurück, und übelgelaunt, wie er ohnehin war, fand er die Eingabe des Rektors vor, und außerdem das „Korrespondenzblatt für Stadt und Land,“ in dem die Sache mit dem üblichen Pfeffer und Salz versehen aufgetischt wurde. Der Herr Bürgermeister erließ also an den Rektor eine bitterböse Verfügung, worin er ihm eröffnete, daß sein „nicht gehörig substantiiertes“ Gesuch zurückgewiesen werde. Zuvörderst sei der Nachweis zu führen, ob die Bank reparaturfähig sei oder nicht. Sodann sei eine Untersuchung anzustellen, wer die Bank zerbrochen habe. Sollte diese Untersuchung ergebnislos ausfallen, so sei der Rektor selbst regreßpflichtig, da er für das Inventar aufkommen müsse.

Als der alte Kanzlist Rehm diese Verfügung abschrieb, schob er sie seinem Nachbar zu und sagte: Sehen Sie mal, Augustin, nächstens werden wir noch für die Tinte aufkommen müssen, die wir verbrauchen.

— Wieso?

— Nu, auf der Schulbank hat schon mein Vater gesessen.

Der Herr Rektor geriet abermals in eine furchtbare Wut, rannte zu Hinz und Kunz und setzte mit großer Zungengeläufigkeit auseinander, daß die Bank morsch und völlig verbraucht gewesen sei. Die Väter der Stadt konnten das auch nicht leugnen, und da der Dezernent für Bausachen versprach, sobald als möglich hinzukommen und den Zustand der Bank zu begutachten, so ließ sich vor der Hand nichts weiter machen.

Nach vierzehn Tagen stellte sich denn auch der Herr Dezernent ein, der ein ganz tüchtiger Zimmermeister war, es aber in städtischen Sachen nicht allzueilig hatte. Zuerst besichtigte man die Stelle, wo die Bank gestanden hatte. Dann begab man sich nach dem Holzstalle. Aber welcher Schreck! Der Unglücksmensch von Schuldiener hatte die Bank zerhackt und verfeuert!

Man kann sich denken, welche schwierigen und weitumfassenden Verhandlungen nun nötig wurden, um aus Indizien festzustellen, ob die Bank reparaturfähig gewesen sei oder nicht. Der Herr Rektor weigerte sich unbedingt, die Bank zu bezahlen, und der Schuldiener, dem natürlich gekündigt wurde, hatte nichts. Erst als bei der weitern Untersuchung über die Urheber des Bankbruches immer deutlicher die Figuren von Stadtrats Ernst und dem „Bürgermeister seinem“ aus dem Nebel heraustraten, gewann wohl-

löblicher Magistrat die Überzeugung, daß die Bank in der That morsch und ersatzbedürftig gewesen sei.

Zweiter Zeitraum. Nachdem seit der Katastrophe zwei Monate vergangen waren, schickte man sich an, der Neuanschaffung der Schulbank ernstlich näherzutreten, obwohl Bedenken laut wurden und der Wunsch geäußert wurde, mit der Sache bis zur Aufstellung des nächsten Etats zu warten. Letzteres hatte etwas für sich, denn es verursacht offenbar den geringsten Aufwand von Willensstärke, wenn man eine Sache verschiebt. Wenn nur nicht die fatalen Bierfässer gewesen wären, die der boshafte Bierbrauer und Freund des Herrn Rektors der Stadt zum Hohn ruhig in der Klasse stehen ließ. In der nächsten Magistratssitzung stand die Schulbank auf der Tagesordnung. Leider konnte der Gegenstand nicht zur Erledigung gebracht werden, weil der Herr Dezernent für Bausachen fehlte. In der nächsten Sitzung handelte es sich um Einquartierungsangelegenheiten, die dringlich waren, dann aber ging man auf die Bankfrage ein. Der Herr Bürgermeister gab aus den Akten ein lichtes Exposé, und die Diskussion beleuchtete die Frage von allen und noch etlichen Seiten. Der Beschluß ging dahin, daß a) die Bank neubeschafft werden sollte, b) der Herr Zimmermeister Engelmann den Auftrag erhalten sollte, einen Anschlag auszuarbeiten.

Acht Tage später gingen die Akten an den Stadtverordnetenvorsteher Herrn Buchhändler Lila ab, und vierzehn Tage später, also bereits in der nächsten Sitzung, stand die Schulbank auf der Tagesordnung der Stadtverordneten.

Dritter Zeitraum. Vor den Augen beratender und beschließender Versammlungen giebt es für wichtig oder unwichtig einen andern Maßstab als sonst in der Welt. Er kommt nämlich nicht darauf an, was eine Sache ist, sondern was sich daran anknüpfen läßt. Beim Gas- oder Steueretat läßt sich nicht viel sagen, da handelt es sich um feste Zahlen, darum werden solche Etats schnell erledigt. Aber eine Schulbankfrage trägt ihre enorme Wichtigkeit an der Stirn geschrieben. Nicht allein, daß hier sämtliche städtische Angelegenheiten, das Prinzip der Verwaltung, der Schulneubau, die Gehaltszulage des Bürgermeisters, sowie die Tapezierung der guten Stube im Pfarrhaus von selbst in das Gebiet der Debatte fallen, diese Frage ist auch geeignet, die Parteien zu alarmieren und die Leidenschaften zu entfesseln. In unsrer Stadt — doch wozu soll ich den Namen noch länger verschweigen, da ihn der aufmerksame, in Mitteldeutschland einigermaßen bekannte Leser ohnehin erraten würde — also in Hinneburg gab es in der Stadtverordnetenversammlung zwei Parteien, die sich schroff gegenüber und zu einander im Verhältnis von 13 zu 11 standen. Die dreizehn bildeten die sogenannte Bürgerpartei, die Partei der Ordnung, des Bürgersinnes und des anständigen Einkommens. Die andern hießen die Gemeinnützigen nach dem von ihnen gegründeten „Verein für gemeinnützige Zwecke.“ Es bezeichnete die Gesinnungsniedertracht der Bürgerpartei, daß ihre Mitglieder das Wort „gemeinnützig“ mit gehässiger Betonung auszusprechen pflegten.

Nach diesem Stimmenverhältnis und da die Versammlung vollzählig erschienen war, konnte das Resultat der Abstimmung nicht zweifelhaft sein. Die Bürgerpartei war bereit, die Position für die Bank zu

bewilligen, in dem Bewußtsein, die teuersten Güter des Vaterlandes gegen die „Gemein“-nützigen verteidigen zu müssen. Die Letztgenannten wußten, daß sie überstimmt werden würden; aber um so höher ist der Mannesmut zu achten, wenn er unter solchen Umständen „unentwegt“ auf seinem „Nein“ besteht. Hat man doch die Genugthuung, den Gegnern das Leben gründlich verbittern zu können, und ist doch nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß einer der Gegner umkippt oder Nasenbluten bekommt, und dann triumphiert Freiheit und Recht gegen Finsternis und Lüge. Alles in allem war es nicht unmöglich, die Verweisung der Position in eine gemischte Kommission durchzusetzen, was einem halben Siege gleichkam. Hinter der Schranke saßen neben einigen Straßengestalten, die sich gratis wärmten, die Vertreter der öffentlichen Meinung, die Redakteure der beiden Zeitungen; sie spitzten die Bleistifte und überlegten im stillen die Malicen, die sie sich im Berichte des nächsten Tages gegenseitig auftischen wollten.

Nach einigen andern Gegenständen, die nur geteilte Aufmerksamkeit fanden, räusperte sich der Herr Vorsitzende, nahm seine ereignisschwangerste Miene an und sprach: Meine Herrn. (Bewegung.) Wir kommen jetzt zu der Vorlage des Magistrats, die Anschaffung einer neuen Schulbank betreffend. (Bravo! Gelächter bei den Gemeinnützigen.) Der Herr Bürgermeister hat das Wort.

Der Führer der Gemeinnützigen holte sogleich die Städteordnung hervor und fing an mit nervöser Eile darin zu blättern, während seine Mienen von Gesetzeskunde und schneidender Kritik förmlich trieften. Der Herr Bürgermeister lieferte, wie nicht anders zu er-

warten war, in geschäftsmäßigem Tone ein klares Exposé, wobei nur der eine Punkt nicht recht deutlich wurde, wer eigentlich die Bank zerbrochen hatte, und schloß mit der Forderung von dreißig Mark für eine neuanzuschaffende Bank.

Es entstand eine kurze Pause, die Stille vor dem Sturm. Da keiner redete, erhob sich der gute alte Bürger und Bäckermeister Wieprecht und erklärte: Nu, meine Herren, ich denke, wir bewilligen die Position. Wir sind alle einmal jung gewesen, und wenn wir was zerbrochen hatten, dann ist es wieder gemacht worden. Worauf der Herr Stadtverordnete Rodiger erwiderte: Ja, meine Herren, was Herr Wieprecht eben gesagt hat, ist ganz gut, aber es entsteht doch die Frage, ob wir nicht alle Bänke der Rektorklasse neu machen lassen.

Hiergegen bemerkte der Herr Stadtverordnete Klumbusch: So wohlgemeint dieser Vorschlag auch sei, er müsse es doch für Verschwendung halten, jetzt Bänke anzuschaffen, da der Schulneubau bevorstehe, und man das Haus nicht nach den Bänken, sondern die Bänke nach dem Hause einrichten müsse. Er beantrage daher den Magistrat aufzufordern, endlich den Plan und Kostenanschlag des Schulneubaues vorzulegen.

Der Herr Bürgermeister hatte gegen den letzten Antrag nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß die erforderlichen Mittel bewilligt würden, worauf der Herr Stadtverordnete Schreyer (Führer der Gemeinnützigen) loslegte:

— So? Das sind ja nette Dinge, die man hier zu hören bekommt. Herr Wieprecht fordert die Söhne der Bürger auf, ihren Übermut an städtischem Eigentum auszulassen (Heiterkeit links), Herr Rodiger will

von der Sache erst dann etwas hören, wenn sie fünfhundert Mark kostet, und Herr Klumbusch will aus lauter Sparsamkeit eine neue Schule bauen. (Erneute Heiterkeit.) Daß der Herr Bürgermeister nichts dawider hat, städtische Mittel zu verbrauchen, nimmt uns weiter nicht wunder. (Mit erhöhter Stimme und einem aufmunternden Seitenblicke nach dem Platze, wo der Referent des „Korrespondenzblattes“ mit wütender Eile schreibt:) Die Steuerzahler unsrer Stadt mögen sich vorsehen. Die Bürgervereinler wollen einmal wieder mit dem Gelde des kleinen Mannes die Großmogel spielen. Aber soweit sind wir noch nicht. Halten Sie den Daumen auf den Beutel, bewilligen Sie keinen Groschen, den die Herren da drüben fordern! — Wenn ich mich der Vorlage selbst zuwende, so muß ich zuvörderst gestehen, daß ich den Mut des Magistrats bewundre, uns eine so dürftig vorbereitete Vorlage zu machen. Diese Vorlage geht wieder nach der alten bekannten Melodie: Zahlen! Zahlen! Zahlen! Wofür, das wird nur von fern angedeutet. Für eine Schulbank. Ja, wer hat denn die Schulbank zerbrochen? Die Kinder des armen Mannes nicht. Ich muß verlangen, daß eine wirkliche Untersuchung angestellt wird. Wenn es sich um Städtetage, Bankette, Orden und Auszeichnungen handelt, fragt kein Mensch nach uns; wenn aber bezahlt werden muß, was der Übermut gewisser Söhne ruiniert hat, sind wir gut genug. Sehen Sie sich vor, meine Herren! Wir haben auch nichts davon vernommen, daß der Rektor vom Magistrat in Strafe genommen worden sei, weil er Bierfässer in die Schulstube gestellt hat. Warum hat der Herr Oberprediger nicht seine Inspektion ausgeübt? Es wäre doch interessant, hierüber die Mei-

nung der Königlichen Regierung zu hören. Angesichts aller dieser Thatsachen beantrage ich, die Vorlage des Magistrats abzulehnen. (Stürmisches Bravo links, Murren rechts.)

Nun fiel der Herr Stadtverordnete Klitzsch, der Vorkämpfer der Bürgerpartei, über den Vorredner her, der nichts weiter könne, als gehässige Insinuationen aussprechen. Jene freiheitlichen Herren seien, wie sich eben wieder gezeigt habe, die ersten, wenn es sich ums Denunzieren handle.

Hieraus entwickelte sich eine lange persönliche Debatte, in der, wie jede der beiden Parteien behauptete, die Gegenpartei vernichtet wurde. Endlich erinnerte der Herr Vorsitzende daran, daß die Bewilligung einer Schulbank auf der Tagesordnung stehe, was von keiner Seite geleugnet werden konnte.

Darauf nahm Herr Stadtverordneter Doktor Merseburger das Wort, um doch auch von hygieinischer Seite auf die Wichtigkeit der vorliegenden Frage aufmerksam zu machen. Die richtige Konstruktion der Schulbank sei, sagte er, für die Schule von allergrößter Bedeutung. Schlecht gebaute Schulbänke hätten Rückgratsverkrümmung, Unterleibsübel, Blutmangel, Hysterie und Schwindsucht im Gefolge. Ja selbst für die geistige Ausbildung sei sie von Wichtigkeit, da das Gehirn beim Denken Stoff absorbiere, der ihm durch den Blutumlauf wieder zugeführt werden müsse. Bei gebückter Haltung könnten die Lungen nicht genügend funktionieren, und die Folge sei ein mangelhaft ernährtes Gehirn. Darum schlage er zur Anschaffung das System Zimmermann vor.

Aber diese an sich gutgemeinte Rede war für das Resultat verhängnisvoll. Die Gemeinnützigen erklärten

ihre volle Zustimmung zu den Ausführungen des Herrn Doktor Merseburger, machten dem Magistrat bittre Vorwürfe, daß er darauf ausgehe, die Verdummung des Volkes zu betreiben, um sich willige Steuerzahler zu erziehen, und beantragten die Zurückweisung der Vorlage an den Magistrat.

— Aber, meine Herren, wurde von andrer Seite eingewendet, wir alle haben doch auf der alten Schulbank gesessen, ohne am Leibe oder Verstande gelitten zu haben! — Es half nichts, die Hygieine war entfesselt und herrschte unbeschränkt. Als es zur Abstimmung kam, kippten, von der Hygieine eingeschüchtert, drei Mitglieder von der Bürgerpartei um, und der Antrag der Gemeinnützigen auf Zurückverweisung der Vorlage ging durch.

Am nächsten Tage brachten die beiden Zeitungen höchst widersprechende Berichte. Nach dem einen war es „leider der alles negierenden Nörgelei einiger Fanatiker abermals gelungen, das Bürgerwohl empfindlich zu schädigen," nach der andern hatte man Gelegenheit gehabt, die „verkommne Charakterlosigkeit gewisser altersschwacher Nickemänner zu bewundern." Die Bürger der Stadt waren miteinander sehr unzufrieden, nur darin stimmten alle Ansichten überein, daß die städtische Verwaltung eine unglaublich schwierige Sache sei, die todesmutiges Einsetzen der ganzen Manneskraft erfordre.

Am nächsten Sonntage predigte der Herr Oberprediger über die Kinder Gottes und die Kinder der Welt und machte dabei gewisse, nur ihm allein verständliche Andeutungen über das Wort der Lüge wider das Wort der Wahrheit und über das unschuldige Leiden der Gerechten. Es sollte eigentlich deutlicher

herauskommen, aber als er, wie er es bei wichtigen Dingen gewöhnt war, das Konzept seiner lieben Frau vorlas, ließ diese ihr Strickzeug in den Schoß sinken und sagte: Bedenke, lieber Mann, daß die gute Stube tapeziert werden muß.

— Liebes Kind, erwiderte er, das bedenke ich wohl; aber ich bin in öffentlicher Sitzung angegriffen worden und habe doch die Pflicht, Zeugnis abzulegen. — Sie sagte aber: Ach was! Mit deinen Zeugnissen! Damit tapezierst du dir keine Stube.

Was wollte er machen? Er seufzte über seine liebe Frau und legte Zeugnis in Rätselform ab.

Vierter Zeitraum. Wenn eine zurückverwiesene Vorlage wieder zu Hause ankommt, so ist sie höchst ermattet. Man muß ihr längere Zeit Ruhe gewähren, ehe daran zu denken ist, sie zu neuer Thätigkeit zu beleben. So lag auch unsre Schulbankfrage zunächst vier Wochen lang fest. Dies ist nicht viel, wenn man bedenkt, daß während dieser Zeit das System Zimmermann studiert werden mußte. Leider war dieses System nirgends aufzufinden. Herr Doktor Merseburger bezog sich auf die Empfehlung einer medizinischen Fachzeitschrift, konnte aber weder die Zeitschrift noch die Nummer angeben. Inzwischen ward durch eingehendes Studium einer Anzahl eingegangner Offerten soviel festgestellt, daß 1. bei der normalen Schulbank die Hinterkante des Tisches und die Vorderkante der Bank in einer Senkrechten über einander liegen, daß also niemand in der Bank stehen kann, der dicker ist als ein Bogen Papier, und 2. daß die Schulterblätter, das Kreuz und die Füße durch Bretter, Latten und Wülste

unterstützt werden, was voraussetzt, daß alle Schüler dieselbe Größe haben. Um das Stehen in der Bank zu ermöglichen, wird entweder die Bank oder der Tisch klapprig, d. h. zum Zurückklappen eingerichtet; um die Wülste und Stützen anzubringen, nimmt man das Mittelmaß der Schüler an, d. h. ein Maß, das für die Großen zu klein und für die Kleinen zu groß ist.

Der Magistrat zog alle Offerten in gründliche Erwägung, konnte sich jedoch einem der vorhandnen Systeme unmöglich anschließen; es wäre ja auch ein testimonium paupertatis gewesen, wenn Hinneburg nicht eine eigne Konstruktion aufgestellt hätte. Man acceptierte also im ganzen und großen das System Schäfer und Meier, nur daß die Sache der Billigkeit halber doch anders gemacht wurde.

Nach Verlauf von wiederum vier Wochen gelangten die Akten samt einer Zeichnung in Lebensgröße wieder an den Herrn Stadtverordnetenvorsteher Lila, der den Gegenstand sogleich auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung stellte. Wieder gab es eine eingehende Generaldebatte, wieder „platzten die Geister aufeinander," aber wieder kam es zu keinem entscheidenden Ergebnis; der Gegenstand wurde an die vereinigte Schul- und Etatskommission verwiesen. Die Kommission machte sich auch sogleich mit Eifer an die Aufgabe, die absolute Wahrheit zu finden, was von selbst in sich schloß, daß sie die Arbeit ganz von vorn anfing.

Fünfter Zeitraum. In der Zeit, wo die Schulbankvorlage in dieser Kommission bearbeitet wurde, bereiste der Herr Schulrat die Landschulen der Nachbarschaft. Dabei hörte er von der „Bierbank"

in Hinneburg, erschien schleunigst in der Rektorklasse und ließ brevi manu Fässer und Bretter hinauswerfen. Hierauf erfolgte durch Couvert des Oberpredigers eine an den Magistrat gerichtete energische Verfügung, sogleich für Aufstellung einer Schulbank Sorge zu tragen.

Der Herr Oberprediger war von dieser Verfügung höchst unangenehm berührt, und die Frau Oberprediger fühlte sogleich heraus, daß der schreckliche Schmalz auch hinter diesem Ungemach stecke. Lieber Mann, sagte sie, du gehst selbst zu dem Herrn Bürgermeister und redest mit ihm, aber vergiß nur nicht, daß die gute Stube tapeziert werden muß.

Der Herr Oberprediger ging denn auch zum Herrn Bürgermeister, drückte ihm beide Hände und sprach sein herzliches Bedauern aus über die Wendung, die die Sache, er wisse nicht durch welchen Einfluß, genommen habe. Er bedaure umsomehr die neue Belastung des Etats, da ja auch für die gute Stube im Predigerhause etwas geschehen müsse.

Indes, es half alles nichts: eine Bank mußte geschafft werden, der Stadtverordnetenkommission durfte aber auch nicht vorgegriffen werden, und so schlug man eine Notbank zusammen, die sich von der ursprünglich beabsichtigten dadurch unterschied, daß man anderthalbzöllige statt zweizölliger Bretter nahm.

Sechster Zeitraum. Die vereinigte Schul- und Etatskommission arbeitete mit voller Hingebung und Gründlichkeit. Auch an sie war ein ganzer Haufe von Bankofferten eingelaufen, aber auch sie hielt es für unwürdig, ein fremdes System anzunehmen. Nun war

es schwierig, bei den sich innerhalb der Kommission bekämpfenden Strömungen sich über ein andres zu einigen. Denn einerseits bestand Herr Doktor Merseburger auf der Reinheit des Prinzips von Vorder- und Hinterkante, andrerseits mußte auf den Herrn Stadtverordneten Mitzschke Rücksicht genommen werden, dessen Schwager in seinem Schulblatte auch Schulbänke beschrieben und empfohlen hatte. Um ganz sicher zu gehen, wählte man eine Subkommission aus drei Mitgliedern, die aus den Herren Doktor Merseburger, Schreyer und Mitzschke bestand. Diese Subkommission hielt für nötig, die in besagtem Schulblatte empfohlenen Schulbänke des Warneckischen Instituts in Leipzig einer Besichtigung zu unterziehen. Nach drei Wochen fand sich denn auch ein Tag, an dem keiner der drei Herren verhindert war. Man besah die Bänke und nahm dabei eine höchst günstige Meinung von dem Warneckischen Institut mit nach Hause. Aber auch die Warneckische Bank war nicht annehmbar, weil sie der Schulhygieine doch nicht „voll und ganz“ gerecht wurde, weil sie ferner zu teuer war und endlich auch — gar nicht paßte.

Endlich einigte man sich im Prinzip dahin, daß die Sitzbank unbeweglich, dagegen die Tischplatte beweglich sein sollte. Es war dies gerade das Gegenteil von dem, was der Magistrat vorgeschlagen hatte, der den Sitz beweglich und die Platte fest haben wollte. Nach weitern monatelang dauernden mühevollen Beratungen stand jedoch die endgiltige Form fest, sie wurde in der nächsten Plenarsitzung vorgelegt, und das Plenum nahm die Vorschläge der Kommission wie üblich vertrauensvoll an.

Aber jetzt widersprach der Magistrat. Er hatte

eine Bank mit beweglichem Sitze empfohlen, die genehmigte Bank mit beweglicher Tischplatte entsprach durchaus nicht seinen Anschauungen.

Noch hätte alles gut werden können; ein Kompromiß war ja nicht ausgeschlossen, indem man entweder Sitz und Platte beweglich oder beide unbeweglich machte. Zwei Anträge, die diese Auswege empfahlen, waren bereits vorbereitet — da stellte der Stadtverordnete Schreyer die Prinzipfrage! In den herbsten Redewendungen gab er dem Magistrat zu verstehen, die Mitglieder des Magistrats seien nichts weiter als Exekutivbeamte der Stadtverordneten. Letztere bewilligten die Gelder, ersterer gebe sie aus. Der Magistrat also habe sich einfach zu fügen. Hierauf wurde ebenso scharf erwidert: Die Stadtverordneten hätten Gelder zu bewilligen, das heißt ja oder nein zu sagen, nicht aber die Stadt zu regieren. Die Übergriffe der Herren seien nachgerade unerträglich geworden. Antwort: Wer Geld bewilligt, muß auch prüfen dürfen, wofür es ausgegeben wird. Für bewegliche Sitzbänke bewilligen wir keinen Groschen. Replik: Aber die Herstellung beweglicher Tischplatten erklärt der Magistrat nicht verantworten zu können.

Und dabei blieb es, die Schulbankfrage war rettungslos festgefahren. Die Gemeinnützigen, die erst gegen die neue Schulbank überhaupt eingenommen waren, aber hernach sich für die Kommissionsvorlage begeistert hatten, durften abermals einen großen Erfolg verzeichnen. „Ihr“ Schreyer hatte sich als einen Freund des Volkes und wahrhaft großen Mann bewiesen, und bewegliche Sitzbänke mußten geradezu als unsittlich verurteilt werden.

Siebenter Zeitraum. In diesem Zeitraume geschah eigentlich gar nichts, außer daß die Frau Oberprediger zu ihrem lieben Manne sagte: Bedenke, lieber Mann, daß unsre gute Stube tapeziert werden muß. Die Damen im städtischen Kasino sind alle der Meinung, daß der Magistrat etwas thun müsse. Und das siehst du selbst, so geht es nicht weiter.

— Mein Kind, erwiderte er, beruhige dich. Der Bürgermeister ist mein lieber Freund —

Aber sie wollte nichts hören. — Geh mir mit deinem lieben Bürgermeister, der uns nun schon dreizehn Jahre in dieser Stube sitzen läßt. Jetzt nimmst du einen Bogen Papier und kommst in aller Form darum ein. Wir wollen doch sehen, ob die Herren endlich einmal ein Einsehen gewinnen!

Der Herr Oberprediger seufzte über seine liebe Frau, nahm einen Bogen Papier und schrieb — anknüpfend an Psalm 118, 27: „Schmücket das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars" — eine Eingabe, in der er zahlenmäßig nachwies, daß seine Vorderstube bereits seit drei Jahren der Neutapezierung dringend bedürftig sei.

Aber bald mußte sich der Oberprediger überzeugen, daß er gut gethan hätte, auf seine liebe Frau nicht zu hören. Auf dem Rathause war schlechtes Wetter. Man hatte es dem allbeliebten Prediger doch übelgenommen, daß er es mit allen, selbst mit Schreyer halten wollte, außerdem wehte ein ungünstiger Wind von der Loge her, wo der Rektor alle Abende grollte, und so geschah das Unerhörte, daß das Gesuch nicht durchging. Die Majorität war nämlich der Meinung, daß der verlangte Betrag mit Rücksicht auf die schwebende Schulbankfrage nicht aus dem Reparaturfonds genommen werden

dürfe, daß vielmehr das Gesuch „zwecks" einer Nachbewilligung an die Stadtverordneten zu gehen habe, was einer Ablehnung so ziemlich gleichkam.

Die Frau Oberprediger war außer sich.

Achter Zeitraum. Hätte man die Notbank auf ordentliche Stollen gestellt und mit Zapfen eingelassen, so wäre es keine Notbank gewesen, und die wirkliche Bank wäre überflüssig geworden. Man hatte sie aber nur zusammengenagelt, und so war es kein Wunder, daß sie bald wieder wacklig war. Ob Bürgermeisters „Zweiter" hierbei in hervorragender Weise beteiligt gewesen war, ließ sich beweiskräftig nicht feststellen; jedenfalls legten die sich mehrenden Winkelmaße in den Hosen der Herren Söhne der Väter der Stadt einem wohllöblichen Magistrat die zwingende Notwendigkeit nahe, die festgefahrne Schulbankvorlage wieder flott zu machen. Da aber der Herr Bürgermeister durchaus nicht nachgeben wollte, so wurde folgender Feldzugsplan ausgearbeitet.

Der Magistrat machte eine neue, nur wenig veränderte Vorlage, für deren Genehmigung sich die Majorität der Stadtverordneten im voraus verpflichtete. Man verlangte von den Mitgliedern der Kommission unter Vorhaltung der höchsten Gefahr des Vaterlandes, ihr eignes Projekt fallen zu lassen und sich für die Magistratsvorlage zu entscheiden. Dies gelang, zwar unter großen Schwierigkeiten, aber es gelang. Der Sieg war an die Fahne des Magistrats gefesselt. Die Gemeinnützigen schäumten und drohten mit der nächsten Stadtverordnetenwahl; auch sollte kein Mitglied der gegenwärtigen Majorität je wieder zu einer städtischen Lieferung zugelassen werden.

Kurz vor Beginn der entscheidenden Sitzung traf die Nachricht ein, daß der alte gute Wieprecht in vergangner Nacht sanft und selig entschlafen sei. Noch war nichts verloren. Das Stimmenverhältnis war jetzt 12:11, schlimmstenfalls gab der Vorsitzende den Ausschlag. Aber siehe da — bei der Abstimmung ging der Stadtverordnete Müller, der bisher die städtischen Kohlenlieferungen gehabt hatte und nun dem Landfrieden bezüglich der bevorstehenden Wahlen nicht traute, zur Gegenpartei über, und die Magistratsvorlage war abermals abgeworfen.

Jetzt folgte der Antrag des Herrn Oberpredigers, die Tapezierung seiner guten Stube betreffend. Noch freudig bewegt von dem abermaligen glänzenden Erfolge, zugleich aber auch unter der taktischen Erwägung, daß die Partei auch einmal etwas bewilligen müsse, um nicht in den Verdacht der absoluten Negation zu kommen, erhob sich der Herr Stadtverordnete Schreyer und beantragte, die Position zu genehmigen. Damit war sie genehmigt. Nur stellte die darauf folgende eingehende Diskussion fest, daß das Hinterzimmer in der Predigerwohnung der Tapezierung noch viel bedürftiger sei als das Vorderzimmer. Man bewilligte also unter Erhöhung des Betrages um fünf Mark die erbetene Summe, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie auch wirklich zu dem ausgesprochnen Zwecke der Tapezierung des Hinterzimmers verwendet werden müsse.

Am andern Tage gab es bei Oberpredigers einige unerfreuliche Momente; wenigstens erklärte die Frau Oberprediger den Vorschlag ihres lieben Mannes, die gute Stube in das Hinterzimmer zu verlegen, für ganz unpraktisch, unbegreiflich und unausführbar.

Neunter Zeitraum. Nach der Städteordnung mußte nunmehr eine aus Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordneten gemischte Kommission zusammentreten, um die Schulbankfrage aus der Welt zu schaffen. Dies geschah, und den patriotischen Bemühungen der Mitglieder dieser Kommission gelang es nach drei anstrengenden Sitzungen, zu der Vorlage einer Kompromißbank zu gelangen, die in der nächsten Sitzung der Stadtverordneten ohne Debatte genehmigt wurde. Endlich, endlich!

Allen Menschen es recht zu machen ist freilich unmöglich. In der Loge gab es eine ziemlich bewegte Versammlung, in der der Rektor jedem, der es hören wollte, erklärte: diese Kompromißbank sei ein Ungetüm, das sämtliche Fehler von einem halben Dutzend verschiedner Systeme habe, und auf dem weder ein Mensch noch sonst eine Kreatur sitzen könne. Das war auch richtig. Ich habe die Zeichnung der Bank gesehen, sie war in der That schlimm.

Es wurde nun ein Lizitationstermin mit achtwöchiger Frist festgesetzt und in den Lokalblättern sowie im „Schulboten“ bekannt gemacht. Bei Eröffnung der Angebote zeigte sich, daß die Firma Walter Fischer und Komp. in Gera das niedrigste Gebot abgegeben hatte. Dieser Firma wurde unter den üblichen Kautelen und Garantien die Ausführung übertragen. Die Firma wollte nichts verdienen, sondern sich nur die Anwartschaft auf die Lieferungen zum Schulneubau erwerben. Aber dieses Ungetüm von Bank konnte sie doch nicht ausführen; sie hätte sich ja dabei gründlich blamiert. Darum erlaubten sich Walter Fischer und Komp. einige Abweichungen von dem Programm und stellten etwas halbweg Brauchbares her.

Es war eines schönen Sonnabendmorgens, als die Bank anlangte; sie wurde — ein schönes Zeugnis für die Promptheit der städtischen Verwaltung — sofort in die Rektorklasse geschafft, wo sich auf besondre Einladung außer dem Herrn Bürgermeister auch der Herr Oberprediger, sowie einige Stadträte und Stadtverordnete einfanden. Der Herr Oberprediger konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, eine Ansprache zu halten, in der er — anknüpfend an Nehemia 4, 12: „Ein jeglicher, der da bauet, halte sein Schwert an seine Lenden gegürtet und baue also“ — auf den unter mancherlei Kampf zu stande gekommnen segensreichen Bau der Schulbank hinwies und mit der ihm selbst wenigstens verständlichen Andeutung schloß: Mögen denn die Mauern Jerusalems wachsen und ihren Thoren der Schmuck in dem Herrn nicht fehlen. Er dachte nämlich an die noch immer fehlende Tapete des Vorderzimmers.

Über dies Resultat gab es in der Bürgerschaft große Unzufriedenheit. Die Herren Tischlermeister, die entweder keine oder zu hohe Forderungen gestellt hatten, beklagten sich, daß man städtische Arbeiten an auswärtige Unternehmer vergebe. Wofür zahle man denn Steuern, wenn man sie von der Stadt nicht zurückverdienen könne. Dies war für die Gemeinnützigen der Moment, wieder in Aktion zu treten.

Am selbigen Sonnabend fand im Schützenhause eine von den Gemeinnützigen einberufne Volksversammlung statt, in der sich der Stadtverordnete Schreyer über besagte Bank interpellieren ließ. Und zwar wurde erstens gefragt: Warum ist unter Übergehung der städtischen Tischlermeister die Bank auswärts bestellt worden? Und zweitens: Warum ist die Bank der

Schuldeputation der Stadtverordneten nicht zur Vorprüfung übergeben worden? Der Interpellierte wußte darauf keine andre Antwort als die: Es sei dies Schuld der städtischen Verwaltung, die die Bevölkerung als Steuerzahler und Stimmvieh ausnutze, jedoch die Interessen derselben aufs rücksichtsloseste preisgebe. Hiermit waren sämtliche anwesende Tischlermeister höchlichst einverstanden. Was den zweiten Punkt anlange, so müsse der Redner zwar zugeben, daß eine Verpflichtung des Magistrats nicht vorliege, indessen sei es immer charakteristisch, wie sich derselbe der Kontrolle der Bürgerschaft entziehe, wo er nur könne. Meine Herren — so schloß er —, die Stadtverordnetenwahlen sind vor der Thür. Treten Sie einmütig an die Urne und geben Sie Ihre Stimme nicht jenen, die ihren persönlichen Herrschergelüsten frönen, sondern wahrhaft gemeinnützigen Männern! Aus der Versammlung wurde der Einwand erhoben, die Bank sei doch da, was man denn wolle? worauf die sieghafte Antwort erteilt wurde, man habe es überhaupt nicht mit Thatsachen, sondern mit dem Prinzip zu thun.

Zehnter und vorläufig letzter Zeitraum. In der nächsten Stadtverordnetenwahl ging die gesamte zweite Klasse an die Gemeinnützigen verloren; damit hatten dieselben die unbestrittne Majorität gewonnen. Die Bürgerpartei, die großer Säumigkeit angeklagt werden mußte, machte ein höchst verdutztes Gesicht, konnte aber mit aller Zerknirschung nichts an der Sache ändern.

Inzwischen liefen Klagen ein, auf der neuen Bank sei nicht zu sitzen. Der Rektor ließ alle Stunden wechseln, aber bald half auch das nicht mehr. Der

Magistrat machte den Stadtverordneten und diese dem Magistrat Vorwürfe. Zuletzt fand Herr Schreyer heraus, daß sich Walter Fischer und Komp. eigenmächtige Abänderungen erlaubt hätten. Man stelle sich den Brustton der Entrüstung vor, mit dem dieser Fund vorgetragen wurde! Die Gemeinnützigen hatten über dem Wohle der Stadt gewacht, ihnen war es zu danken, daß die Versäumnisse derer, die eigentlich berufen waren, Hüter der Stadt zu sein, nicht die Stadt völlig zu Grunde richteten.

Die Bank ward, weil kontraktwidrig ausgefallen, der Firma zur Disposition gestellt. Walter Fischer und Komp. antworteten: Da die Bank in Gebrauch genommen sei, so könnten sie sich auf nichts einlassen. Kürzlich ist beschlossen worden, die Firma zu verklagen. Was aus dem Prozesse werden wird, ist unabsehbar. Inzwischen ist die Notbank wieder zusammengezimmert und zum Gaudium der Rektorklasse wieder in Gebrauch genommen worden.

Soweit ist die Sache bis heute gediehen. Daß eine Geschichte von einer „ewigen" Schulbank kein Ende haben werde oder haben könne, wird der einsichtige Leser von vornherein angenommen haben. Jedoch möge es gestattet sein, eine vorläufige Kostenberechnung aufzustellen.

Titel 1. Geldkosten:

Eine Notbank	24 Mk.	50 Pf.
Reparatur derselben	5 „	— „
An Fischer und Komp. gezahlt . .	35 „	— „
Für Gas, Heizung, Botenlöhne und Kopialien	17 „	20 „
	81 Mk.	70 Pf.

Titel 2. Zeitaufwand:

Für 5 Magistratssitzungen, 4 Plenar- und 11 Kommissionssitzungen = 294 Arbeitsstunden (die Arbeitsstunde im Durchschnitt mit 1 Mk. berechnet) 294 Mk.

Summa 375 Mk. 70 Pf.

Es ist unbegreiflich, wie angesichts dieser Zahlen ein Beamter, den ich aus Schonung nicht nennen will, sagen konnte: Die ganze Geschichte wäre mit dreißig Mark und einem Bogen Papier zu bestreiten gewesen. Ganz schön. Aber wo blieben dann Magistrat und Stadtverordnete, wo bliebe das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinde, wo bliebe der Grundsatz, daß man nur durch Streit zum Frieden, durch Nacht zum Licht fortschreite?





9

Die Pickwickier

in vor mir liegender hoher Stoß von Akten, außerdem eine Sammlung von drei Menschenschädeln und einigen fünfzig Urnen, ein halbes Dutzend alter Bücher und die drei ersten Nummern der „Zeitschrift für Universal-Wissenschaft in Zentraleuropa“ geben Zeugnis von der Thätigkeit der „Universalwissenschaftlichen Gesellschaft“ zu Kralau an der Lusse. Wiewohl die Bedeutung dieser Gesellschaft weit über die Grenzen des engern Vaterlandes hinaus von allen Verwandten, Vettern und Freunden der Mitglieder „willig“ anerkannt wird, so würde sie doch noch viel allgemeiner gewürdigt sein, wenn nicht die Bescheidenheit der Angehörigen des genannten Vereins hindernd im Wege stünde. Wir glauben keinen Verrat an dieser Tugend zu üben, wenn wir auf Grund des uns bereitwilligst zur Verfügung gestellten authentischen Materials dem gelehrten Gründer des Vereins und seinen mutigen Mitstreitern hier einen Ehrentempel erbauen. Es ist ja nur der kleinste Teil einer nationalen Ehrenschuld, den wir abtragen.

In dem Aktenstück Nr. 1 „Gründung und Auflösung des Vereins betreffend“ lesen wir das nachfolgende Protokoll: „Verhandelt Kralau an der Lusse, den 5. September 18.. Die Unterzeichneten, die am heutigen Tage im Goldnen Löwen zu einer Nachfeier der denkwürdigen Exkursion nach dem Karnickelberge versammelt sind, beschließen einstimmig wie folgt: § 1. Am heutigen Tage konstituiert sich die Universalwissenschaftliche Gesellschaft von Zentraleuropa mit dem Sitze Kralau an der Lusse. § 2. Zum ständigen Präsidenten der genannten Gesellschaft wird Herr Doktor Krimper auf und zu Großschleme in Anerkennung seiner Verdienste um Hebung der Universalwissenschaft ernannt. § 3. Die Unterzeichneten treten der Gesellschaft als ordentliche Mitglieder bei. Es wird ausdrücklich vorbehalten, die Celebritäten der Wissenschaft zu korrespondierenden Mitgliedern zu ernennen. § 4. Mit dem Entwurfe des Statuts wird der Schriftführer desselben, Herr Subrektor Simmchen, beauftragt.“ Folgen die Unterschriften.

Wir würden über die begleitenden Umstände, die zur Gründung der Universalwissenschaftlichen Gesellschaft geführt haben, im Dunkeln verharren müssen, wenn nicht — augenscheinlich von der nämlichen Hand wie das Protokoll geschrieben — ein ausführlicher Bericht darüber beigeheftet wäre. Dieser Bericht war ohne Zweifel für das „Kralauer Tageblatt“ oder die „Neue freie Lussezeitung“ bestimmt gewesen, aber — ein Zeugnis für die Gesinnungsniedertracht gewisser Kreise — mit der Bemerkung abgelehnt worden: „Nicht geeignet, weil zu lang und von zu wenig allgemeinem Interesse.“

Hören wir, was der Bericht erzählt.

Es war am 5. September 18 . ., Temperatur 10,5 Grad Celsius, Barometerstand 763,4 Millimeter, als Herr Doktor Georg Friedrich Krimper auf und zu Großschleme seinem Versprechen gemäß im Goldnen Löwen eintraf. Die Teilnehmer an der Expedition hatten sich bereits eingefunden; wir bemerkten den Herrn Apotheker Schwamm, den Herrn Subrektor Simmchen, den Herrn Rentier Flock und den Herrn Uhrmacher Pflaumel, den wohlverdienten Erfinder eines seiner Vollendung entgegengehenden Perpetuum mobile.

Um 10 Uhr 11 Minuten setzte sich der Zug in Bewegung, indem er eine nordnordöstliche Richtung einschlug. In genau 53 Minuten war das Ziel, der Karnickelberg erreicht. Man befand sich auf einem in meridionaler Richtung streichenden Bergrücken. Dieser Umstand, sowie die Nähe der Gransdorfer wüsten Lehde, ebenso die vorhandne Fauna und Flora — selbst die Birke (Sanskrit: bhûrja, litauisch: bérzas, russisch: bereza) ist daselbst in einigen Exemplaren zu treffen — führt nach den Untersuchungen von Geiger und Krimper zu der gebieterischen Annahme, daß nirgend anders als hier das indogermanische Urvolk in ungeteiltem Zustande gesessen habe. Der Beweis für diese Behauptung lag in dem vor uns befindlichen Hünengrabe geborgen und sollte durch Aufdeckung desselben erbracht werden. Das Grab besteht aus einem Hügel von sphäroidaler Gestalt; größte Länge 9,33, größte Breite 7,98, Gipfelhöhe: 3,04 Meter.

Nach einem lichtvollen Vortrage des Leiters der Expedition über Gräberfunde in Mitteleuropa und die Bedeutung prähistorischer Forschung für die Sprachvergleichung wurde der Befehl gegeben, die Arbeit zu

beginnen. Unter umsichtiger Leitung wurde ein Graben von 3,88 Meter Sohlenbreite, radial auf den Mittelpunkt des Hügels zuführend, ausgehoben. Man fand: a) Humusschicht: 0,63 Meter; b) Trümmer und Geröll: 0,79 Meter; c) eine Steinplatte: 0,23×0,47 Meter; d) ein 10 Centimeter langes, flach gekrümmtes Stück Eisen, das, von einem Loche durchbohrt, die Spuren starker Abnutzung zeigte. Fundstelle 3,04 Meter vom Eingange des Forschungsgrabens, 2,29 Meter unter der Erdoberfläche. Es möge gleich hier bemerkt werden, daß mit siegreichen Gründen der Meinung entgegengetreten wurde, als sei das Fundstück ein Stück Hufeisen; es erwies sich vielmehr als ein ehemals an einer Schnur getragnes Schmuckstück prähistorischer Art, was von um so größerm Interesse ist, als eiserner Schmuck unter Gräberfunden der Steinzeit zu den allergrößten Seltenheiten gehört, und als bei dem Fehlen coincidenter Bezeichnungen dem indogermanischen Urvolke die Metalle nicht bekannt gewesen sein sollen. e) Drei Scherben 4, 15 und 22½ Centimeter seitweits von dem eisernen Schmuckstücke. Leider konnte das Grab für unberührt nicht erachtet werden. Man fand weder die Cella, noch die charakteristischen Deckplatten, noch Gefäße, noch Spuren von Leichenbrand, sondern nur Erdschichten in stark geneigter Lage, untermischt mit Feldsteinen. Doch waren die gemachten Funde bedeutungsvoll genug, um die Expedition als eine reich belohnte erscheinen zu lassen. Man schied in dem erhebenden Bewußtsein, durch fünfstündiges angestrengtes Arbeiten dreier Tagelöhner der Wissenschaft einen entschiednen Dienst geleistet zu haben.

Ein Mahl vereinigte die Mitglieder der Expedition an demselben Abend im Goldnen Löwen. Es galt

die Feier der am Tage errungnen Erfolge. Die Fundstücke waren bereits numeriert, etikettiert und inventarisiert auf einer Tafel aufgestellt. Die Versammlung befand sich in froher Erregung, in jener Stimmung, in der weittragende Beschlüsse am leichtesten gefaßt werden. Der erste Toast galt dem Herrn Doktor Krimper auf Großschleme, dem Leiter und der Seele der wissenschaftlichen That, die mit dem Namen Karnickelberg unauflöslich verbunden bleiben wird. Hierauf hatte der Referent das Glück, einen fruchtbaren Gedanken etwa mit folgenden Worten anzuregen: Meine Herren! Die Wissenschaft schreitet mächtig vorwärts; mit Riesenschritten eilt sie der Vollendung ihrer Titanenaufgabe entgegen, und es bedarf der Aufbietung der letzten Kraft, hinter diesen Fortschritten nicht zurückzubleiben. Auch Kralau an der Lusse wird nicht zurückbleiben. (Bravo!) Meine Herren, es ist heute viel gethan worden, aber es muß mehr geschehen; wertvolle Schätze sind gehoben worden, wertvollere harren noch ihrer Auferstehung entgegen. Ja, meine Herren, das große Problem des indogermanischen Urmenschen ist trotz der bahnbrechenden Arbeiten Geigers noch ungelöst, die heutige That hat die Lösung mächtig gefördert, und diese Lösung wird und muß gefunden werden. Meine Herren, konstituieren wir uns als Prähistorische Gesellschaft zu Kralau an der Lusse!

Diese zündenden Worte blieben nicht ohne Echo; auch Kralau darf stolz sein, daß es von heute an eine Prähistorische Gesellschaft in seinen Mauern giebt, die gewillt ist, ein neues Ruhmesblatt in den Lorbeerkranz der Wissenschaft zu flechten.

Soweit der Bericht. — Wir sind nunmehr ver-

pflichtet, Aufklärung zu geben über die Entstehung der mehrerwähnten Bezeichnung „Universalwissenschaftliche Gesellschaft von Zentraleuropa," und dürfen dabei nicht verschweigen, daß dieser Name in den Akten überall erst hineinkorrigiert ist.

Es ist logisch unanfechtbar, daß ein Verein seine Vereinszwecke zu verfolgen hat, und so waren die Mitglieder der neugegründeten Kralauer Gesellschaft bemüht, ihrem Werke diejenige Ausdehnung zu geben, die der Größe der Aufgabe entsprach. Von dem Vorsitzenden, der seine Wohnung in Großschleme hatte, und dessen umfassender Blick mehr auf Zentraleuropa als auf den Kreis Kralau ging, konnte in dieser Beziehung nicht soviel geschehen als von seinem Adjunkten, dem Herrn Subrektor, der unermüdlich thätig war, Mitglieder für die Gesellschaft zu werben, und sowohl in der Ressource als auf der Kegelbahn dem Verein Boden zu verschaffen suchte. Bald kam es soweit, daß es fast für nicht standesgemäß galt, den Beitritt zu versagen. Und so war denn zur ersten regelmäßigen Monatssitzung im Löwen eine illustre Versammlung vereinigt. Man erblickte den Herrn Landrat, der als „Spitze der Behörden" als Ehrengast eingeladen war, den Herrn Diakonus, den Herrn Oberlehrer Kleinpaul, eine entomologische Autorität, einen ausgezeichneten Kenner der Fortpflanzungswerkzeuge der Schlupfwespen, den Herrn Oberförster, eine Autorität in der Kynologie — seine Jagdhunde pflegen nach seiner Versicherung Proben von mehr als menschlicher Intelligenz zu geben —, den Herrn Apotheker Schwamm, der den Vorzug hat, einen Kalksteinbruch zu besitzen, der wegen gewisser geologischen Spezialitäten irgendwo auch von Karl Vogt erwähnt worden ist. Auch war erschienen der

die Feier der am Tage errungnen Erfolge. Die Fundstücke waren bereits numeriert, etikettiert und inventarisiert auf einer Tafel aufgestellt. Die Versammlung befand sich in froher Erregung, in jener Stimmung, in der weittragende Beschlüsse am leichtesten gefaßt werden. Der erste Toast galt dem Herrn Doktor Krimper auf Großschleme, dem Leiter und der Seele der wissenschaftlichen That, die mit dem Namen Karnickelberg unauflöslich verbunden bleiben wird. Hierauf hatte der Referent das Glück, einen fruchtbaren Gedanken etwa mit folgenden Worten anzuregen: Meine Herren! Die Wissenschaft schreitet mächtig vorwärts; mit Riesenschritten eilt sie der Vollendung ihrer Titanenaufgabe entgegen, und es bedarf der Aufbietung der letzten Kraft, hinter diesen Fortschritten nicht zurückzubleiben. Auch Kralau an der Lusse wird nicht zurückbleiben. (Bravo!) Meine Herren, es ist heute viel gethan worden, aber es muß mehr geschehen; wertvolle Schätze sind gehoben worden, wertvollere harren noch ihrer Auferstehung entgegen. Ja, meine Herren, das große Problem des indogermanischen Urmenschen ist trotz der bahnbrechenden Arbeiten Geigers noch ungelöst, die heutige That hat die Lösung mächtig gefördert, und diese Lösung wird und muß gefunden werden. Meine Herren, konstituieren wir uns als Prähistorische Gesellschaft zu Kralau an der Lusse!

Diese zündenden Worte blieben nicht ohne Echo; auch Kralau darf stolz sein, daß es von heute an eine Prähistorische Gesellschaft in seinen Mauern giebt, die gewillt ist, ein neues Ruhmesblatt in den Lorbeerkranz der Wissenschaft zu flechten.

Soweit der Bericht. — Wir sind nunmehr ver-

pflichtet, Aufklärung zu geben über die Entstehung der mehrerwähnten Bezeichnung „Universalwissenschaftliche Gesellschaft von Zentraleuropa,“ und dürfen dabei nicht verschweigen, daß dieser Name in den Akten überall erst hineinkorrigiert ist.

Es ist logisch unanfechtbar, daß ein Verein seine Vereinszwecke zu verfolgen hat, und so waren die Mitglieder der neugegründeten Kralauer Gesellschaft bemüht, ihrem Werke diejenige Ausdehnung zu geben, die der Größe der Aufgabe entsprach. Von dem Vorsitzenden, der seine Wohnung in Großschleme hatte, und dessen umfassender Blick mehr auf Zentraleuropa als auf den Kreis Kralau ging, konnte in dieser Beziehung nicht soviel geschehen als von seinem Adjunkten, dem Herrn Subrektor, der unermüdlich thätig war, Mitglieder für die Gesellschaft zu werben, und sowohl in der Ressource als auf der Kegelbahn dem Verein Boden zu verschaffen suchte. Bald kam es soweit, daß es fast für nicht standesgemäß galt, den Beitritt zu versagen. Und so war denn zur ersten regelmäßigen Monatssitzung im Löwen eine illustre Versammlung vereinigt. Man erblickte den Herrn Landrat, der als „Spitze der Behörden“ als Ehrengast eingeladen war, den Herrn Diakonus, den Herrn Oberlehrer Kleinpaul, eine entomologische Autorität, einen ausgezeichneten Kenner der Fortpflanzungswerkzeuge der Schlupfwespen, den Herrn Oberförster, eine Autorität in der Kynologie — seine Jagdhunde pflegen nach seiner Versicherung Proben von mehr als menschlicher Intelligenz zu geben —, den Herrn Apotheker Schwamm, der den Vorzug hat, einen Kalksteinbruch zu besitzen, der wegen gewisser geologischen Spezialitäten irgendwo auch von Karl Vogt erwähnt worden ist. Auch war erschienen der

Rentier Flock, der seit seiner mit der Stangenschen Gesellschaft ausgeführten Reise nach Oberägypten in Kralau und Umgegend mit Recht für eine Autorität in allen orientalischen und speziell ägyptischen Fragen angesehen wird.

Es herrschte eine feierliche, erwartungsvolle Stimmung. Man stand in Gruppen und flüsterte angelegentlich. Der Herr Subrektor flüsterte mit allen. Die Wichtigkeit des Augenblicks gewann sowohl durch einen bereitgestellten Vorstandstisch, Lichter, Glocke und Schreibzeug, wie durch die dienstliche Anwesenheit des Herrn Löwenwirts in eigner Person einen sichtbaren Ausdruck. Wer hätte nicht erwartungsvoll auf diesen Tisch geblickt, zwischen dessen zwei Lichtern das Licht der Wissenschaft auch in Kralau und Umgegend emporstrahlen sollte, wer hätte nicht im Geiste sich selbst dort stehen und vor einer lautlos lauschenden Versammlung das Wort ergreifen sehen?

Zwei Herren fehlten noch, der Herr Vorsitzende, der eben noch durch eine Sitzung des Volksbildungsvereins in Großschleme in Anspruch genommen war, und der Stabsarzt Doktor Schnittig, der es für angemessen hielt, in demselben Verhältnisse zu spät zur Sitzung zu kommen, als er durch ein Versehen des Vereinsboten zu spät eingeladen worden war. Das Versehen war um so bedauerlicher, als es die zwischen Doktor Krimper und Doktor Schnittig bestehende Spannung noch verschärfte. An der Entstehung dieser Spannung trug übrigens Doktor Krimper keine Schuld. Es war vielmehr Doktor Schnittig gewesen, der sich eines Abends soweit vergessen hatte, zu behaupten: die Agronomen in Halle seien Mistiker und keine Studenten, den Jenaer Doktor könne jeder machen,

und das Buch Krimpers über das Verhältnis der Gräberfunde zur Sprachvergleichung sei Blech in höherer Potenz. Diese gehässigen Äußerungen waren herumgetragen worden und störten nun das freundschaftliche Verhältnis zwischen zwei Männern, die vereinigt das wissenschaftliche Leben Kralaus hätten unbestritten beherrschen können.

Endlich brachte „Fritz" eine Botschaft. Der Herr Löwenwirt rückte eiligst noch ein paar Stühle zurecht und meldete dann — so war es ausgemacht worden — mit lauter Stimme: Der Präsident der Gesellschaft, Herr Doktor Krimper auf Großschleme.

Wir haben bis jetzt noch unterlassen, den Leser mit der Person des Herrn Präsidenten näher bekannt zu machen. Wir holen dies jetzt nach. Die äußere Erscheinung dieses ausgezeichneten Mannes läßt nicht ahnen, welchen geistigen Schätzen sie als Umhüllung dient. Vor nicht ganz fünf Jahren baute Doktor Krimper noch Zuckerrüben; als er aber sein Gut vorteilhaft verpachtet hatte, benutzte er die gewonnene Zeit, zu den Füßen Treitschkes, Virchows und Mommsens zu sitzen und in einem Alter ein Lernender zu werden, wo andre sich zur Ruhe zu setzen anfangen. Die Universität Jena ehrte gegen Erlegung der vorgeschriebenen Geldsumme die Verdienste unsers Krimper durch Verleihung des Doctor in absentia. Aufsätze verschiednen Inhalts im Feuilleton der „Neuen freien Lussezeitung" gaben Zeugnis von dem Wachstum seines Geistes, bis das in Kommission bei Maier in Frettchenstedt erschienene, bereits mehrfach zitierte Werk über das Verhältnis der Gräberfunde zur Sprachvergleichung die freudige Zustimmung seiner Freunde wie die gehässige Herabsetzung seiner Gegner herausforderte.

Ich muß es mir leider versagen, eine ausführliche Analyse der Eröffnungsrede Doktor Krimpers zu geben, in der nicht nur die Kulturzustände prähistorischer Zeiten beleuchtet, sondern auch die absichtliche Verblendung der wissenschaftlichen Gegner gekennzeichnet und endlich zur Beteiligung an dem nationalen Unternehmen, kein Grab unzerstört zu lassen, aufgefordert wurde. An diese Eröffnungsrede sollte sich eigentlich eine wissenschaftliche Diskussion anschließen, aber überwältigt von den empfangnen Eindrücken meldete sich niemand zum Worte, sodaß der Vorsitzende, um die Pause auszufüllen, nochmals einen Auszug aus dem eben gehaltenen Vortrage gab. Und da in diesem Augenblicke Herr Doktor Schnittig eintrat, so entstand die Notwendigkeit, abermals eine gedrängte Übersicht zu geben. Darauf erhob sich der Herr Subrektor und sprach: Meine Herren, da wir der Zuversicht sind, daß Sie alle, alle die erhabnen Ziele unsers Vereins voll und ganz teilen, so dürfen wir wohl die Prinzipalfrage als erledigt ansehen. Ich habe den ehrenden Auftrag erhalten, die Satzungen des Vereins den erweiterten Umständen entsprechend auszubauen, und darf ich mir wohl erlauben, diese Satzungen nunmehr vorzulesen. Paragraph eins lautet —

— Bitte ums Wort! rief es dazwischen.

— Herr Oberlehrer Kleinpaul hat das Wort.

— Meine Herren, die verehrten Anwesenden wollen ins Prähistorische ziehen; da gilt es Gräber aufzudecken, da gilt es Scherben zu sammeln, da gilt es das Bindeglied zwischen dem historischen Menschen und seinem quadrumanen Vorgänger aufzufinden. Aber, meine Herren, haben wir nicht näherliegende

Aufgaben zu erfüllen? Die Kenntnis der Schlupfwespen hat noch nicht die allgemeine Verbreitung gewonnen, welche doch so dringend wünschenswert ist. So herrschen z. B. über die Fortpflanzungswerkzeuge der Schlupfwespen noch immer die widersprechendsten Ansichten. . . .

Wir übergehen die nun folgende interessante Ausführung über die Fortpflanzungswerkzeuge der Schlupfwespen und fügen sogleich das Schlußwort an:

— Darum, meine Herren, solange nicht der Schlupfwespenfrage ihr gebührendes Recht geworden ist, kann ich mich für Prähistorie nicht begeistern.

Es folgte nun eine eingehende Diskussion darüber, welche Frage als die brennendere anzusehen sei, die der prähistorischen Gräberfunde oder die der Schlupfwespen. Der Vorsitzende leitete die Debatte mit überlegner Besonnenheit, resümierte die Frage und stellte, ein Beweis dafür, daß er der Bedeutung des Moments gewachsen war, den Antrag, daß der Verein, weit entfernt, exklusive Tendenzen zu verfolgen, den Namen führen möge: Prähistorisch-entomologische Gesellschaft. (Langanhaltender freudiger Beifall.) Der Herr Subrektor schüttelte dem Vorsitzenden die Hand, dieser dem Herrn Kleinpaul, dieser dem Herrn Apotheker u. s. w. Es entspann sich ein lebhafter Meinungsaustausch, in dem alles nochmals vorgebracht wurde, was schon vorgebracht war. Darauf nahm der Herr Subrektor wieder das Wort:

— Demnach, meine Herren, würde der erste Paragraph lauten: Unter dem Namen Prähistorisch-entomologische Gesellschaft konstituiert —

— Bitte ums Wort! erscholl es abermals.

— Herr Diakonus Weigelt hat das Wort.

— Meine Herren, ich habe hier eine alte Münze, sie ist sogar sehr alt. Die eine Seite zeigt einen Reichsapfel und ein Kreuz, die andre ein Wappen und die Umschrift R. M. V. R. Z. oder S. Sie ist mir von einem lieben Amtsbruder, der sie im Klingelbeutel gefunden hat, übergeben worden mit dem Auftrage, sie dieser gelehrten Gesellschaft vorzulegen. Meine Herren, die Numismatik bedeutet in historischer Zeit, was Gräberfunde in prähistorischer bedeuten. Sie sind eherne Dokumente vergangner Tage. Im Auftrage meines lieben Amtsbruders möchte ich Ihnen daher die Pflege der Numismatik ans Herz legen und Sie bitten, auch ihr ein Plätzchen in Ihrem Tuskulum einzuräumen. (Bravo.)

Die Diskussion kam bald zu dem Schlusse, daß mit Rücksicht auf diejenigen Herren, die Münzenfreunde wären, und deren Anwesenheit in der Gesellschaft man doch nicht gern missen möchte, auch dieser Zweig der Altertumswissenschaft den Vereinsbestrebungen einzuflechten sei.

Darauf fuhr Herr Subrektor Simmchen fort: Paragraph eins unsrer Satzungen würde demnach nunmehr folgende Fassung erhalten: Unter dem Namen Prähistorisch-entomologisch-numismatische Gesellschaft konstituieren sich die hier Unterzeichneten in der Absicht —

— Bitte ums Wort! ertönte es zum drittenmale.

— Herr Uhrmacher Pflaumel hat das Wort.

— Sie werden gütigst entschuldigen, meine Herren, wenn ich auch meinerseits es wage, eine mich lebhaft interessierende Frage anzuregen, nämlich die Frage bezüglich des Perpetuum mobile.

In diesem Augenblick erscholl aus der äußersten

Ecke des Saales ein unbändiges Gelächter. Es war der Doktor Schnittig, der sich kaum zu halten vermochte und eine Gelächtersalve nach der andern losschoß. Alles war über diesen Zwischenfall entsetzt. Der Herr Doktor Schnittig aber erhob sich, wischte sich die Augen und sagte: Nichts für ungut, meine Herren, aber ich konnte mir nicht helfen. Was für ein Monstrum konstruieren Sie denn da zusammen? Prähistorisch=entomologisch=numismatische Gesellschaft — und nun kommt gar noch der kleine Pflaumel mit seinem unglückseligen Perpetuum mobile! Sie sind ja die leibhaftigen Pickwickier!

Starres Schweigen. Tiefe Indignation, und zwar um so tiefere, als sich die meisten darüber nicht recht klar waren, was das Wort Pickwickier sagen wollte. Was gutes jedenfalls nicht. Schon räusperte sich der Subrektor Simmchen, um das Wort zu einer gepfefferten Entgegnung zu nehmen, als sich der Vorsitzende langsam erhob und mit gewaltsamer Selbstbeherrschung erklärte: Der Herr Doktor hat recht. (Murren.) Nicht prähistorische, nicht numismatische, nicht entomologische Gesellschaft lassen Sie uns sagen (oho!), nennen wir uns universalwissenschaftliche Gesellschaft für Zentraleuropa mit dem Sitze Kralau an der Lusse! (Begeisterter, lang anhaltender Beifall. Allgemeines Händeschütteln.)

Die späte Stunde, zu der sich die Mitglieder der neubegründeten Gesellschaft trennten, gab am besten Zeugnis von der Begeisterung, mit der das geniale Projekt des Doktor Krimper aufgenommen worden war. Die Wahl des Wortes „Universalwissenschaft“ erwies sich als überaus glücklich. Sie gab die Möglichkeit, für die Aufnahme neuer Mitglieder die allerweitesten

Gesichtspunkte gelten zu lassen. So traten denn nicht allein die Mitglieder des Tierschutzvereins, der sich gerade am Rande der Auflösung befand, in corpore bei, auch hervorragende Industrielle, wie Löwenthal u. Ko. und Salomo Cassel Söhne, stellten ihre pekuniären Kräfte in gewissem Umfange zur Verfügung. In Jahresfrist hatte die Gesellschaft die Zahl von hundertundzehn Mitgliedern erreicht, die, da sie nicht allein in allen Teilen Deutschlands, sondern auch über die Grenzen Deutschlands hinaus zerstreut waren, den Namen Zentraleuropäische Gesellschaft mit dem Sitz Kralau an der Lusse sehr wohl rechtfertigten. Aus der Zahl der letztern möge nur Herr Müller in Kopenhagen, ein Schwager des Herrn Subrektor, und Herr Fischer in Preßburg, ein Freund und Geistesverwandter des Herrn Vorsitzenden, erwähnt werden. Von der Ausdehnung, die bereits damals die wissenschaftliche Korrespondenz des Präsidenten gewonnen hatte, giebt der Umstand beredte Kunde, daß der Schriftsteller Karl Atem, Pseudonym für Baronin Meta von Karlstein, seine Manuskripte über die Philosophie des Spiritismus der Gesellschaft zur Prüfung übersandte, und daß aus Triest ein Schreiben einlief, in dem ein Herr X ausgestopfte Vögel zum Kauf anbot.

Der unglückselige Doktor Schnittig aber hatte sich durch seine Rede sehr geschadet. Den Vorteil daraus zog Doktor Schmiedefeld, ein junger Arzt von orientalischem Typus, der sich schleunigst in die Gesellschaft aufnehmen ließ und sich beeiferte, die Fahne der Universalwissenschaft hoch zu halten.

Auch dem Redakteur des „Kralauer Tageblattes" blieb es nicht erspart, dem Subrektor Simmchen seine Entschuldigung wegen Zurückweisung seines Referats

über die Ausgrabungen auf dem Karnickelberge auszusprechen, da Annoncen und Berichte der Gesellschaft nunmehr der „Neuen freien Lusse-Zeitung“ zugingen, einem Blatte, dessen „destruktive Tendenz und gemeine Gesinnung“ das „Tageblatt“ täglich nachwies, und da die „Provinzialzeitung,“ für die Herr Postsekretär Lämmermeier, auch einer der Gründer der Gesellschaft, schrieb, keinen Stimmungsbericht aus Kralau brachte, ohne dem „Tageblatt“ einen Stich zu versetzen. Aber der Herr Subrektor war zu stolz, seinen Bericht noch nachträglich drucken zu lassen.

Diesem äußern Erfolge entsprach durchaus der innere, wissenschaftliche Gewinn. Nach dem Vorbilde größerer naturforschender Vereine teilte sich die Gesellschaft bald in eine Reihe von Sektionen. Es bedarf nicht der Versicherung, daß der Vorsitzende ihnen allen das Gepräge seines Geistes gab, während der unermüdliche Subrektor überall, hier als Sektionsvorstand, da als Protokollführer und dort als Mitglied thätig war. Man hatte siebenundzwanzig Sektionen in Aussicht genommen, die in ihrer Gesamtheit das Gebiet des Universalwissens in Zentraleuropa umspannen sollten. Von diesen waren einstweilen drei, eine prähistorisch-linguistische, eine entomologische und eine mechanisch-physikalische ins Leben gerufen und formell konstituiert worden. Alle diese Sektionen beraumten monatliche Sitzungen an: leider mußten von den programmmäßigen sechsunddreißig Sektionssitzungen fünfundzwanzig wegen Mangel an Beteiligung ausfallen.

Selbstverständlich nahm das lebhafteste Interesse die prähistorisch linguistische Sektion für sich in Anspruch. Handelte es sich doch bei diesen Arbeiten um

die vitalsten Interessen des Menschengeschlechts, war es doch der Boden, auf dem der Genius des Doktor Krimper sich am freiesten entfalten konnte. Die Ausgrabungen wurden fortgesetzt und von einem fabelhaften Glücke begünstigt. Bei der Anlegung einer über die wüste Lehde führenden Kreischaussee wurde in der obern Kiesschicht ein Totenfeld von anscheinend unerschöpflichem Inhalte aufgeschlossen. Es wurden vierundfünfzig Urnen oder Urnenteile ausgegraben und dabei konstatiert, daß von den ausgegrabnen vierundfünfzig Urnen eine wie die andre aussah. Diesem Resultat gegenüber darf die für die Ausgrabungen aufgewendete, den Jahresbeitrag der Mitglieder erheblich überschreitende Summe gewiß nicht als zu hoch angesehen werden.

Außer diesen vierundfünfzig Urnen fanden aber im Museum noch Aufnahme verschiedne wertvolle Steinabdrücke verschiedner geologischer Epochen, eine wertvolle Photographie des Karnickelberges, eine wertvolle Chronik der Stadt Kralau, sowie ein wertvolles Brustbild (kolorierter Kupferstich) des Fürsten Johann Leopold von Ritzebüttel-Dünensand, der zu Anfang oder zu Ende des vorigen Jahrhunderts irgendwo gelebt haben soll. Die Presse nahm auf gegebne Anregung von dem segensreichen Wirken des jungen Vereins fleißig Notiz. Wir weisen auch mit Genugthuung auf das umfängliche Aktenstück hin, in das Herr Subrektor Simmchen die Sitzungsprotokolle mit größter Ausführlichkeit aufgezeichnet hat.

Ein ganz besondres Zeugnis von dem geistigen Leben der Gesellschaft gab bald die „Bethätigung" des Fragekastens. Diese Bethätigung wurde in erster Linie dem Herrn Apotheker Schwamm verdankt, der

eine wirklich erstaunliche Erfindungskraft in Aufstellung interessanter Fragen entwickelte. Der nachfolgende kurze Auszug wird wenigstens von fern ahnen lassen, welcher Umfang und welche Tiefe des Wissens von der Universalwissenschaftlichen Gesellschaft beherrscht wird.

Frage 5: Ob das Perpetuum mobile des Herrn Pflaumel bald „fertiggestellt“ sei. Antwort: Die „Fertigstellung“ ist nach der Versicherung des Herrn Pflaumel in wenigen Tagen zu erwarten. Frage 11: Wie die Großmutter des Kaisers von China heiße? Antwort: Kann nicht genau festgestellt werden. Jedenfalls führt sie einen chinesischen Namen. Sie gehört überhaupt der Mandschudynastie an und ist erheblich älter als der jetzige Kaiser. Frage 13: Ob das Perpetuum mobile bald fertig sei? Antwort: Ja, in den nächsten Tagen. Frage 21: Warum der Hohlweg zwischen dem Galgenberge und dem Eichicht bei Kralau die Kerbe heiße? Antwort: Kerbe ist volkstümlicher Ausdruck für kerf, Sanskrit: kar, machen. Kâr-mâra bedeutet Arbeiter in Erz, in der Zigeunersprache heißt kér-av Schmiedearbeit, kérav búti schmieden. Daher heißt diese jedenfalls uralte Kulturstätte: kerf = Schmiedeort. In der That findet sich am Eingange des Hohlweges eine Schmiede. Aus kar- wird aber auch durch Metathesis kra-; Kralau bedeutet also Schmiedestadt, während sich die ursprüngliche Wurzel kar wiederum in Karnickelberg erhalten hat. Dieser Berg ist also ebenfalls eine prähistorische Schmiedestätte. Frage 34: Ob Gold- oder Silberwährung vorzuziehen sei? Antwort: Gegenwärtig wird die Goldwährung vorgezogen. Nach dem Gesetze der Wirkung und Gegenwirkung wird später die Silberwährung wieder vorgezogen werden.

Übrigens wird auf den betreffenden Artikel im Konversationslexikon aufmerksam gemacht. Frage 47: Ob das Perpetuum mobile bald fertig sei? Und ob ein Perpetuum mobile eine mögliche oder unmögliche Sache sei? Antwort: Da die Universalwissenschaftliche Gesellschaft diese allerdings schwierige Frage in ihren Arbeitskreis gezogen hat, darf sie als unmöglich nicht bezeichnet werden. Die weitere Begründung wurde Herrn Pflaumel für die nächste Sitzung übertragen, blieb jedoch unerledigt, da Herr Pflaumel nicht erschien.

Noch bleibt übrig, der Expedition zu gedenken, die kürzlich die litterarisch-entomologische Sektion nach Kloster-Rehdorf zur Besichtigung der dortigen Klosterbibliothek, sowie der neurestaurierten Stiftskirche unternommen hat. Sie wurde ausgeführt von einer gemischten Deputation unter der Führung des Herrn Subrektors Simmchen; als Mitglieder waren beteiligt die Herren Flock und Kleinpaul, als Gast nahm der hochverehrte Chef der Gesellschaft, Herr Doktor Krimper, selbst teil.

Es sei gestattet, indem ich der in gegenwärtiger Zeit so beliebten Gewohnheit folge, wissenschaftliche Dinge feuilletonistisch einzukleiden, meine Darstellungsweise an dieser Stelle etwas zu ändern, und zu schildern statt zu berichten. Ich verdanke das Material zu der nachfolgenden Erzählung dem Herrn Flock, der zwar bald darauf, als die Sitzungen in den Roten Hirsch verlegt wurden, ausschied, weil dort das Essen zu schlecht sei, in dessen Wahrheitsliebe jedoch keine Zweifel gesetzt werden dürfen.

Es war an einem schönen Sommertage, als der Postomnibus sich von Schladeberg nach Kloster-Reh-

dorf in Bewegung setzte. Der Himmel war so blau, die Wiese so grün, die Sonne so hell, und der Wald so dunkel! Dies empfanden auch unsre vier Freunde in ihrem Postomnibus, oder vielmehr drei von ihnen, denn der vierte, Herr Kleinpaul, war vorausgegangen und fing Schlupfwespen. Herrn Doktor Krimper war der Ehrenplatz im Kabriolett eingeräumt worden. Im Innern des Wagens befand sich Herr Subrektor Simmchen, Herr Privatier Flock, eine Witwe in den besten Jahren, und ein Herr, der mit einem energischen Knebelbarte ausgerüstet war, wie ihn Ingenieure und andre Piloten der naturwissenschaftlichen Weltbeherrschung zu tragen pflegen. Daß er zum Reiche der neuesten Großmacht, der Elektrizität gehöre, ließ eine Rolle neben ihm liegenden Telegraphendrahtes vermuten. Dies war dem Herrn Subrektor, der in seiner Bürgerschule physikalischen Unterricht zu erteilen hatte, höchst interessant. Er beschloß ein wissenschaftliches Gespräch anzuknüpfen und begann:

— Ich sehe, mein verehrter Herr, daß Sie eine Rolle Draht mit sich führen. Irre ich nicht, so ist das Telegraphendraht.

— Jawoll.

— Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich einen Elektriker in Ihnen erblicke.

— Stimmt, habe mit der Sache zu thun.

— Ist mir sehr interessant, mit einem Herrn dieses Faches zusammenzukommen. Sagen Sie mir, verehrter Herr, was halten Sie von der Zukunft der Elektrizität?

— Was ich von der Zukunft der Elektrizität halte? Ganz enorm. Unter allen Umständen.

— Nicht wahr, enorm! Ganz meine Meinung.

Diese Elektromotore, diese Glühlampen, dieser Edison! Was halten Sie, mein Herr, von Elektroden?

— E—lektroden? Na ob! Niemals ohne Elektroden. Das kann ich Ihnen sagen, die Elektroden sind unter allen Umständen das Fundament vons Janze.

— Natürlich das Fundament! Diese Elektroden sind in der That grundlegend. Haben Sie die Ausstellung derselben in Wien gesehen?

— Versteht sich. Und auch bei Siemensen in Berlin.

— Ja, aber — verehrter Herr, gestatten Sie mir die Frage — wie verhalten sich nun diese Elektroden zu den Molekülen? Sind die Elektroden bedeutender, oder sind die Moleküle bedeutender.

— Das kommt ganz darauf an. Zum Beispiel, wenn ich Meidingersche Elemente habe, die haben einen konstanten Strom, sind aber nicht sehr ausgiebig. Wenn das hier zum Beispiel das Zink und das die Kohle ist, so ist das hier die Erdleitung, die ist negativ. Denn warum? einen Draht braucht man dazu nicht, und dies ist die Luftleitung. Das können Sie mir nun glauben oder nicht, wenn die Isolatoren nicht richtig eingeschraubt und die Drahtenden nicht ordentlich verlötet sind, dann helfen Ihnen Ihre Moleküle nichts und die Elektroden auch nicht.

— Natürlich nicht. Ganz meine Meinung.

Soweit war das wissenschaftliche Gespräch gediehen, als der Herr Privatier Flock und die Witwe von mittlern Jahren gleichfalls zu einem Abschluß ihrer Verhandlungen gekommen waren. Die eventuelle Schließung eines Ehebündnisses war zwar noch in dem Stadium der offnen Frage gelassen, dagegen stand

fest, daß es zu Mittag Forellen und Hähnchen geben werde; denn die Witwe war die Wirtin von Kloster-Rehdorf, und Herr Flock war „Autorität" auf dem Gebiete alles Eß- und Trinkbaren.

So gab es denn eine heitere und sehr ausführliche Tischsitzung, und die Sonne neigte sich bereits merklich, als die Kommission zur Erledigung ihres Forschungsunternehmens schritt.

Der Kastellan war benachrichtigt worden, daß wissenschaftlicher Besuch bevorstehe. Das imponierte ihm in demselben Maße, als er sich vornahm, der Kommission seinerseits zu imponieren. Denn in Sachen Kloster-Rehdorfs war niemand anders als er die unbestrittene „Autorität," nachdem er den ersten Autoritäten der Kunst und Wissenschaft als Führer gedient und seit vollen vierzig Jahren seine Anekdoten und Sprüche zu den einzelnen Sehenswürdigkeiten zum besten gegeben hatte. Er zog also seinen besten Rock an und setzte sich in der Vorhalle der Kirche an sein Pult hinter ein dickes, verwittertes Buch.

Die Kommission trat ein, der Herr Kastellan erhob sich feierlich und bewegte in seinem Gemüte die Frage, welche seiner drei Anreden er heute anwenden sollte. Die erste pflegte zu beginnen: Meine Herren, die Betrachtung der Meisterwerke der glorreichen deutschen Vergangenheit ist ein ebenso erfreuliches wie verdienstvolles Unternehmen, und ich spreche Ihnen meine Befriedigung aus, Ihnen die Thür zu dem Heiligtum altdeutschen Andenkens öffnen zu dürfen. Diese Anrede wurde gebraucht bei Personen von Distinktion und solchen, von denen zwei Mark Trinkgeld oder mehr zu erwarten war. Die zweite Anrede begann: Meine Herren, Sie wünschen dies ehrwürdige

Kloster in Augenschein zu nehmen, ich werde mir erlauben, Ihnen hierbei die nötigen Aufschlüsse zu geben. Diese wurde bei einem zu erwartenden Trinkgelde von einer Mark gebraucht. Bei der übrigen massa perditionis hieß es einfach: Der Eintritt kostet 50 Pfennige; so, jetzt treten Sie ein. Dieser Grabstein ist das Denkmal des Ritters Berchtold von Rehburg, er hatte seine eigne Schwester zur Frau und starb 1586 u. s. w.

Der Kastellan entschied sich, obwohl die Kommission nicht wie Drei-Mark-Besucher aussah, wegen des universalwissenschaftlichen Titels für die erste Anrede, woran sich eine längere historische Erläuterung anschloß, die von um so größerm Interesse war, als Fürsten und Herren darin figurierten, deren Existenz historisch noch nicht mit Sicherheit hat festgestellt werden können. Die Kommission hörte den Vortrag mit wohlwollender Protektormiene an und schwieg philosophisch.

Nun trat man ein. In der That, es war eine alte Klosterkirche von mindestens byzantinischem Stile. Man sah Glasgemälde, Altäre, Kreuze, Epitaphien, Inschriften, Messingtafeln, Holzschnitzwerke, Teppiche, Kelche, Kapitäle und Triglyphen, Lettner und Chorraum, kurz alles, was Besucher an solchen Orten zu sehen pflegen, und man hörte auch alles, was Küster oder Kastellane dazu zu sagen haben. Schade, daß die Zeit so drängte, und daß es nicht möglich war, ein Protokoll aufzunehmen. Indessen hatte man doch einen Gesamteindruck erhalten und erfahren, daß irgendwann im Mittelalter ein gewisser Mönch Meinhardt von Recklinghausen gelebt habe. Denn wie jeder sehenswerte Ort einen Helden oder eine Heldin

hat, die von den Vorzeigern der Denkwürdigkeiten mit einer gewissen Rührung gepflegt werden, so hatte Kloster-Rehdorf den Mönch Meinhardt von Recklinghausen.

Als man in die Bibliothek eintrat, fing es bereits an zu dunkeln. Jedoch war es noch immer hell genug, um in ein aufrichtiges Erstaunen über die vielen, noch dazu in Schweinsleder gebundnen Bücher zu geraten. Es wurde in Aussicht genommen, den Vereinsdezernenten für Litteratur, Postsekretär Lämmermeier, nochmals nach der Bibliothek zu ihrer nähern Untersuchung zu senden; später sollte ein Vortrag bibliographischen Inhalts mit besondrer Beziehung auf Rehdorf gehalten werden. Um auch über Details einigermaßen unterrichtet zu sein, zog Herr Subrektor Simmchen ein besonders altertümlich aussehendes Buch aus dem Regal und notierte sich nicht ohne Mühe den Titel. Er wird nicht unterlassen, auf dies Buch als auf das Kleinod der Klosterbibliothek bei gegebner und nicht gegebner Veranlassung hinzuweisen.

Die Kommission war von den Ergebnissen ihrer Expedition höchst befriedigt. Herr Doktor Krimper hatte repräsentiert, Herr Subrektor Simmchen gesprochen, Herr Flock gegessen und getrunken, und Herr Oberlehrer Kleinpaul Schlupfwespen gefangen.

Diesem Ausfluge folgten andre, zum Beispiel zur Maierschen Porzellanfabrik, zum tiefen Bohrloche in Saldern und zur Wollmesse in Bausitz. Eine Haupt- und Staatsaktion war auch die Untersuchung des Turmknopfes der Hospitalkirche. Alle diese Untersuchungen ergaben wichtige Aufschlüsse und wertvolle Bereicherungen der Sammlung. Die Sammlung ist

auch neulich von dem Herrn Regierungspräsidenten besichtigt worden.

Man sieht, welchen Aufschwung die Universal-wissenschaftliche Gesellschaft genommen hat. Aber freilich, um in die Reihe der andern großen Gesellschaften zu treten, fehlte ihr noch eins, ein „Organ,“ eine eigne Zeitschrift. Klempner und Handschuhmacher haben ihre „Organe,“ jeder Bienenverein hat seine Vereinszeitschrift — und wir — so rief Doktor Krimper aus — begnügen uns mit einem Protokoll. Wir begehen das Unrecht, den Erdrusch unsrer Arbeit dem deutschen Vaterlande, ja der zivilisierten Welt vorzuenthalten. Ja, meine Herren, wir haben nicht das Recht zu sagen, wir wollen unter uns bleiben, wir wollen für uns arbeiten und streben, wir sind unsre Früchte der mitstrebenden Zeit schuldig. Darum lassen Sie uns mutig ans Werk gehen. Lassen Sie uns eine eigne Zeitschrift gründen unter dem Titel: Kralauer Zeitschrift für Universalwissenschaft in Zentraleuropa.

Dieser Vorschlag wurde mit einem so stürmischen Beifall aufgenommen, wie ihn die nicht gerade zahlreich anwesenden Personen nur fertig bringen konnten, und gab zu langen Verhandlungen Veranlassung. Nach Ablehnung aller eingebrachten Amendements ging der Vorschlag des Vorsitzenden durch, die Vorsitzenden der Sektionen zu einer Redaktionskommission zu vereinigen. Die Manuskripte sollten bei diesen Herren zirkulieren und mit dem Votum jedes einzelnen versehen werden. Dem Präsidenten stand das Superarbitrium zu, gegen das unter sieben genau bezeichneten Voraussetzungen eine Appellation an die Generalversammlung möglich war.

Daß Doktor Krimper wirklich ein großer Mann

ist, der in selbstlosester Hingabe an die große Sache der Universalwissenschaft auch Opfer zu bringen weiß, zeigte sich bei dieser Gelegenheit. Er schoß das zur Gründung der Zeitschrift erforderliche Kapital aus eignen Mitteln vor.

Werfen wir zum Schlusse unsers Berichtes noch einen Blick auf die Thätigkeit der Redaktionskommission. Bald nach Ankündigung der Zeitschrift lief ein Aufsatz eines jungen Gelehrten ein, dem von befreundeter Seite die Universalwissenschaftliche Gesellschaft warm empfohlen worden war, mit der Überschrift: „Kulturhistorische Zustände des indogermanischen Urvolkes vor der sprachlichen Teilung.“ In betreff der wichtigen Frage, ob diesem Urvolke die Metalle bekannt gewesen seien, kam der Verfasser zu einem negativen Resultate. Das Manuskript hatte in vier Monaten die Zirkulation glücklich durchgemacht und kehrte reichlich mit Rot- und Blaustift bearbeitet zu dem Vorsitzenden zurück. Auf dem Titelblatte trug es folgende Gutachten: 1. „Der Aufsatz ist in gegenwärtiger Form nicht annehmbar. Verfasser geht von unrichtigen Voraussetzungen aus und hat bei aller sprachvergleichenden Kenntnis die Verwertung prähistorischer Funde für seine Frage unterlassen. Dementsprechend konnte das Resultat auch kein andres als ein negatives sein. Dr. Krimper.“ 2. „Warum hat Verfasser die Ausgrabungen auf dem Karnickelberge nicht herangezogen? Dieselbe weist das Vorkommen von Eisen eklatant nach und war durch den Bericht der »Neuen freien Lussezeitung« Nr. 201, Beilage 1, bekannt gegeben worden. Simmchen, Subrektor.“ 3. „Ich kann nicht für die Aufnahme eines solchen Artikels stimmen, ehe nicht die Fortpflanzungswerk-

die vitalsten Interessen des Menschengeschlechts, war es doch der Boden, auf dem der Genius des Doktor Krimper sich am freiesten entfalten konnte. Die Ausgrabungen wurden fortgesetzt und von einem fabelhaften Glücke begünstigt. Bei der Anlegung einer über die wüste Lehde führenden Kreischaussee wurde in der obern Kiesschicht ein Totenfeld von anscheinend unerschöpflichem Inhalte aufgeschlossen. Es wurden vierundfünfzig Urnen oder Urnenteile ausgegraben und dabei konstatiert, daß von den ausgegrabnen vierundfünfzig Urnen eine wie die andre aussah. Diesem Resultat gegenüber darf die für die Ausgrabungen aufgewendete, den Jahresbeitrag der Mitglieder erheblich überschreitende Summe gewiß nicht als zu hoch angesehen werden.

Außer diesen vierundfünfzig Urnen fanden aber im Museum noch Aufnahme verschiedne wertvolle Steinabdrücke verschiedner geologischer Epochen, eine wertvolle Photographie des Karnickelberges, eine wertvolle Chronik der Stadt Kralau, sowie ein wertvolles Brustbild (kolorierter Kupferstich) des Fürsten Johann Leopold von Ritzebüttel-Dünensand, der zu Anfang oder zu Ende des vorigen Jahrhunderts irgendwo gelebt haben soll. Die Presse nahm auf gegebne Anregung von dem segensreichen Wirken des jungen Vereins fleißig Notiz. Wir weisen auch mit Genugthuung auf das umfängliche Aktenstück hin, in das Herr Subrektor Simmchen die Sitzungsprotokolle mit größter Ausführlichkeit aufgezeichnet hat.

Ein ganz besondres Zeugnis von dem geistigen Leben der Gesellschaft gab bald die „Bethätigung" des Fragekastens. Diese Bethätigung wurde in erster Linie dem Herrn Apotheker Schwamm verdankt, der

eine wirklich erstaunliche Erfindungskraft in Aufstellung interessanter Fragen entwickelte. Der nachfolgende kurze Auszug wird wenigstens von fern ahnen lassen, welcher Umfang und welche Tiefe des Wissens von der Universalwissenschaftlichen Gesellschaft beherrscht wird.

Frage 5: Ob das Perpetuum mobile des Herrn Pflaumel bald „fertiggestellt" sei. Antwort: Die „Fertigstellung" ist nach der Versicherung des Herrn Pflaumel in wenigen Tagen zu erwarten. Frage 11: Wie die Großmutter des Kaisers von China heiße? Antwort: Kann nicht genau festgestellt werden. Jedenfalls führt sie einen chinesischen Namen. Sie gehört überhaupt der Mandschudynastie an und ist erheblich älter als der jetzige Kaiser. Frage 13: Ob das Perpetuum mobile bald fertig sei? Antwort: Ja, in den nächsten Tagen. Frage 21: Warum der Hohlweg zwischen dem Galgenberge und dem Eichicht bei Kralau die Kerbe heiße? Antwort: Kerbe ist volkstümlicher Ausdruck für kerf, Sanskrit: kar, machen. Kâr-mâra bedeutet Arbeiter in Erz, in der Zigeunersprache heißt kér-av Schmiedearbeit, kérav búti schmieden. Daher heißt diese jedenfalls uralte Kulturstätte: kerf = Schmiedeort. In der That findet sich am Eingange des Hohlweges eine Schmiede. Aus kar- wird aber auch durch Metathesis kra-; Kralau bedeutet also Schmiedestadt, während sich die ursprüngliche Wurzel kar wiederum in Karnickelberg erhalten hat. Dieser Berg ist also ebenfalls eine prähistorische Schmiedestätte. Frage 34: Ob Gold- oder Silberwährung vorzuziehen sei? Antwort: Gegenwärtig wird die Goldwährung vorgezogen. Nach dem Gesetze der Wirkung und Gegenwirkung wird später die Silberwährung wieder vorgezogen werden.

die vitalsten Interessen des Menschengeschlechts, war es doch der Boden, auf dem der Genius des Doktor Krimper sich am freiesten entfalten konnte. Die Ausgrabungen wurden fortgesetzt und von einem fabelhaften Glücke begünstigt. Bei der Anlegung einer über die wüste Lehde führenden Kreischaussee wurde in der obern Kiesschicht ein Totenfeld von anscheinend unerschöpflichem Inhalte aufgeschlossen. Es wurden vierundfünfzig Urnen oder Urnenteile ausgegraben und dabei konstatiert, daß von den ausgegrabnen vierundfünfzig Urnen eine wie die andre aussah. Diesem Resultat gegenüber darf die für die Ausgrabungen aufgewendete, den Jahresbeitrag der Mitglieder erheblich überschreitende Summe gewiß nicht als zu hoch angesehen werden.

Außer diesen vierundfünfzig Urnen fanden aber im Museum noch Aufnahme verschiedne wertvolle Steinabdrücke verschiedner geologischer Epochen, eine wertvolle Photographie des Karnickelberges, eine wertvolle Chronik der Stadt Kralau, sowie ein wertvolles Brustbild (kolorierter Kupferstich) des Fürsten Johann Leopold von Ritzebüttel-Dünensand, der zu Anfang oder zu Ende des vorigen Jahrhunderts irgendwo gelebt haben soll. Die Presse nahm auf gegebne Anregung von dem segensreichen Wirken des jungen Vereins fleißig Notiz. Wir weisen auch mit Genugthuung auf das umfängliche Aktenstück hin, in das Herr Subrektor Simmchen die Sitzungsprotokolle mit größter Ausführlichkeit aufgezeichnet hat.

Ein ganz besondres Zeugnis von dem geistigen Leben der Gesellschaft gab bald die „Bethätigung“ des Fragekastens. Diese Bethätigung wurde in erster Linie dem Herrn Apotheker Schwamm verdankt, der

eine wirklich erstaunliche Erfindungskraft in Aufstellung interessanter Fragen entwickelte. Der nachfolgende kurze Auszug wird wenigstens von fern ahnen lassen, welcher Umfang und welche Tiefe des Wissens von der Universalwissenschaftlichen Gesellschaft beherrscht wird.

Frage 5: Ob das Perpetuum mobile des Herrn Pflaumel bald „fertiggestellt“ sei. Antwort: Die „Fertigstellung“ ist nach der Versicherung des Herrn Pflaumel in wenigen Tagen zu erwarten. Frage 11: Wie die Großmutter des Kaisers von China heiße? Antwort: Kann nicht genau festgestellt werden. Jedenfalls führt sie einen chinesischen Namen. Sie gehört überhaupt der Mandschudynastie an und ist erheblich älter als der jetzige Kaiser. Frage 13: Ob das Perpetuum mobile bald fertig sei? Antwort: Ja, in den nächsten Tagen. Frage 21: Warum der Hohlweg zwischen dem Galgenberge und dem Eichicht bei Kralau die Kerbe heiße? Antwort: Kerbe ist volkstümlicher Ausdruck für kerf, Sanskrit: kar, machen. Kâr-mâra bedeutet Arbeiter in Erz, in der Zigeunersprache heißt kér-av Schmiedearbeit, kérav búti schmieden. Daher heißt diese jedenfalls uralte Kulturstätte: kerf = Schmiedeort. In der That findet sich am Eingange des Hohlweges eine Schmiede. Aus kar- wird aber auch durch Metathesis kra-; Kralau bedeutet also Schmiedestadt, während sich die ursprüngliche Wurzel kar wiederum in Karnickelberg erhalten hat. Dieser Berg ist also ebenfalls eine prähistorische Schmiedestätte. Frage 34: Ob Gold- oder Silberwährung vorzuziehen sei? Antwort: Gegenwärtig wird die Goldwährung vorgezogen. Nach dem Gesetze der Wirkung und Gegenwirkung wird später die Silberwährung wieder vorgezogen werden.

Übrigens wird auf den betreffenden Artikel im Konversationslexikon aufmerksam gemacht. Frage 47: Ob das Perpetuum mobile bald fertig sei? Und ob ein Perpetuum mobile eine mögliche oder unmögliche Sache sei? Antwort: Da die Universalwissenschaftliche Gesellschaft diese allerdings schwierige Frage in ihren Arbeitskreis gezogen hat, darf sie als unmöglich nicht bezeichnet werden. Die weitere Begründung wurde Herrn Pflaumel für die nächste Sitzung übertragen, blieb jedoch unerledigt, da Herr Pflaumel nicht erschien.

Noch bleibt übrig, der Expedition zu gedenken, die kürzlich die litterarisch-entomologische Sektion nach Kloster-Rehdorf zur Besichtigung der dortigen Klosterbibliothek, sowie der neurestaurierten Stiftskirche unternommen hat. Sie wurde ausgeführt von einer gemischten Deputation unter der Führung des Herrn Subrektors Simmchen; als Mitglieder waren beteiligt die Herren Flock und Kleinpaul, als Gast nahm der hochverehrte Chef der Gesellschaft, Herr Doktor Krimper, selbst teil.

Es sei gestattet, indem ich der in gegenwärtiger Zeit so beliebten Gewohnheit folge, wissenschaftliche Dinge feuilletonistisch einzukleiden, meine Darstellungsweise an dieser Stelle etwas zu ändern, und zu schildern statt zu berichten. Ich verdanke das Material zu der nachfolgenden Erzählung dem Herrn Flock, der zwar bald darauf, als die Sitzungen in den Roten Hirsch verlegt wurden, ausschied, weil dort das Essen zu schlecht sei, in dessen Wahrheitsliebe jedoch keine Zweifel gesetzt werden dürfen.

Es war an einem schönen Sommertage, als der Postomnibus sich von Schladeberg nach Kloster-Reh-

dorf in Bewegung setzte. Der Himmel war so blau, die Wiese so grün, die Sonne so hell, und der Wald so dunkel! Dies empfanden auch unsre vier Freunde in ihrem Postomnibus, oder vielmehr drei von ihnen, denn der vierte, Herr Kleinpaul, war vorausgegangen und fing Schlupfwespen. Herrn Doktor Krimper war der Ehrenplatz im Kabriolett eingeräumt worden. Im Innern des Wagens befand sich Herr Subrektor Simmchen, Herr Privatier Flock, eine Witwe in den besten Jahren, und ein Herr, der mit einem energischen Knebelbarte ausgerüstet war, wie ihn Ingenieure und andre Piloten der naturwissenschaftlichen Weltbeherrschung zu tragen pflegen. Daß er zum Reiche der neuesten Großmacht, der Elektrizität gehöre, ließ eine Rolle neben ihm liegenden Telegraphendrahtes vermuten. Dies war dem Herrn Subrektor, der in seiner Bürgerschule physikalischen Unterricht zu erteilen hatte, höchst interessant. Er beschloß ein wissenschaftliches Gespräch anzuknüpfen und begann:

— Ich sehe, mein verehrter Herr, daß Sie eine Rolle Draht mit sich führen. Irre ich nicht, so ist das Telegraphendraht.

— Jawoll.

— Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich einen Elektriker in Ihnen erblicke.

— Stimmt, habe mit der Sache zu thun.

— Ist mir sehr interessant, mit einem Herrn dieses Faches zusammenzukommen. Sagen Sie mir, verehrter Herr, was halten Sie von der Zukunft der Elektrizität?

— Was ich von der Zukunft der Elektrizität halte? Ganz enorm. Unter allen Umständen.

— Nicht wahr, enorm! Ganz meine Meinung.

Diese Elektromotore, diese Glühlampen, dieser Edison! Was halten Sie, mein Herr, von Elektroden?

— E—lektroden? Na ob! Niemals ohne Elektroden. Das kann ich Ihnen sagen, die Elektroden sind unter allen Umständen das Fundament vons Janze.

— Natürlich das Fundament! Diese Elektroden sind in der That grundlegend. Haben Sie die Ausstellung derselben in Wien gesehen?

— Versteht sich. Und auch bei Siemensen in Berlin.

— Ja, aber — verehrter Herr, gestatten Sie mir die Frage — wie verhalten sich nun diese Elektroden zu den Molekülen? Sind die Elektroden bedeutender, oder sind die Moleküle bedeutender.

— Das kommt ganz darauf an. Zum Beispiel, wenn ich Meidingersche Elemente habe, die haben einen konstanten Strom, sind aber nicht sehr ausgiebig. Wenn das hier zum Beispiel das Zink und das die Kohle ist, so ist das hier die Erdleitung, die ist negativ. Denn warum? einen Draht braucht man dazu nicht, und dies ist die Luftleitung. Das können Sie mir nun glauben oder nicht, wenn die Isolatoren nicht richtig eingeschraubt und die Drahtenden nicht ordentlich verlötet sind, dann helfen Ihnen Ihre Moleküle nichts und die Elektroden auch nicht.

— Natürlich nicht. Ganz meine Meinung.

Soweit war das wissenschaftliche Gespräch gediehen, als der Herr Privatier Flock und die Witwe von mittlern Jahren gleichfalls zu einem Abschluß ihrer Verhandlungen gekommen waren. Die eventuelle Schließung eines Ehebündnisses war zwar noch in dem Stadium der offnen Frage gelassen, dagegen stand

fest, daß es zu Mittag Forellen und Hähnchen geben werde; denn die Witwe war die Wirtin von Kloster-Rehdorf, und Herr Flock war „Autorität“ auf dem Gebiete alles Eß- und Trinkbaren.

So gab es denn eine heitere und sehr ausführliche Tischsitzung, und die Sonne neigte sich bereits merklich, als die Kommission zur Erledigung ihres Forschungsunternehmens schritt.

Der Kastellan war benachrichtigt worden, daß wissenschaftlicher Besuch bevorstehe. Das imponierte ihm in demselben Maße, als er sich vornahm, der Kommission seinerseits zu imponieren. Denn in Sachen Kloster-Rehdorfs war niemand anders als er die unbestrittene „Autorität,“ nachdem er den ersten Autoritäten der Kunst und Wissenschaft als Führer gedient und seit vollen vierzig Jahren seine Anekdoten und Sprüche zu den einzelnen Sehenswürdigkeiten zum besten gegeben hatte. Er zog also seinen besten Rock an und setzte sich in der Vorhalle der Kirche an sein Pult hinter ein dickes, verwittertes Buch.

Die Kommission trat ein, der Herr Kastellan erhob sich feierlich und bewegte in seinem Gemüte die Frage, welche seiner drei Anreden er heute anwenden sollte. Die erste pflegte zu beginnen: Meine Herren, die Betrachtung der Meisterwerke der glorreichen deutschen Vergangenheit ist ein ebenso erfreuliches wie verdienstvolles Unternehmen, und ich spreche Ihnen meine Befriedigung aus, Ihnen die Thür zu dem Heiligtum altdeutschen Andenkens öffnen zu dürfen. Diese Anrede wurde gebraucht bei Personen von Distinktion und solchen, von denen zwei Mark Trinkgeld oder mehr zu erwarten war. Die zweite Anrede begann: Meine Herren, Sie wünschen dies ehrwürdige

Kloster in Augenschein zu nehmen, ich werde mir erlauben, Ihnen hierbei die nötigen Aufschlüsse zu geben. Diese wurde bei einem zu erwartenden Trinkgelde von einer Mark gebraucht. Bei der übrigen massa perditionis hieß es einfach: Der Eintritt kostet 50 Pfennige; so, jetzt treten Sie ein. Dieser Grabstein ist das Denkmal des Ritters Berchtold von Rehburg, er hatte seine eigne Schwester zur Frau und starb 1586 u. s. w.

Der Kastellan entschied sich, obwohl die Kommission nicht wie Drei-Mark-Besucher aussah, wegen des universalwissenschaftlichen Titels für die erste Anrede, woran sich eine längere historische Erläuterung anschloß, die von um so größerm Interesse war, als Fürsten und Herren darin figurierten, deren Existenz historisch noch nicht mit Sicherheit hat festgestellt werden können. Die Kommission hörte den Vortrag mit wohlwollender Protektormiene an und schwieg philosophisch.

Nun trat man ein. In der That, es war eine alte Klosterkirche von mindestens byzantinischem Stile. Man sah Glasgemälde, Altäre, Kreuze, Epitaphien, Inschriften, Messingtafeln, Holzschnitzwerke, Teppiche, Kelche, Kapitäle und Triglyphen, Lettner und Chorraum, kurz alles, was Besucher an solchen Orten zu sehen pflegen, und man hörte auch alles, was Küster oder Kastellane dazu zu sagen haben. Schade, daß die Zeit so drängte, und daß es nicht möglich war, ein Protokoll aufzunehmen. Indessen hatte man doch einen Gesamteindruck erhalten und erfahren, daß irgendwann im Mittelalter ein gewisser Mönch Meinhardt von Recklinghausen gelebt habe. Denn wie jeder sehenswerte Ort einen Helden oder eine Heldin

hat, die von den Vorzeigern der Denkwürdigkeiten mit einer gewissen Rührung gepflegt werden, so hatte Kloster-Rehdorf den Mönch Meinhardt von Recklinghausen.

Als man in die Bibliothek eintrat, fing es bereits an zu dunkeln. Jedoch war es noch immer hell genug, um in ein aufrichtiges Erstaunen über die vielen, noch dazu in Schweinsleder gebundnen Bücher zu geraten. Es wurde in Aussicht genommen, den Vereinsdezernenten für Litteratur, Postsekretär Lämmermeier, nochmals nach der Bibliothek zu ihrer nähern Untersuchung zu senden; später sollte ein Vortrag bibliographischen Inhalts mit besondrer Beziehung auf Rehdorf gehalten werden. Um auch über Details einigermaßen unterrichtet zu sein, zog Herr Subrektor Simmchen ein besonders altertümlich aussehendes Buch aus dem Regal und notierte sich nicht ohne Mühe den Titel. Er wird nicht unterlassen, auf dies Buch als auf das Kleinod der Klosterbibliothek bei gegebner und nicht gegebner Veranlassung hinzuweisen.

Die Kommission war von den Ergebnissen ihrer Expedition höchst befriedigt. Herr Doktor Krimper hatte repräsentiert, Herr Subrektor Simmchen gesprochen, Herr Flock gegessen und getrunken, und Herr Oberlehrer Kleinpaul Schlupfwespen gefangen.

Diesem Ausfluge folgten andre, zum Beispiel zur Maierschen Porzellanfabrik, zum tiefen Bohrloche in Saldern und zur Wollmesse in Bausitz. Eine Haupt- und Staatsaktion war auch die Untersuchung des Turmknopfes der Hospitalkirche. Alle diese Untersuchungen ergaben wichtige Aufschlüsse und wertvolle Bereicherungen der Sammlung. Die Sammlung ist

auch neulich von dem Herrn Regierungspräsidenten besichtigt worden.

Man sieht, welchen Aufschwung die Universal-wissenschaftliche Gesellschaft genommen hat. Aber freilich, um in die Reihe der andern großen Gesell-schaften zu treten, fehlte ihr noch eins, ein „Organ," eine eigne Zeitschrift. Klempner und Handschuhmacher haben ihre „Organe," jeder Bienenverein hat seine Vereinszeitschrift — und wir — so rief Doktor Krimper aus — begnügen uns mit einem Protokoll. Wir begehen das Unrecht, den Erdrusch unsrer Arbeit dem deutschen Vaterlande, ja der zivilisierten Welt vorzuenthalten. Ja, meine Herren, wir haben nicht das Recht zu sagen, wir wollen unter uns bleiben, wir wollen für uns arbeiten und streben, wir sind unsre Früchte der mitstrebenden Zeit schuldig. Darum lassen Sie uns mutig ans Werk gehen. Lassen Sie uns eine eigne Zeitschrift gründen unter dem Titel: Kralauer Zeitschrift für Universalwissenschaft in Zentraleuropa.

Dieser Vorschlag wurde mit einem so stürmischen Beifall aufgenommen, wie ihn die nicht gerade zahl-reich anwesenden Personen nur fertig bringen konnten, und gab zu langen Verhandlungen Veranlassung. Nach Ablehnung aller eingebrachten Amendements ging der Vorschlag des Vorsitzenden durch, die Vorsitzenden der Sektionen zu einer Redaktionskommission zu vereinigen. Die Manuskripte sollten bei diesen Herren zirkulieren und mit dem Votum jedes einzelnen versehen werden. Dem Präsidenten stand das Superarbitrium zu, gegen das unter sieben genau bezeichneten Voraussetzungen eine Appellation an die Generalversammlung mög-lich war.

Daß Doktor Krimper wirklich ein großer Mann

ist, der in selbstlosester Hingabe an die große Sache der Universalwissenschaft auch Opfer zu bringen weiß, zeigte sich bei dieser Gelegenheit. Er schoß das zur Gründung der Zeitschrift erforderliche Kapital aus eignen Mitteln vor.

Werfen wir zum Schlusse unsers Berichtes noch einen Blick auf die Thätigkeit der Redaktionskommission. Bald nach Ankündigung der Zeitschrift lief ein Aufsatz eines jungen Gelehrten ein, dem von befreundeter Seite die Universalwissenschaftliche Gesellschaft warm empfohlen worden war, mit der Überschrift: „Kulturhistorische Zustände des indogermanischen Urvolkes vor der sprachlichen Teilung.“ In betreff der wichtigen Frage, ob diesem Urvolke die Metalle bekannt gewesen seien, kam der Verfasser zu einem negativen Resultate. Das Manuskript hatte in vier Monaten die Zirkulation glücklich durchgemacht und kehrte reichlich mit Rot- und Blaustift bearbeitet zu dem Vorsitzenden zurück. Auf dem Titelblatte trug es folgende Gutachten: 1. „Der Aufsatz ist in gegenwärtiger Form nicht annehmbar. Verfasser geht von unrichtigen Voraussetzungen aus und hat bei aller sprachvergleichenden Kenntnis die Verwertung prähistorischer Funde für seine Frage unterlassen. Dementsprechend konnte das Resultat auch kein andres als ein negatives sein. Dr. Krimper.“ 2. „Warum hat Verfasser die Ausgrabungen auf dem Karnickelberge nicht herangezogen? Dieselbe weist das Vorkommen von Eisen eklatant nach und war durch den Bericht der »Neuen freien Lussezeitung« Nr. 201, Beilage 1, bekannt gegeben worden. Simmchen, Subrektor.“ 3. „Ich kann nicht für die Aufnahme eines solchen Artikels stimmen, ehe nicht die Fortpflanzungswerk-

zeuge der Schlupfwespen in ausführlicher Weise behandelt worden sind. Kleinpaul." 4. „Es sind unbedingt einige stilistische Änderungen nötig. Lämmermeier, Postsekretär." 5. „Einverstanden. Schwamm." 6. „Einverstanden. Pflaumel." 7. „Einverstanden. Dr. Schmiedefeld." Das Manuskript wurde auf sein wiederholtes Drängen dem jungen Gelehrten zurückgeschickt mit dem „Anheimgeben," dasselbe in angedeuteter Richtung umzuarbeiten, namentlich das Vorkommen des Eisens als bewiesen anzusehen. Die Antwort desselben habe ich vergebens in den Akten gesucht.

Durfte man sonach auf die Mitarbeiterschaft des jungen Gelehrten nicht rechnen, so wurde man bald durch eine höchst umfangreiche Zusendung eines Herrn Doktor Jonas entschädigt, ein Werk von eminenter Bedeutung. Der Autor wirft alle philologische Sprachforschung über Bord. Sanskrit ist für ihn ein überwundner Standpunkt. Er erklärt die Wortbildung aus einem sprachphysiologischen Prozesse. Der empfangne Eindruck wirkt unmittelbar wortbildend: das tiefe Rot heißt R-o-t, die sanfte Himmelsfarbe: bl-au, der farbengesättigte Wald ist gr-ü-n. Wie kann die Seele anders heißen als S-ee-l-e, die Liebe anders als L-ie-b-e! Da nun bej allen Völkern die psychologischen Voraussetzungen dieselben sind, so sind auch die Wortbildungen einander ähnlich, woraus sich die Sprachähnlichkeiten verschiedner Völker ergeben. Der Verfasser hatte sich jahrelang vergeblich bemüht, einen Verleger für sein Werk zu finden; jetzt hatte er von der Universalwissenschaftlichen Gesellschaft gehört und wandte sich unter lebhafter Anerkennung der Verdienste dieser Gesellschaft an die Redaktion.

Das Werk wurde von allen Rezensenten höchlichst

anerkannt. Nur Postsekretär Lämmermeier wünschte wieder einige stilistische Änderungen. Etwas störend war die große Länge der Arbeit. Man schlug dem Verfasser vor, einige Kürzungen vorzunehmen, wogegen derselbe sich ernstlich verwahrte. So wird jedenfalls eine unverkürzte Veröffentlichung erfolgen, wiewohl Herr Kleinpaul wiederum im Interesse der Schlupfwespen protestiert hat.

Nachschrift Nr. 1. Eben wollte ich meinen Bericht schließen, als ich von merkwürdigen Vorgängen im Schoße der Universalwissenschaftlichen Gesellschaft hörte. So betrübend diese sind, so will ich sie doch zu Gunsten der geschichtlichen Wahrheit nicht unerwähnt lassen.

Am dreiundzwanzigsten Juli fand zur Feier des fünfjährigen Bestehens der Gesellschaft eine Festsitzung statt. Den Bericht erstattete Herr Rektor Simmchen, in dem er keinen Nagel und keinen Scherben, der in die Sammlung aufgenommen war, keine Sitzung und kein Protokoll überging. Man wird sich nicht beklagen können, wenn dieser Bericht bei einem so überreichen Stoffe fast zwei Stunden dauerte. Desto knapper hielt sich der Präsident in seiner Festrede. Mit wuchtigen Schritten durchmaß er den Weg, den die Gesellschaft in den vergangnen fünf Jahren zurückgelegt hatte, mit ebenso gewaltigen Strichen bezeichnete er die Aufgabe der Zukunft und schloß: Meine Herren, die Gesellschaft kann stolz auf ihre Erfolge zurückblicken. Das Problem, wo unsre Vorfahren in ungeteiltem Zustande gesessen haben, ist gelöst, die Sprachforschung ist durch das Verdienst unsrer Gesellschaft in ein neues Stadium getreten. Die ersten drei Nummern der Zeitschrift für

Universalwissenschaft liegen vor. § 3 unsers Statuts ist noch nicht ausgeführt, in dem es heißt: Es wird ausdrücklich vorbehalten, Celebritäten der Wissenschaft zu korrespondierenden Mitgliedern zu ernennen. Zur Feier unsers heutigen Stiftungsfestes und in Anerkennung der Verdienste der gleich zu nennenden Herren um die Universalwissenschaft schlage ich Ihnen vor, zu korrespondierenden Mitgliedern zu ernennen: Schliemann, Edison und Bismarck.

Hier hätte nun eigentlich ein großer Beifall nicht fehlen dürfen, doch war die Gesellschaft offenbar von der Kühnheit dieses Gedankens überrascht. Inzwischen vernahm man im Hintergrunde ein unterdrücktes Lachen, das sich aber nicht unterdrücken ließ und in einer gewaltigen Explosion endigte. Alles wendete sich entrüstet um. Natürlich war es Doktor Schnittig, weniger natürlich war es, daß er einige Lacher auf seiner Seite hatte. Der Herr Rektor fuhr zornbebend in die Höhe und schrie: Ich protestiere dagegen, daß dieser weihevolle Augenblick durch ein unangebrachtes Lachen entweiht wird.

— Das wird Ihnen nicht viel helfen, mein guter Herr Rektor, erwiderte der Doktor, immer noch lachend. Wenn einer gekitzelt wird, dann muß er lachen, und wenn die Todesstrafe darauf steht. Aber im Ernst geredet, meine Herren. Was machen Sie da für Geschichten! Das müßigste Spiel ist, Wissenschaft spielen. Die Wissenschaft braucht ernste Arbeit, es ist ihr mit Dilettantismus nicht gedient. Die Wissenschaft ist ja soweit in guten Händen und würde nicht untergegangen sein, auch wenn der Karnickelberg unerforscht geblieben wäre. Lassen Sie also die Finger von Dingen, die sie nicht verstehen, und blamieren Sie sich nicht unnötig. Jeder thue in seinem Amt und Beruf seine

Schuldigkeit, so ist allen gedient, das übrige ist — Blech. Guten Abend, meine Herren!

Da ging er hin, und zwar nicht einmal allein, es fanden sich mehrere, die sich nicht entblödeten, mit diesem Herrn gemeinsame Sache zu machen und den Vorschlag des Präsidenten abgeschmackt zu nennen. Die Zurückbleibenden waren außer sich und fanden vor Entrüstung kein Wort der Erwiderung. Doktor Schnittig hatte unzweifelhaft Unrecht, er hatte sogar bittres Unrecht. Er durfte den Erfolg der guten Sache nicht in der Weise zu hindern suchen, wie er es gethan hatte, er durfte den Ehrgeiz der Versammlung nicht in solcher Weise verletzen, er mußte bedenken, daß Erfolge nur dann zu erzielen sind, wenn man bedacht ist, andre zu loben und sich von andern loben zu lassen.

Wer weiß, was in diesem kritischen Augenblicke geschehen wäre, wenn nicht der Herr Vorsitzende seine ganze Ruhe und Überlegenheit bewahrt hätte. Er erhob sich und sagte mit ruhiger, nur von innerer Bewegung ein wenig bebender Stimme: Der Herr Doktor Schnittig, den ich mich freue, nicht mehr in unsrer Mitte zu sehen (hört! hört!), ist gewöhnt, dasjenige Blech zu nennen, was außerhalb seiner engbegrenzten Berufssphäre liegt. (Sehr richtig!) Es ist glücklicherweise um die Wissenschaft noch nicht so ärmlich bestellt, daß sie ausschließlich von professionellen Wissenschaftlern vertreten zu werden brauchte. Ich sehe Männer um mich versammelt, die vor Doktor Schnittig und seinesgleichen die Augen nicht niederzuschlagen brauchen. (Stürmisches Bravo!) Ich sehe Herrn Oberförster Zahn, Herrn Oberlehrer Kleinpaul, beide Autoritäten in ihren Berufssphären, ich sehe den Herrn Subrektor Simmchen, meinen Freund und Helfer auf dem Ge=

biete prähistorischer Forschung, ich sehe den Herrn Apotheker Schwamm, einen wackern Vertreter der Naturwissenschaft, den Herrn Diakonus, einen hervorragenden Theologen, den Herrn Postsekretär Lämmermeier, der als Berichterstatter für die „Provinzialzeitung" sich einen geachteten litterarischen Namen erworben hat, alles Männer, die darum wahrlich nicht geringer zu achten sind, weil sie das wissenschaftliche Placet bei Herrn Doktor Schnittig nicht nachgesucht haben. (Jubelnder Beifall.)

Meine Herren, machen wir uns frei von unwürdiger Bevormundung, sprechen wir es aus, daß wir uns für berufen halten, an den großen Fragen der Menschheit mitzuarbeiten. Scharen wir uns um das Banner wahrer Wissenschaft und rufen wir, eintretend für die heiligsten Güter unsrer Zeit: die Universalwissenschaftliche Gesellschaft für Zentraleuropa zu Kralau an der Lusse, sie lebe hoch. (Stürmisches Hoch, endloser Jubel, allgemeines Händeschütteln.)

Doktor Krimper hatte einen großen Sieg errungen, Doktor Schnittig war ein verlorner Mann.

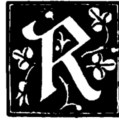
Nachschrift Nr. 2. Durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß Doktor Krimper von dem Ministerium eines kleinen Staates zum Landeskonservator berufen worden sei. Es wäre zu beklagen, wenn sich diese Nachricht bestätigen sollte, denn mit der Blüte der Universalwissenschaftlichen Gesellschaft zu Kralau an der Lusse wäre es dann vorbei.





10

Die Pfarrwahl



usch-Fritze und sein Nachbar der Fenchel-Andres schauten, wie sie jeden Morgen zu thun pflegten, über ihre beiderseitigen Gartenzäune über die Dorfgasse hinweg. Daß sie je zu einander „Guten Morgen“ gesagt hätten, ist historisch nicht beglaubigt, dagegen ist ausgemacht, daß sie beide jeden Morgen die Tagesneuigkeiten, einschließlich des Wetters, par distance verhandelten. Den Anfang machte jedesmal Rusch, und so auch heute:

— Er hat sich fortgemacht.

— He? — Fenchel-Andres war zwar nicht harthörig, es bedurfte aber immer einer gewissen Zeit, ehe sich der Klang in seinem Ohre zu einem Begriffe gestaltete.

— Der alte Herr hat sich fortgemacht.

Fenchel-Andres folgte mit den Augen der Richtung, in der Rusch mit dem Daumen über die Schulter wies, sah das offne Fenster im Pfarrhausgiebel, das lange verschlossen gewesen war, und begriff, daß der Herr Pastor gestorben sein müsse. Pause.

— Ein schönes Alter.

— He?

— Er ist doch gut und gerne seine dreißig Jahre hier gewesen.

— Dreißig Jahre ist er ganz gewiß hier gewesen.

— Und was sein Sohn ist, der Rotkopf, Emil, der hat schon derbe Kinder. Na ja, die Kinder sind ja soweit versorgt. Und die Frau Pastorn wirds auch nicht mehr lange machen. Pause. — 'S ist mir nur um die Pacht.

— Ja, es ist uns nur um die Pacht.

— Und was recht ist, muß recht sein. Gut war der alte Herr, und gedrückt hat er niemals einen oder gar verklagt, wie der Schmalendorfer Pastor.

— Nein, gedrückt hat er keinen, das muß man sagen.

Am Abend war die Bauernschaft in der Schenke versammelt, rauchte Tabak, trank Bier und sprach von allem Möglichen, nur nicht von dem, was allen auf der Zunge lag. Denn so ein wichtiges Thema zu berühren ist eine Sache, die viel Vorsicht fordert, und es ist immer gut, in der Hinterhand zu bleiben und abzuwarten, was die andern sagen. Da ging draußen am Fenster ein schwarzgekleideter Herr vorüber und trat in die Nebenstube ein.

— Das war ja wohl der Rebwitzer Pastor, sagte einer.

— Ja, das ist er. Der kommt doch bloß wegen der Abendorfer Stelle.

— Der hätte auch warten können, bis sie den Herrn Pastor unter die Erde hatten.

— Nu, warum denn? Wenn du einen Acker kaufen willst, läßt du dir einen andern auch nicht vorkommen.

— Aber so ein Mann sollte doch nicht so happig sein.

— Ach was, Geschäft ist Geschäft.

Nunmehr erschien der „Herr" Schulze; das war so ein Halbgeschorner, von der Art, wie man sie in Niederdeutschland messingisch nennt.

— Guten Abend, meine Herren.

— Guten Abend. Nun, Herr Laland, auch wieder zu Hause?

— Ja, wir sind auch wieder da. Es war ein hübscher Weg, nicht zu warm und auch nicht zu staubig.

Die Versammlung verstand, daß der Schulze in der Stadt gewesen war, und daß er natürlich bei seinem Freunde und Berater, dem Kreiskanzlisten, vorgesprochen hatte, und eine ungeduldige Seele fuhr mit der Frage heraus:

— Was meint denn Lüderitz?

Der Schulze gab hierauf keine Antwort, sondern erörterte des Breitern, daß er es für seine Pflicht gehalten habe, für die Kommune zu sorgen, und daß er deshalb auf dem Landratsamte gewesen sei und erkundet habe, daß die Kommune einen Wahlkörper bilde, und daß sie, da die Pfarrstelle dem Könige gehöre, denjenigen zu wählen habe, den die Regierung ernennen würde.

Länger hielt es Pastor Täubchen — dieses war nämlich der Rebwitzer — in seinem Nebenzimmer nicht aus, denn was der Schulze vortrug, war ja heller Unsinn. Er trat also ein und sagte:

— Guten Abend, meine Herren. Ich höre, daß Sie über die Pfarrwahl reden, Sie erlauben mir wohl, einige Bemerkungen anzuknüpfen. Die Sache ist näm-

lich die: Die Gemeinde hat, da die Stelle zum erstenmale vakant wird, das Wahlrecht (die Bauern nickten zustimmend); das heißt, der Gemeindekirchenrat und die Gemeindevertretung haben zu wählen (die Mitglieder des Gemeindekirchenrates und der Gemeindevertretung nickten zustimmend, die andern, besonders der Schulze, wurden mißtrauisch). Es hat also zuerst ein Ausschreiben der Stelle stattzufinden, dann die Annahme der Meldungen ... u. s. w. u. s. w. in sieben ausführlich erörterten Punkten, unter denen es der Herr Pastor nie that — wenn er außer dem Hause war; im Hause ließ ihn seine liebe Frau höchstens bis zum zweiten kommen.

Die Herren Bauern machten verwirrte Augen, verstanden wenig von der schönen Rede und dies wenige falsch. Der Schulze aber sagte leise zu seinem Nachbar Krause: Den wählen wir nicht, das ist ein Klugsch .....

Herr Pastor Täubchen, der allerdings die Absicht hatte, sich zu melden und zufällig nach Abendorf gekommen war — seine liebe Frau hatte ihn nämlich geschickt —, glaubte in seinem Interesse sehr glücklich operiert zu haben und zählte im stillen zusammen, auf welche Stimmen er mit Bestimmtheit rechnen dürfte. Hiernach standen seine Chancen ausgezeichnet, wie er abends seiner Luise ausführlich darlegte; nur fiel ihm diese beim zweiten Punkte bereits in die Rede und sagte: Ferdinand, du hast gewiß wieder Dummheiten gemacht. Na na! Sei nur still, wenn ich nicht dabei bin, machst du allemal Dummheiten.

Hier hege ich nun Zweifel, ob ich meine Skizze unvollendet beiseite legen oder ob ich sie weiterzeichnen soll. Ich sehe voraus, daß das Gesamtbild für den

geistlichen Stand kein erfreuliches werden, und daß man mir den Vorwurf machen wird, ich wollte diesen Stand in böswilliger Weise herabsetzen. Ich habe aber die entgegengesetzte Absicht. Ich will einen Mißstand zeichnen, der geeignet ist, den geistlichen Stand herabzuwürdigen,*) und darum will ich weiterzeichnen. Unter allen Danaergeschenken der Falkschen Ära ist eines der schlimmsten jenes Gesetz, wonach die Bauern ihren Pastor selbst wählen dürfen. Hören wir also weiter.

Geht irgendwo eine große Stelle auf, so verbreitet sich die Kunde in sehr verschiedner Schnelligkeit. Voraus jagen Privatbriefe an Schwäger, Vettern und gute Freunde; dann kommt die Todesanzeige in der Kreuzzeitung, und lange hinterher die Ausschreibung im Amtsblatte. Kenner behaupten: Wenn eine Stelle erst im Amtsblatte gestanden hat, dann ist sie auch schon so gut wie verloren; es lohnt nicht, sich noch zu bemühen. Dennoch thun es viele.

So kamen denn bereits in den nächsten Tagen die ersten Meldungen gleichsam atemlos an. Der Herr Kirchenrendant fühlte sich sehr gehoben, trug die ersten fünf Meldungen von früh bis abend in der Rocktasche herum und setzte jedem, der es hören wollte, unter Vorzeigung der Beweismittel auseinander, was für hübsche Leute sich um die Abendorfer bemühten. Aber bald brachte der Briefbote ganze Stöße von Briefen, die Zahl wuchs auf vierzig, fünfzig und darüber, man war nicht mehr imstande, unter dieser Menge sich

*) Durch das inzwischen erlassene Pfarrwahlgesetz sind die Verhältnisse insofern besser geworden, als den Geistlichen verboten ist, sich persönlich zu bewerben und Besuche zu machen. Es geschieht aber doch.

zurechtzufinden. Die letzten Meldungen wurden ungelesen auf den übrigen Haufen gelegt; Gott mochte wissen, was daraus werden sollte.

Und alle fünfzig fingen an, einer hinter dem andern bei den zwanzig Wählern Besuch zu machen; es war ein unablässiges Wandern, Fragen, Anklopfen, Kommen und Gehen. Das waren lauter Pastoren, wie man auf den ersten Blick sehen konnte, und doch wie verschiedne Leute! Würdige Männer und Streber, ernste Erscheinungen und Lebemänner, Gelehrte und Bauern, harmlose Menschen und Intriganten, solche, die den Visitengang gewohnheitsmäßig abarbeiteten, und solche, die es seufzend und mit dem Gefühl der Beschämung thaten, weil es doch einmal sein mußte. In dieser Zeit war es gar nicht möglich, bei der Arbeit zu bleiben; aller Augenblicke wollte sich der Hofhund im Leibe zerreißen, aller Augenblicke mußte der Sonntagsrock angezogen und ein Pastor irgendwelches Namens aus irgendeinem Orte begrüßt werden.

Rusch-Fritze machte sichs bequem, er blieb ruhig auf seinem Miste stehen und behielt die Pfeife im Maule und die Hände in den Hosentaschen. Dies hatte zur Folge, daß eines schönen Morgens bei der Zwiesprache über den Dorfweg hinweg unerhörterweise der Nachbar Fenchel-Bauer das Wort ergriff und sagte:

— Wieder viele Herren dagewesen?

— Ja, ein Stücker fünfzehn.

— Fünfzehn? Guck einmal an. Und die hast du alle auf dem Hofe stehen lassen? Das ist ungalant von dir, das sagen sie alle. (Er meinte unkulant.)

— Wieso ungalant? Wenn einer von mir was will, so bin ich der Herr und thue, was mir paßt.

Ich mache meins, und du machst deins. Und nun ist es gut.

— Ich meine ja bloß.

— Na also.

Da hatte der Fenchel=Bauer sein Teil und schob ab.

Inzwischen waren mehrere Monate vergangen, und es mußte etwas geschehen. Aber was? Wen wählen, wen aus dieser Unmasse von Bewerbern herausfinden?

— Ich will Ihnen was sagen, Herr Pastor, sagte der Kirchenrendant zu Bruder Täubchen, Treff ist Trumpf. Das sollte heißen: Wers trifft, der hats.

Diese Äußerung war dem Genannten höchst unangenehm, da er an nichts weniger glaubte, als daß Treff Trumpf sei. Denn wenn die äußern und innern Gründe erwogen wurden, wenn Verdienst und Chance in Anschlag kamen, so ging er ja jedem andern vor.

Einzelne hatten, wohl wissend, daß man einfach beseitigt sei, sobald man nicht eine Spezialmarke aufzuweisen habe, eine solche beigelegt, z. B. eine Untersuchung über die Genealogie des ältern Herodes. Ein andrer zeigte überall seine roten, dicken Hände und verfehlte nicht, hinzuzusetzen, daß er sie auf dem Filialwege erfroren habe. Ein dritter schrieb an die verwitwete Frau Pastorin, es sei offenbar Gottes Wille, daß er speziell für die Abendorfer Pfründe bestimmt sei; die Frau Pastorin möchte doch ihren gewiß großen Einfluß in diesem Sinne für ihn geltend machen. Noch ein andrer hob hervor, daß er schon in einer frühern Stelle der Nachfolger des Verstorbnen gewesen sei, woraus folge, daß man ihn auch diesmal wieder wählen müsse.

Trotz alledem hatte besonders Pastor Käufer bei

Rusch und Genossen Eindruck gemacht. Denn dieser war auf die Pachtfrage zu sprechen gekommen und hatte auf eine ausholende Frage Ruschs, wie er es denn mit den Pachten halten würde, mit dem Tone des Biedermanns geantwortet: Mein lieber Rusch, das bleibt alles, wie es war. Wir sind das doch dem pietätvollen Andenken des lieben Toten schuldig. Nicht wahr? Ich würde auch nicht so genau auf den Groschen sehen. Ein Kaufmann oder ein Geschäftsmann mag das thun — nicht wahr? —, aber ein Pastor muß nobel sein, das fordert der pastorale Anstand.

Das war fein gegeben, ein unanständiges und streng verbotnes Versprechen unter der Firma pastoralen Anstandes! Wo aber ein Bauer einen Vorteil für sich wittert, schweigen alle andern Rücksichten. Pastor Käufer war bei allen Pächtern des Pfarrackers der Mann des Tages, ein liebevoller Mann, ein „galanter" Mann, den man wählen müsse.

Nächstdem hatte die meisten Chancen ein gewisser Pastor Ziegeling, der der Loge angehörte. In Abendorf waren der Wirt und der Amtmann Freimaurer, natürlich waren diese für Ziegeling. Und noch mehr wirkte der städtische Einfluß. Kam der Abendorfer Bauer zum Bankier, der Logenbruder ist, so fragte dieser natürlich: Wie steht es denn bei euch mit der Wahl? Wer hat sich denn gemeldet? Ziegeling? Das ist ein Mann, den müßt ihr wählen. Dasselbe Lied erklang beim Kaufmann, beim Rechtsanwalt, beim Zuckerfabrikdirektor und an vielen andern Orten und verfehlte zuletzt auch nicht seine Wirkung.

Das waren also zwei, auf die sich die Augen richten konnten; wer aber war von all den siebenundfünfzig noch zu berücksichtigen?

— Meine Herren, sagte der Schulze in der

Kommunversammlung, wo diese Sache, obwohl sie dort gar nicht hingehörte, verhandelt wurde, wir lassen sie alle siebenundfünfzig predigen, dann werden wir ja sehen.

Hierauf erfolgte auf der einen Seite Schütteln des Kopfes, weil das gegen das Herkommen war, auf der andern Seite Zustimmung, denn man hatte ja das Recht, jeden predigen zu lassen, der sich gemeldet hatte, und die Herren wollten es ja auch selber gern; warum also nicht? Hierauf kam ein findiger Kopf zu dem Ergebnisse, daß man dann nicht allein ein ganzes Jahr predigen lassen, sondern auch ein ganzes Jahr lang regelmäßig in die Kirche gehen müsse; das ging doch unmöglich an. Also bloß sieben, so bestimmte es der Herr Superintendent. Aber welche sieben denn? Etliche waren von vornherein unmöglich, so Pastor Freitag, der kurzsichtig war, in der Dorfstraße in ein Schmutzloch getreten hatte, das doch jedes Abendorfer Kind kannte und vermied, und deshalb in der Schenke verlacht worden war. Ebenso unmöglich war Pastor Ernst, der unglücklicherweise genau so einen Rock anhatte wie der verrückte Sander in der Wiesenmühle. Pastor Giesecke hatte es verschüttet, weil er schon auf der Visitentour angefangen hatte, Kirchenzucht zu üben, als ihm nicht gelang, zwei streitende Nachbarn zu versöhnen. Auch Pastor Täubchen erlitt Anfechtung von dem Schulzen und seinem Anhange, da der Schulze es nicht vergessen konnte, daß ihn Täubchen vor der Gemeinde „blamiert" hatte. Man bestimmte also Käufer, Ziegeling und fünf andre aufs Geratewohl herausgegriffne.

Bei einem Haar hätte Pastor Täubchen nicht einmal eine Gastpredigt erhalten. Davon hörte die Frau Pastorin und geriet in großen Zorn.

— Da kommst du nun nach Hause und erzählst das Blaue vom Himmel herunter, und nichts ist wahr davon!

— Aber liebes Kind —

— Schweig. Du machst ja doch nur alles dumm, wenn ich nicht dabei bin. Ich kann doch unmöglich nach Abendorf gehen und die Bauern persuadieren. Jetzt höre mein letztes Wort: Du kommst mir nicht wieder nach Hause, ehe sie dir nicht Mann für Mann in die Hand versprochen haben, daß sie dich wählen wollen. Mine, dem Herrn seine Stiefel!

Pastor Täubchen, der seiner lieben Frau im stillen Recht geben mußte, zog zerknirscht ab und beschloß mit großer diplomatischer Feinheit vorzugehen. In der Abendorfer Schenke fand er gerade, wen er brauchte. Er setzte sich mit fast devoter Freundlichkeit dazu, was den Herren Bauern, die ihre Angelegenheiten am liebsten unter sich verhandeln, schlecht paßte, und erging sich in Beziehungen und Andeutungen von großer Feinheit, von denen nur zu bedauern war, daß sie unverstanden blieben. — Und darauf, meine Herren, schloß er, geben Sie mir die Hand. Die Bauern wußten nicht, worauf sie die Hand geben sollten, und sagten, die Hand reichend: Guten Abend, Herr Pastor. Das waren sechs. Als nun dasselbe Manöver auch noch bei drei andern gelang, die in ihren Wohnungen aufgesucht wurden, so war offenbar die Majorität gesichert, und Täubchen kehrte mit gehobnem Bewußtsein heim.

— Bist du nun zufrieden, liebes Kind?

— Hm, na ja; wir werden ja sehen.

Nunmehr begannen die Gastpredigten. Täubchen fing an und predigte, von seiner Frau ernstlich ermahnt, sein ewiges Zanken zu unterlassen, wie eine

flötende Nachtigall. Es war „nur schön“ und gefiel den Bauern, denen das Maul voll Lob geschmiert wurde, ausnehmend gut. Dann kamen die andern, zuletzt Käufer und Ziegeling. Käufer predigte schlecht, was ihm jedoch mit Rücksicht auf die Pachten nichts schadete; Ziegeling war ein großer „Brüllate,“ der die hohlsten Dinge mit großem Pathos vortrug und selbst die Abkündigung mit pathetischem Schwunge versah.

Die Bauern versammelten sich vor und nach der Kirche in der Schenke, einzelne, und zwar die Hauptschreier, blieben gleich von A bis Z hinter dem Bierglase sitzen. Da ging denn das Urteilen von statten. Täubchen hatte gefallen, trotzdem berührte es nicht angenehm, daß man die Absicht zu gefallen so deutlich gemerkt hatte. Der nächste hatte gar keinen Eindruck hinterlassen, der dritte war nicht verstanden worden, der vierte ausgelacht worden, weil er nicht Schtab und Schtecken, sondern Stab und Stecken gesagt und ein buntes Taschentuch im Chorrocke getragen hatte, der fünfte war ganz gern gehört worden und wurde aus gar keinem besondern Grunde fallen gelassen. Aber Ziegeling hatte großen Eindruck gemacht. — Ja der, der hatte einen guten Auswurf. — Den hört man noch über die Kirchhofsmauer weg. — Der hat geschrieen. — Der hat geschwitzt, das muß man sagen, das ist ein tüchtiger Redner.

— Und überhaupt, meine Herren, fügte der Schulze hinzu, ich bin dafür, daß man die Abkündigungen gut verstehen muß. Wenn ich immer erst fragen muß: Wer ist es denn? das paßt mir nicht.

Dies Wort fand die Billigung der Versammlung: Ja, das kann man verlangen, daß man die Abkündigungen versteht. Damit hatte der Pastor Ziegeling eine große Chance gewonnen.

Soviel war bis jetzt zu sehen, daß es sich um Ziegeling, Täubchen und Käufer handeln würde. Für den ersten waren der Schulze und Genossen, für den letzten Rusch und Genossen, und für den mittlern alle, die entweder den Schulzen oder Rusch ärgern wollten. Dabei war bis jetzt alles leidlich friedlich abgegangen. Nunmehr aber begannen sich die Gegensätze zu verschärfen, einesteils dadurch, daß man bestimmte Personen vor sich hatte, andernteils dadurch, daß aller Zündstoff, alle Feindschaften und Parteigegensätze in die Pfarrwahl hereingezogen wurden. Die einen wollten Täubchen wählen, um dem Schulzen zu zeigen, daß sie auch noch auf der Welt seien, und daß Wegebesserungen nicht bloß unter der Hand verlizitiert werden dürften; die andern wollten Ziegeling wählen, weil sie mit diesen oder jenen wegen Heirats- und Verwandtschaftssachen „Hasard" waren. Wer unter den Wählern irgend einen abhängigen Mann hatte, der drückte auf ihn: Louis, du weißt, von wem du dein Kapital hast; wenn du den Käufer wähltest, das thäte mir leid!

Noch am Tage vor der Wahl geschah folgendes. Salzmann, einer von den Kleinen, sitzt vor seiner Thür und macht Strohseile; da geht einer von den Großen vorüber.

— 'n Abend.

— 'n Abend.

— Morgen ist Wahl.

— Ja.

— Wen wählst denn du?

— Gar keinen.

— Warum denn nicht?

— Ich habe keine Stiefel.

— Geh zum Schuster, laß dir deine Stiefel flicken, ich bezahle es, wenn du Ziegelingen wählst.

Salzmann zog also mit seinen Stiefeln zum Schuster. Da begegnete ihm einer von der Partei Täubchen.

— Wo willst du denn hin?

— Zum Schuster. So und so.

— Du bist ein Schaf. Deine Frau ist doch auch aus Rebwitz. Täubchen mußt du wählen. — Aber da standen die Stiefel im Wege. — Ich gebe dir ein paar ganz gute andre Stiefel, wenn du Täubchen wählst.

Salzmann sagte ja, nahm die Sohlen von dem einen, die Stiefel von dem andern und wählte den dritten, woraus später ein großer Zorn und zwei Prozesse entstanden.

Auch die Frauen nahmen sich der Angelegenheit an, sie intrigierten und beeinflußten ihre Männer und machten die schon vorhandnen Gegensätze erst recht persönlich und gehässig. Beim Kirmestanze kam die Bombe zum Platzen, es gab heftige Auseinandersetzungen, ein großes Geschrei und beinahe Prügel. Die Partei Ziegeling wanderte aus in die Unterschenke und brütete Rache. Da kam nun, ich weiß nicht wie, heraus, daß Pastor Käufer den Pächtern Versprechungen gemacht habe, man erfuhr, daß dies streng verboten sei, und schickte sich an, eine Anzeige ans Konsistorium zu senden. Dies erfuhr durch seine Vertrauensmänner Pastor Käufer, und da er wußte, daß seine Wahl für ungiltig erklärt werden würde, so zog er seine Kandidatur zurück und nahm eine andre Stelle an, für die er nach derselben Methode mit besserm Erfolge gewirkt hatte.

Nun standen noch zwei auf der engern Wahl. Da man aber die unbestimmte Vorstellung hatte, daß es drei sein müßten, so stellte man als dritten den auf, dessen Papiere oben auf dem Haufen lagen. Das war

Pastor Saupe, ein seelensguter Mensch, ein ganz ordentlicher Pastor, aber eine unpraktische, träumerische Natur. Er hatte den Termin der Meldung fast verbummelt und sich ganz zuletzt gemeldet, daher waren seine Papiere oben auf den Haufen zu liegen gekommen, daher erhielt er auch eine Gastpredigt, und darum kam er auch auf die engere Wahl. Nun hat aber fast jedes Dorf sein „Pomuchelskopp,“ das ist der Vertreter aller übeln Instinkte der Bewohner, ein einflußreicher Mann, aber ein schlechter Charakter, der von dem bessern Teile des Dorfes gemieden wird, aber den andern Teil, sei es die Jugend, seien es die kleinen Leute, zum Gefolge hat. Herr Pastor Saupe hatte zum Schulzen gewollt und war zu besagtem Pomuchelskopp geraten, ohne den Irrtum auch nur zu merken. Pomuchelskopp fühlte sich dadurch geehrt und fing an, für Saupe zu agitieren. Die Partei Rusch-Fritze fiel ihm zu, die andern freilich wurden ihm bitter feind.

An demselben Abend, an dem Salzmann sein Stiefelgeschäft machte, saßen zwei fremde Viehhändler in der Unterschenke. Die Tische waren besetzt, denn die Wahl des andern Tages mußte doch besprochen werden. Hier war das Hauptquartier der Partei Ziegeling. Man sprach von Ziegeling und erörterte alle Gründe, deswegen es wünschenswert sei, diesen zu wählen. Die zwei Viehhändler schauten sich an und lachten. — 'S ist mir nur darum, sagte der eine, daß die Herren den Pastor Ziegeling wählen wollen. — Erwartungsvolle Pause. — Na, die Wendunger, was das Nachbardorf von uns ist, sind froh, daß sie ihn los werden.

— Aber warum denn?

— Man kann gerade nichts sagen, aber man hört es allerorten, daß der Pastor von Wendungen seine

Frau prügelt. Na ja, man kann ja nichts sagen, das Weibsbild muß seine Schmisse haben, sonst hält es das Maul nicht, aber von so einem Manne sollte man sowas doch nicht denken.

— Er ist auch einmal ohne Hosen auf die Kanzel gestiegen, setzte der andre hinzu, gleich den Priesterrock über das Hemd weg!

Die Versammlung staunte, dann fing einer an zu lachen, zuletzt gab es ein allgemeines Hallo, und die Chorrockgeschichte wurde variiert in infinitum. Der Bauer ist ein wunderlicher Kauz, er ist so mißtrauisch, daß er den sieben Weisen von Griechenland nicht glauben würde; kommt aber einer seinesgleichen und bindet ihm einen handgreiflichen Unsinn auf, und es kostet ihn nichts, die Sache zu glauben, so thut ers gewiß.

Es hat sich nicht feststellen lassen, ob die beiden Viehhändler zufällig erschienen oder von jemand geschickt worden waren, das aber ist Thatsache, daß etliche sich von Ziegeling abwandten, und da gerade wieder Bruder Täubchen erschien, um sich in Erinnerung zu bringen, so gewann die Meinung Raum, man könnte ja auch diesen wählen. So geschah es, daß am andern Tage schließlich weder Ziegeling, noch Täubchen, sondern Saupe gewählt wurde; das war der, an den eigentlich niemand gedacht hatte, und den niemand haben wollte. Bruder Täubchen erhielt nur sechs Stimmen, und dabei war keine von denen, die es ihm doch in die Hand gelobt hatten. Täubchen verzweifelte an der Menschheit, und die Frau Pastorin verzweifelte an ihrem Ferdinand. Saupe empfing die Nachricht, daß er gewählt sei, mit dankbarem Herzen. — Was mich daran so freut, sagte er, das ist das Bewußtsein, durch das Vertrauen einer ganzen Gemeinde

berufen zu werden; wie werde ich mich solches Vertrauens würdig machen können? Die Partei Ziegeling aber berief eine Versammlung, um die Giltigkeit der Wahl anzufechten. Doch hatte der Herr Superintendent, der seine Leute schon kannte, keine Form vernachlässigt; es war nichts zu machen, Saupe war und blieb gewählt.

Dagegen wäre nun nichts zu sagen, mochte auch ein andrer gewählt sein, als man eigentlich wollte, wenn nur der Gewählte ein guter Mensch war. Doch hatte die Sache ihre bedenkliche Kehrseite. Es war zu fürchten, daß sich der Pomuchelskopp an den neuen Pastor herandrängen und ihm den Weg zu den andern verderben würde, und daß die andern sagen würden, das ist nicht unser Pastor, den haben wir nicht gewählt. Und so ist es wirklich gekommen. Abendorf, sonst ein harmloses und friedliches Nest, ist seit jener unseligen Wahlgeschichte außer Rand und Band, und der arme Saupe ist nicht der Mann dazu, die Karre wieder ins rechte Geleis zu bringen. Der Kirchenrendant aber sagte jeden Morgen und jeden Abend: Gott bewahre uns vor noch so einer Pfarrwahl. Wenn sie uns einen schicken, hernach ist es gut, aber so? Seit der Donnerwetterwahl geht ja kein Mensch mehr in die Kirche.





11

Der Oberlehrer

enn man sich hinter der Martinikirche links dem Stadtgraben zuwendet, erblickt man vor sich den hohen Giebel eines alten gotischen Hauses. Da oben im Giebel hat der Oberlehrer Leberecht Laib sein Reich, denn daß er auch im Gymnasium Mathematikunterricht giebt, muß als Nebensache betrachtet werden. Eigentlich, das heißt seinem Herzen nach, ist er Naturwissenschaftler, und ganz eigentlich Ornithologe.

Hoch oben am Dache befinden sich Stangen mit Starenkästen. Die Winkel im Holzwerk sind zu Nistgelegenheiten für Turmschwalben eingerichtet. Weiter unten hängen Kästen für Rotschwänzchen. In allen Fenstern sieht man „Normalvogelbauer“ mit allerlei Getier. Im höchsten Fenster des Giebels hockt ein alter Kolkrabe, ein greuliches Vieh, das alles beißt, was ihm in die Nähe kommt. Das Fenster des Schlafzimmers ist vergittert. Der vordere, lichte Teil ist zu einer Vogelstube eingerichtet, und hinten in einem

dunkeln Winkel steht des Oberlehrers Bett. Er ist nämlich unbeweibt, denn er hat keine Zeit und auch keinen Mut dazu gehabt, sich eine Frau zu suchen. Jetzt hat er einen alten Drachen von Haushälterin, die ihn tyrannisiert und vernachlässigt und nur die eine gute Eigenschaft besitzt, daß sie das Füttern der Vögel aus dem Grunde versteht. Das allerschlimmste ist aber, daß sich die alte Schraube in den Kopf gesetzt hat, ihren Oberlehrer zu heiraten, und infolgedessen eifersüchtig wie ein Türke ist.

Eine Frau würde ihren Mann nie so rumlaufen lassen, wie der Herr Oberlehrer sich kleidet und hält. Ein neuer Rock und eine uralte Hose, schiefgelaufne Stiefel und eine Mütze von unerhörtem Schnitt, glatt gekämmt, aber schlecht rasiert, oder umgekehrt. Und die Wäsche — die schönste Cremefarbe! Das soll ja wohl mode sein.

Ihr müßt nicht glauben, daß unser Oberlehrer so etwas wie ein verbummeltes Genie ist, er ist ein ganz feiner Kopf, dessen wissenschaftliche Beobachtungen in ornithologischen Kreisen hoch angesehen sind. Er ist Fachmann, ein Systematiker ersten Ranges, der ebenso gut unter den Entenarten Japans wie unter den Tanagriden Amerikas Bescheid weiß, der jede Schwanzfeder jedes Kolibris kennt und unter den mit Vogelbälgen gefüllten Kästen der großen Museen so gut Bescheid weiß, wie der Kustos selbst. Wenn gelegentlich schwieriger Auseinandersetzungen bei den andern das Pulver alle wird, so kann er immer noch mit einem halben Dutzend Varietäten aufwarten. Mit einem Worte ein ganz rarer Mensch; aber dieser Mensch hat seine guten Eigenschaften im verborgnen Innern. Sein ganzes Leben und Handeln ist nach

inwendig gerichtet. Wie er sich selbst der Außenwelt darstellt, das hat er noch niemals in Betracht gezogen. Während er mit seinen scheinbar blöden Augen die feinsten Beobachtungen macht, während er inwendig die saubersten Gedankenreihen abwickelt, schiebt er sich in ungleichem Takte schüchtern und zugleich täppisch halb seitwärts vorwärts, indem er wie eine Elster ein Bein über das andre setzt. Die gottlose Jugend pflegt zu sagen: Leberecht Laib setzt ein L über das andre.

Nun laßt euch erzählen, wie es unserm armen Leberecht ergangen ist. Jeden Frühling, wenn der Wald grün geworden ist, die Sylvien vollzählig eingetroffen sind, die Hirundinae durch die Lüfte segeln, und die Turdinae ihre flötenden Weisen ertönen lassen, regen sich auch in dem Oberlehrer gewisse traumartige Frühlingsempfindungen. Dann reist er nach Schönanger, verlebt einen Tag mutterseelenallein im Forst und kehrt des Abends bei seinem alten Freunde, dem Oberförster in Rainsdorf ein. Dieser Freund und Oberförster hatte aber sieben Töchter, von denen die ältesten schon seit einiger Zeit heiratsfähig waren, und das war der Jungfer Jette, dem haushaltenden Drachen, ein Dorn im Auge. Schon einige Zeit, ehe der Tag der Frühlingsreise herankam, quälte sie ihren geliebten Oberlehrer mit Launen und anzüglichen Redensarten, und wenn die verhängnisvolle Reise glücklich vorbei war, brummte sie noch vierzehn Tage hinterher. Und jedes Jahr wurde das schlimmer.

Jetzt kam also wieder die schlimme Zeit; der Oberförster mit seinen sieben Töchtern, der Wald, der Frühling rückten in den Gesichtskreis — das waren der Jungfer Jette Dinge, die ihr die Laune gründlich ver=

darben. Sie zeigte sich also von der unliebenswürdigsten Seite, machte boshafte Redensarten und lauerte auf alle nur denkbaren Schwierigkeiten, die sie ihrem Oberlehrer in den Weg werfen konnte.

— Jette, sagte eines Abends Leberecht Laib, ich wünsche morgen früh um fünf Uhr geweckt zu sein. — Keine Antwort. — Haben Sie gehört? Morgen früh um fünf Uhr. Jette brummte etwas von Unsinn und vor Tage aufstehen und nahm sich vor, die Zeit jedenfalls zu verschlafen. Da aber unser Leberecht früh aufzustehen gewohnt war, schien das Mittel nicht allzu sicher zu sein. Sie brummte also weiter und meinte zuletzt, es ginge überhaupt nicht.

— Was denn?

— Sie wollen doch nur wieder in den Forst. So ein Unsinn bei dem unsichern Wetter und überhaupt bei dem nassen Fußboden. Und wer hat hernach Thee zu kochen und zum Doktor zu rennen? Ich!

— Allerdings Sie, aber mir scheint, daß Sie dazu da sind. So etwas wagte der Herr Oberlehrer das ganze Jahr nicht zu sagen; aber wenn die Forstpartie in Frage kam, wurde er energisch. Das wußte Jette ganz gut, konnte aber doch nicht aufhören zu nörgeln: Und überhaupt haben Sie auch morgen nachmittag Konferenz.

— Ist abbestellt.

— Und die Hefte müssen noch korrigiert werden.

— Sind schon fertig.

— Und der Schornsteinfeger will morgen die Essen ausbrennen.

— Meinethalben.

— Und — der fremde Regenpfeifer hat heute nicht fressen wollen. Ich stehe für nichts, wenn Sie nicht da sind.

— Lassen Sie ihn krepieren. So! Was wollen Sie nun noch wissen?

— Ich — ich möchte nur wissen, was Sie eigentlich in dem Forste anfangen wollen.

— Mich aufhängen! schrie der Oberlehrer, warf die Thür hinter sich zu und verschwand in seiner Studierstube. Jungfer Jette stand da wie eine geknickte Lilie. Aber ein Hausdrache kann diese Stellung nicht lange beibehalten. Bald kehrte die alte Natur zurück. Sich aufhängen? Das wollen wir doch erst einmal sehen. Und überhaupt so ein Unsinn!

Am andern Morgen hatte es Jette richtig verschlafen, dafür war Leberecht desto zeitiger munter. Der Kaffee wollte nicht fertig werden — half auch nichts. Kein Stiefel war geputzt, kein Stock, keine Mütze war zu finden — half alles nichts. Leberecht setzte es durch, stiefelte nach dem Bahnhofe, seine vorweltliche Mütze auf dem Kopfe und seinen Knotenstock in der Hand tragend. Weil es geregnet hatte, streifelte Leberecht Laib das eine Hosenbein hoch; an das andre kam er in der Eile nicht. Eine Stunde später kletterte er auf Station Schönanger aus dem Wagen, reckte die Arme und fuchtelte mit dem Stocke in der Luft herum. Nun war er frei, frei wie der Vogel in der Luft. Frei? Armer Leberecht! Zugleich mit ihm war aus dem letzten Wagen Jungfer Jette ausgestiegen und schnell verschwunden. Jetzt lauerte sie hinter der Bahnwärterbude.

Dem Stationsgebäude gegenüber liegt der Gasthof „Zur Eisenbahn." Dahin steuerte unser Oberlehrer, ließ sich eine Tasse Kaffee geben — und vergaß sie zu trinken. Denn während er seine Augen unstet aus einem Winkel in den andern schweifen ließ,

vertiefte er sich in eine schwierige systematische Frage, die von allen anerkannten Autoritäten nicht zur Entscheidung gebracht worden war. Und als er sie glücklich zur Entscheidung gebracht hatte, hatte er seinen Kaffee gänzlich vergessen und schob ab, ein L über das andre setzend.

Kaum war er zur Thür hinaus, kam man aus allen Löchern hervor, die Wirtin aus der Küche, der Postsekretär aus der Herrenstube und Vetter Schupprian aus dem Büffet. Vetter Schupprian war ein Schönangerscher Ackerbürger, der sich gerade auf dem Wege befand, seine unterhalb der Forstgrenze gelegne Wintersaat zu besichtigen, und sich unterwegs einen Bittern hatte genehmigen wollen. Alle drei hatten den Herrn Oberlehrer im geheimen beobachtet. Denn man ist dort höchst neugierig.

— Schockschwerenot, sagte der Ackerbürger, was war denn das für ein Kerl?

— Das war, entgegnete der Herr Postsekretär, ein poesievoller Jüngling, der die Mordgeschichten aller Zeitungen zu lesen pflegte, die durch seine Hände gingen, das war entschieden entweder ein Verbrecher oder ein Wahnsinniger.

— Aber Herr Süßmilch, rief die Frau Wirtin, machen Sie einem doch nicht angst.

— Wie ich Ihnen sage, ein Verbrecher oder ein Wahnsinniger. Haben Sie je schon einen Menschen gesehen, der so eine Mütze getragen hätte? Solche Mützen trägt man nur in der Verbrecherwelt. Haben Sie die unsteten Blicke beobachtet? Das ist die beredte Sprache des bösen Gewissens. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Mensch mindestens ein Mordbrenner ist.

— Ach was! Dummes Zeug! meinte Vetter Schupprian.

— Dann ist es entschieden ein Wahnsinniger. Man sollte solche Leute nicht so frei herumlaufen lassen, denn sie sind höchst gemeingefährlich. Wenn man so einem im Walde begegnete —

— Herr meines Lebens, rief die Frau Wirtin, ich hätte den Tod davon!

— Man müßte bewaffnet sein. Zum Beispiel mein eisernes Lineal. Man könnte das im Ärmel tragen. Wenn man das so mit beiden Händen faßte und einem gerade auf den Kopf schlüge, dann —

— Dann käme man vor den Staatsanwalt und hernach ins Zuchthaus, meinte der Vetter. Nein, da packt man ordentlich mit den Fäusten zu und bindet die Ellenbogen auf dem Rücken zusammen, dann können sie nichts machen.

Währenddessen war Jungfer Jette hereingekommen und hatte sich still in den Winkel gesetzt. Es verursachte ihr Herzweh, so pietätlos von ihrem Oberlehrer reden zu hören. Hatte sie nicht recht gehabt, vor der Fahrt zu warnen? Aber da war kein Hören. Und das war doch erst der Anfang. Wie wirds erst im Walde zugehen; und überhaupt der Oberförster mit seinen sieben Töchtern. Aber fürchte nichts, Leberecht Laib. Die Liebe wacht! Jungfer Jette wird dafür sorgen, daß du nicht zu Schaden kommst.

— Meine Herren, entschuldigen Sie, begann sie in möglichst gebildetem Dialekt, jener Mann ist weder ein Verbrecher noch ein Wahnsinniger, sondern ein Unglücklicher, der in sein offenbares Verderben rennt.

Das Kleeblatt machte sogleich Front und sperrte Mund und Nase auf. Freilich durfte Jungfer Jette

nicht deutlich mit der Sprache herauskommen und sagen, worin nach ihrer Meinung das Unglück bestehe. Sie machte also nur einige dunkle Andeutungen von betrognen Herzen und verkannten Tugenden und setzte, als das noch nicht recht ziehen wollte, den Trumpf darauf, er habe ihr gestern gesagt, er wolle sich im Walde aufhängen.

— Ich habe es ja gesagt, rief der Herr Postsekretär triumphierend. Also ein Selbstmörder ist er! Und diese Leute läßt man unbewacht rumlaufen. Wir werden Ihnen helfen, diesen Selbstmörder zu bewachen.

— Ach, wenn Sie das thun wollten. Aber er darf mich nicht sehen, sonst wird er gleich ganz wild.

— Fürchten Sie nichts. Wir sind unsrer Aufgabe gewachsen. Der Postsekretär, der einen freien Tag hatte, warf sich sogleich in Zivil, steckte sein eisernes Lineal in den Ärmel und zog mit Vetter Schupprian zusammen los. Jungfer Jette in gemessener Entfernung hinterher.

Inzwischen hatte der Oberlehrer ahnungslos seinen Spaziergang begonnen. Herrliche Luft, herrlicher Morgen. Die Hähne krähten, die Vögel sangen, eine Rotte Spatzen erhob ein großes Geschrei und veranstaltete schon zum frühen Morgen eine Rauferei, bei der die Federn flogen. Dies war übrigens der Passer domesticus oder richtiger die Fringilla domestica — denn er gehörte zu den Fringillinen, wohl zu unterscheiden von seinem rotköpfigen Vetter, der Fringilla montana. Dort nistet auch das Rotschwänzchen (Sylvia titys), und die Bachstelzen haben Flitterwochen und tanzen in der Luft wie Kolibris. Leberecht Laib beobachtete es mit einem gewissen onkelhaften Wohl=

wollen und nicht ohne Wehmut. Das geflügelte Volk, sagte er, ist das Sinnbild der ewigen Jugend, aber mancher Mensch hat — hm! — nie Flügel gehabt. Es giebt auch solche, die hätten wohl einen Flug gewagt, wenn man sie nicht von Jugend auf im Käfig gehalten hätte. Jetzt haben sie die Lockrufe verlernt und fürchten sich draußen. Alter Freund, morgen sitzen wir im Käfig. Tiefer Seufzer. Übrigens ist die Bezeichnung Bachstelze für die Motacilla alba nicht genau zutreffend. Die Bachstelze κατ' ἐξοχήν ist die sulfurea, die Motacilla alba aber heißt besser Haus=, Stein=, Wege=, Quick=, Wackel= oder Wippsterz.

Weiter, weiter! Mit schnellen Schritten ging es dem Walde zu. Der Boden hebt sich in mehreren Hügelwellen, und droben breitet sich der Wald aus, grün und frisch. Hoch über den höchsten Baumwipfeln ziehen ein paar Gabelweihen ihre Kreise. Unserm Oberlehrer that sich das Herz auf. „Wer hat dich, du schöner Wald — übrigens ein Ausläufer des uralisch=karpatischen Landrückens —, aufgebaut so hoch da droben!" so sang er, und dabei versetzte er sich im Geiste in seine Studentenzeit zurück und machte, während er die rechte große Zehe über die linke große Zehe setzte, Lufthiebe, die nur der Kenner für Terzen und Quarten gehalten haben würde.

Auf dem Wege ein paar hundert Schritte zurück kamen Herr Süßmilch und Vetter Schupprian angezogen, ganz in der Ferne lauerte Jungfer Jette. Als jene die Lufthiebe des Oberlehrers sahen, blieben sie erstaunt stehen, und der tapfere Postsekretär lüftete sein eisernes Lineal.

Wieder gab es einen Aufenthalt. Dort saß ein Steinschmätzer (Saxicola oenanthe) stramm wie eine

Schildwache auf seinem Steinhaufen, und dort fand sich ein Gewirr von Brombeeren, Rosen und Weißdorn, eine Wonne für das kleine gefiederte Volk und der Gegenstand der Andacht für den Ornithologen. Da gings munter zu. Der Oberlehrer lauschte andächtig, umschritt das Gestrüpp auf allen Seiten und zog weiter. Die beiden andern immer fünfhundert Schritte hinterher. Als sie an das Gestrüpp gekommen waren, umschritten auch sie es. Aber es war nichts Verdächtiges zu merken.

Der Laie ahnt es nicht, welcher Genuß es ist, sich der schönen Welt als Mann der Wissenschaft zu freuen, besonders wenn man für jede Sache den richtigen Namen und die richtige Stelle im System weiß. Und nun gar im Frühling! Welche köstliche Luft, wie relativ frei von Bakterien und wie reich an Sauerstoff und Ozon. Das Chlorophyll der Blätter in sattem Grün leuchtend. Die Welt wird schöner mit jedem Tag. Auch die Ranunculaceen! Das Leberblümchen (Anemone hepatica Linné), die bescheidne Schwester ihrer berühmtern alpinen Verwandten, und das Himmelschlüsselchen (Primula officinalis) sind schon da. In den Wipfeln der Buchen wirtschaften die Meisen und Finken, das Müllerchen (Sylvia curruca) ruft sein warnendes Tack! Tack! Aus der Ferne tönt der Schlag der Singdrossel oder Zippe (Turdus musicus) und das Trommeln des Spechtes (Picus). Dort sind auch Stare, und dort hört man den Plattmönch. In der Tannengruppe zirpt es fein und scharf; das ist das Goldhähnchen (Regulus cristatus); oder sollte es Parus ater sein? Das muß festgestellt werden. So ging es kreuz und quer durch den Wald — die beiden Wächter in der Ferne immer hinterher, und hinter

diesen in gemessener Entfernung Jungfer Jette. Es wurde warm. Der Oberlehrer setzte sich und legte das Halstuch ab; es ist ein Halstuch gewesen, jetzt aber nicht viel besser als ein Strick. Da klopft etwas an der vor ihm stehenden Eiche (Quercus). Ein Specht. Sogleich war der Oberlehrer wieder auf den Beinen. Sieh, da schaut ja der Kerl hinter dem Stamme hervor. Das ist der Picus major. Hm! nein; stimmt nicht. Der medius ists auch nicht. Aber was ists denn? Der Oberlehrer geht auf den Zehen heran und schreitet mit starr nach oben gerichteten Augen mehrmals um den Baum herum, sein Halstuch in der Hand haltend, denn der fatale Specht will sich durchaus nicht beobachten lassen. — Der Postsekretär und der Vetter waren unbemerkt herangekommen.

— Habe ichs Ihnen nicht gesagt, flüsterte der erstere, es ist entschieden ein Selbstmörder, eben will er sich aufhängen. Da hat er den Strick, und dort sucht er nach dem Zweige.

— Hol mich der Teufel, Sie haben recht, entgegnete der andre.

Jetzt hatte der Oberlehrer eine lichte Stelle in den Blättern gefunden, noch ein Sprung, so konnte er seinen Specht deutlich sehen. In demselben Augenblicke stürzten die beiden Menschenfreunde aus dem Gebüsch heraus. Herr Süßmilch schwang sein eisernes Lineal, und Vetter Schupprian umklammerte Leberecht Laib mit seinen Ökonomenfäusten, daß ihm Hören und Sehen verging.

— Meine Herren!

— Was da Herren! Hier wird nichts geherrtes, hier wird mitgegangen.

— Ich bitte Sie um Gottes willen!

— Sich aufhängen zu dürfen? Nichts da!

— Aber wie kommen Sie auf die Idee?

— Stille! wir wissen alles, kommen Sie nur ganz ruhig mit.

Es half nichts. Leberecht Laib mußte sich wie ein Verbrecher fortschleppen lassen. Unterwegs machte er ein paar gänzlich mißlungne Fluchtversuche und redete so unverständliches Zeug, daß die beiden andern nicht mehr zweifelten, einen Verrückten vor sich zu haben, der einen Selbstmordversuch gemacht habe.

Im Hintergrunde wankte Jungfer Jette heran — händeringend. Das hatte sie nicht gemeint, das hatte sie nicht gedacht. Sie hatte ja nicht ans Aufhängen geglaubt, sondern nur ihre schützende Hand ausbreiten wollen. Und wie wird das enden?

Mitten im Walde steht eine Waldschenke. Früher ists ein Zollhaus gewesen, jetzt fristet ein Wirt darin sein kümmerliches Dasein. Dorthin brachten die beiden Menschenfreunde ihren Gefangnen. Schnell zogen sie den Wirt ins Vertrauen, konfiszierten dem Oberlehrer Halstuch und Taschenmesser und sperrten ihn in den Kutschenschuppen. Darauf setzten sie sich hinter ein Glas Bier und überlegten, was werden solle. Draußen vor dem Kutschenschuppen stand Jungfer Jette und rang die Hände. Die drin sitzenden wußten nicht, was werden solle, und Jungfer Jette wußte es auch nicht, und der Oberlehrer schlug mit den Fäusten gegen das Thor. Der Schlüssel steckte. Ha! ein rettender Gedanke: Jungfer Jette erscheint als Retter in der Not. Sie befreit den Gefangnen und erntet süßen Dank. Schnell that sie das Thor

auf und begrüßte ihren Oberlehrer mit einigen liebevollen Vorwürfen.

So?? sagte der Oberlehrer. Sie versuchte eine konfuse Erklärung zu geben. So??! wiederholte der Oberlehrer, drehte sich um, ließ sie stehen und stiefelte geraden Wegs nach Rainsdorf.

Hierbei hielt er folgenden Monolog: Sooo?? Also soweit ist es gekommen, also so glaubt man dich behandeln zu dürfen, alter Leberecht. Nicht einmal den einen Tag im Jahre läßt man dir. Auch in dieses Heiligtum wagt die Person ihre Nase zu stecken. Und es war ganz gewiß ein Picus tridactylus, eine Seltenheit ersten Ranges. Aber auch die Freude, das Vorkommen dieses seltenen Gastes konstatiert zu haben, müssen sie dir vergällen. Und dann sperrt man dich in den Kutschenschuppen wie einen herrenlosen Hund. Schön! Gut! Wenns denn so sein soll, dann solls auch so sein! Ich schwöre es, jetzt gehe ich hin und thue eine That, die jene Person mit Grausen erfüllen soll. Ich gehe hin und verlobe mich auf dem Flecke mit Oberförsters Rosa.

Und so geschah es. Eine Stunde später war das große Werk vollbracht, zwar etwas kurios und ohne Halstuch, aber der Oberlehrer hatte wirklich und wahrhaftig eine Braut. Du fragst, wie es denn möglich war, daß Rosa den Oberlehrer nahm. Ganz einfach. Rosa war ein verständiges Mädchen, die gelernt hatte, zufrieden zu sein mit dem, was der liebe Gott beschert. Und dann kannte sie auch ihren Leberecht nicht von gestern und wußte, daß in der schrumpligen Schale ein feiner Kern saß, und daß eben nur die Hand der Frau fehlte. Und darin hatte sie recht. Jetzt sieht der Oberlehrer ganz menschlich aus. Aber

freilich, ein L setzt er doch noch über das andre, das hat ihm seine Frau nicht abgewöhnen können.

Als Jungfer Jette erfuhr, was sie angerichtet hatte, machte sie ihrem Oberlehrer eine leidenschaftliche Szene und zog Knall und Fall ab.





12

Wohlthätigkeits-Industrie



Der Leser mag sich darauf gefaßt machen, in dieser Geschichte fast ausschließlich mit ältern Damen und mit ältern jungen Damen zu verkehren. Hier sind gleich zwei Paar: zunächst die Frau Gräfin und die Frau Rätin, und dann Komtesse Thekla und die Lotte. Wir befinden uns in Heringsdorf auf der Strandpromenade.

Die Frau Gräfin war eine verwitwete Gräfin Schlabitz, und zwar aus der reichen Linie. In B. gehörte sie zu einem der vielen christlichen Kreise und war wegen ihrer Wohlthätigkeit allgemein geschätzt und allgemein in Anspruch genommen. Im übrigen lebte sie sehr einfach und kleidete sich mehr als einfach. Was sie hier wieder für ein Kleid anhatte, ist unglaublich; die reine Kutte von einem Stoffe, der an Sackleinwand erinnerte, aber echte schwere Seide war. Sie sah, oberflächlich betrachtet, nach gar nichts aus, bei näherm Zusehen ließen die feinen, etwas

leidenden Züge des Gesichts und ein gewisses müdes Wesen die vornehme Frau erkennen. Nach desto mehr sah die Frau Rätin aus, eine untersetzte lebhafte Dame von energischer Haltung und scharfen, wasserblauen Augen. Jawohl, scharfen, wasserblauen Augen! Sie gehörte demselben Kreise an wie die Frau Gräfin und durfte auf dem von ihr bearbeiteten Gebiete der Vereinswohlthätigkeit zu den Großindustriellen gerechnet werden. Komtesse Thekla war die Nichte der Gräfin, auch eine Schladitz, aber aus der armen Linie. Und die Lotte — nun, das war eben die Lotte, der Adjutant der Frau Rätin — nein wirklich, eine sehr tüchtige Kraft. Ihre häuslichen Verhältnisse waren eigentlich nicht derart — ihre Mutter war eine Postsekretärswitwe, die not hatte, mit ihrer knappen Pension auszukommen. Das über die ersten Jugendjahre bereits hinausgekommne Töchterchen hatte es verstanden, sich in jenen höhern Kreis einzuführen, und wurde dort geduldet, weil sie sich überall nützlich zu machen wußte und demgemäß als „Kraft" verwendet werden konnte. Diesmal hatte sie die Frau Rätin, um Gesellschaft und Hilfe zu haben, mit ins Bad genommen, was für die Lotte sehr angenehm, aber für die alleinstehende Mutter desto übler war. Indes, wer fragte danach, die Mutter hatte diese offenbare Wohlthat anzuerkennen und sich dankbar zu beweisen.

Die Frau Gräfin war gerade am Ende einer längern, in etwas kläglichem Tone vorgetragnen Erörterung angekommen: Man müßte doch mehr thun, schloß sie. Es ist so schwer — und die Not und das Elend sind doch furchtbar. Es giebt in Berlin viertausend — ich weiß nicht —, viertausend oder vierzigtausend Verkäuferinnen.

— Ach ja, die Verkäuferinnen — klang es in zweiter Reihe wieder —, sie sind so nett. Wissen Sie, Komtesse, bei Gräfenstein das junge Mädchen links in der Galerie, sie ist so nett, ich habe sie so sehr gern.

— Man müßte doch hier helfend eingreifen — fuhr die Frau Gräfin fort. — Die großen Verkaufshäuser in Paris senden ihre Verkäuferinnen zur Erholung in Seebäder. Ich dachte an eine Art von Ferienkolonien.

— Frau Gräfin meinen unstreitig ein Verkäuferinnenheim.

— . . . Heim?

— Ja gewiß, ein Haus, einen Gebäudekomplex, eine Anstalt, etwa wie das Kinderheim in Norderney.

— Ich dachte eigentlich an Reiseunterstützungen.

— Unmöglich! Bedenken Sie die Gefahren, denen diese alleinstehenden Personen ausgesetzt sind, bedenken Sie, Frau Gräfin, die furchtbare Verantwortung, diesen Personen Reiseunterstützung zu geben. — Die Frau Gräfin bedachte es und erschrak sichtlich. — Nein, Frau Gräfin, es muß eine unter strenger Kontrolle stehende Anstalt sein.

— Ach ja, ein Verkäuferinnenheim, das ist reizend, tönte es aus dem zweiten Gliede. Bitte, bitte, Frau Gräfin, lassen Sie uns ein Verkäuferinnenheim gründen!

— Sie denken, Lotte, das geht nur gleich so, meinte Komtesse Thekla. Wo wollen Sie denn das Haus hinstellen?

— Komtesse Thekla — erwiderte die Frau Rätin mit dem Tone der Siegesgewißheit —, hierher. Warum nicht hierher? Diese Bäume hier werden wegge-

schlagen, hie dort bleiben für den Park stehen. Das Haus wird dort auf den Hügel gebaut. Es ist eine vortreffliche Lage mit der schönsten Aussicht auf den Strand.

Man bestieg sogleich den Hügel. Die Frau Gräfin, die nicht gewohnt war, in Einzelheiten zu denken, blickte unsicher umher. Desto mehr war die Frau Rätin in ihrem Elemente. Das Projekt stand ihr mit voller Deutlichkeit vor Augen, und so stellte sie sich auf den strategischen Punkt des Platzes und zeichnete den Zukunftsbau mit dem Sonnenschirm. — Ich denke, ein Hauptgebäude und zwei Nebengebäude werden genügen. In das Hauptgebäude kommen die Verwaltungsräume, die Wohnung des Anstaltsgeistlichen und die Zimmer für den Vorstand und die Gönner der Anstalt, in die Seitenflügel die Wohnräume mit vorläufig hundert Betten.

— Und der Versammlungssaal?

— Kommt ins Hauptgebäude — hierher.

— Nicht wahr, und ein Harmonium schaffen wir auch an?

— Natürlich!

— Und bitte, Frau Rätin, ein Kreuz auf die Fassade, ein goldnes Kreuz, das ist so sehr nett.

— Natürlich!

— Und eine Waschküche?

— Natürlich! Die Waschküche legen wir in ein besondres Gebäude mit hohem Schornstein.

— Ach, das wird furchtbar nett.

— Aber Kinder, fiel Komtesse Thekla ein, das wird eine teure Geschichte. Und besonders in Heringsdorf! Ich finde, man könnte das Haus auch an einer billigern Stelle bauen.

— Kein Gedanke. Ich bitte Sie, Verkäuferinnen-haus in Zinnowitz, wie macht sich das! Ich versichere Sie, Komtesse, ich bringe schneller 10000 Mark für Heringsdorf als 2000 für Zinnowitz zusammen.

— Mein Gott, meinte die Frau Gräfin, die Personen können ja auch selber etwas thun.

— Natürlich! Wir richten gleich zwei Arbeits-säle ein; es wäre ja eine Sünde, dem Müßiggang Vorschub zu leisten. Die Pensionärinnen können Strümpfe stricken. Nehmen wir an, hundert Pensionä-rinnen, von denen jede ganz gut in vier Tagen drei Strümpfe stricken kann —

— Erlauben Sie, Frau Rätin, man kann, wenn man fleißig ist, ganz gut in drei Tagen vier Strümpfe stricken.

Hier folgte eine längere Auseinandersetzung, ob drei Strümpfe in vier Tagen oder vier Strümpfe in drei Tagen anzunehmen seien, die letztere Ansicht drang schließlich durch.

— Also nehmen wir an, vier Strümpfe in drei Tagen. Das Pfund Wolle kostet 3 Mk. 60 Pf.; davon kann man vier Paar Strümpfe stricken und am Paar, wenn man es für 1 Mk. 20 Pf. verkauft, 30 Pf. ver-dienen, das macht — 37 Mk. 50 Pf. täglichen Zu-schuß zur Anstaltskasse. Ja, meine Damen, 37 Mk. 50 Pf.

Man blieb stehen und staunte. Die Frau Gräfin hatte von der Berechnung weiter nichts begriffen als die Thatsache, daß man Strümpfe für 1 Mk. 20 Pf. kaufe — unbegreiflich! Sie hatte nie weniger als 1 Mk. 75 Pf. gezahlt, für wirklich ganz gewöhnliche Strümpfe. Wenn man nachgewiesenermaßen von ein Paar Strümpfen 55 Pf. Gewinn haben könne, so sei

ja die Möglichkeit gegeben, aus dem Überschusse Freistellen zu gründen.

Der Gedanke fand Billigung. Auch drang zuletzt die Meinung siegreich durch, daß es bei den gegenwärtigen günstigen Wollpreisen empfehlenswert sei, sogleich zum Ankauf von Wolle zu schreiten.

Man kehrte mit gehobnem Gefühl heim, und die Freude würde vollständig gewesen sein, wenn sich nicht die Regung der Ungeduld eingemischt hätte, daß von dem so wichtigen und segensreichen Werke noch nichts zu sehen war. Und dazu die nicht abzuweisende Frage: Woher nehmen wir das Geld? Doch dies berührte die Frau Rätin am allerwenigsten: Man muß nur den Glauben an eine gute Sache haben.

— Und Zeit — fügte Komtesse Thekla mit harmloser Miene hinzu.

Bei der nächsten Table d'hote lief bereits das geflügelte Wort Verkäuferinnenheim die Reihen entlang. Man fragte, sprach, interessierte sich, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und die Frau Rätin schwamm oben. Nur in der gottlosen Ecke wurden schlechte Witze gemacht und auch die Probiermamsellen einer liebevollen Pflege empfohlen.

Nun war gerade eine Fürstlichkeit am Orte. Eine so günstige Gelegenheit, eine größere Summe für das Unternehmen locker zu machen, durfte man sich nicht entgehen lassen. Die Frau Rätin verfügte bereits über ihre Freundinnen. Allein die Frau Gräfin war zu nichts zu bestimmen, sondern lehnte jede Beteiligung mit einer kühlen Bestimmtheit, die sie sonst nie zeigte, ab. Die Frau Rätin wunderte sich höchlichst, konnte nicht begreifen, fand durchaus nichts dabei und beschloß, selbst ihr Glück zu versuchen. Mit

der unermüdlichen Beharrlichkeit, von der ihr Mann zu Hause ein Lied singen konnte, fand sie Mittel und Wege, anzukommen, vorgestellt zu werden und ihr Anliegen vorzubringen. Durchlaucht waren sehr gnädig. Ein Verkäuferinnenheim, eine so neue und originelle Sache findet immer am ehesten Interesse. Durchlaucht spendeten 50 Mk. und sprachen den menschenfreundlichen und segensreichen Bestrebungen ihre Anerkennung und ihre besten Wünsche aus. Die Frau Rätin schwamm ganz oben. Sie setzte nun noch durch, daß bei der nächsten „Reunion" gesammelt, und daß zum besten der Verkäuferinnen eine Segelpartie veranstaltet wurde, und zog mit Hochgefühl und 104 Mk. heim.

Es ist merkwürdig, wie man sich über das Wichtige in der Welt täuschen kann. Die Frau Rätin hatte sich allen jenen Bestrebungen zugewandt, deren Wichtigkeit in Schrift und Wort gar nicht eindringlich genug betont werden kann, sie hatte sich beteiligt am Missionsnähen, an der Strickschule, an der Diakonie, an der Herberge, am Rettungshause, am Jungfrauenvereine, an den Vereinen gegen die Trunksucht und für entlassene Sträflinge; und in dieser ganzen Reihe von Anstalten, von deren Notwendigkeit sie bisher so überzeugt gewesen war, befand sich kein Heim für Verkäuferinnen, eine Sache, die doch unbedingt verdiente, in den allervordersten Vordergrund gestellt zu werden. Ja, das Verkäuferinnenheim, und dies vor allen andern, mußte die Herzen und Hände in Bewegung setzen. Wie hatte doch Durchlaucht gesagt? Ich beglückwünsche Sie zu der außerordentlich glücklichen Idee. Möge sie bald Verwirklichung finden. Es währte nicht lange, so gab es für die Frau Rätin nur noch das Verkäuferinnenheim.

Hatte die Frau Rätin Unrecht? Als Frau gewiß nicht. Denn es ist das Wesen der Frau, sich ihrer Aufgabe mit liebevoller Einseitigkeit zu widmen. Den Überblick über weitere Gebiete, die Ausgleichung der verschiedenartigen Anforderungen mögen andre besorgen. Wir machen also der Frau Rätin keinen Vorwurf darüber, daß sie in ihrem Verkäuferinnenheim förmlich aufging, ja wir müssen ein gewisses Talent, ihren Ideen einen Massenumsatz zu verschaffen und Personen und Dinge zu beherrschen, anerkennen.

Aber einer mußte nun die wohl vorbereitete Sache in Gang bringen, und dieser eine konnte niemand anders als der Herr Hauptpastor sein. Der Herr Hauptpastor war zwar überladen mit Arbeit, hatte andre Aufgaben in Hülle und Fülle, hatte sich auch einigermaßen skeptisch über die Sache ausgesprochen (unbegreiflich! unglaublich!), es half aber nichts. Eben setzte die Frau Rätin zum siebenten male an, um ihn zu bestimmen, eine Versammlung zu berufen und darin den Vorsitz zu führen.

Sie traf bei dem Herrn Hauptpastor gerade die Frau Gräfin, die seit Heringsdorf einige Monate in Schlesien bei Verwandten gewesen war, die Verkäuferinnen gänzlich vergessen hatte und ihre alte Melodie sang: Das ist eben das besonders Schwere, man möchte doch so gern für die andern etwas sein, und man müßte doch mehr thun. Obwohl der Herr Hauptpastor versprochen hatte, jetzt zu allererst an das Verkäuferinnenheim zu denken, so hatte er doch die Verkäuferinnensache gänzlich vergessen und empfahl der Mildherzigkeit der Frau Gräfin seine Lieblingsmission unter den Hottentotten. In diesem Augenblicke rauschte die Frau Rätin, erfüllt von ihrer Aufgabe, herein,

hörte das letzte Wort von den Hottentotten, durchschaute die Lage und machte Augen so groß wie Kaffeetassen. Dem Herrn Hauptpastor und der Frau Gräfin fielen alle ihre Sünden ein. Die Frau Rätin sagte kein Wort, aber sie benutzte ihren Sieg so gründlich, daß sie den Herrn Pastor und die Frau Gräfin endgiltig an ihre Sache fesselte. Am andern Tage lief ein Vereinsbote mit einem Einladungsschreiben in der Stadt herum.

Hat der geneigte Leser je einer Damensitzung mit beigewohnt? Wohl schwerlich. Wie soll ich eine solche Damensitzung beschreiben? Vielleicht kennt der Leser den Zackenfall oder einen Wasserfall der Sächsischen Schweiz. Da wird von Zeit zu Zeit der Schützen über dem Falle aufgezogen, ein Wassersturz bricht hervor, schäumt um alle Steine und Klippen und verläuft sich dann mit Murmeln. So ungefähr gehen die einzelnen Momente einer Damensitzung vorüber, und so verlief auch die Sitzung, in der der Verein zur Gründung eines Heims für bedürftige Verkäuferinnen zustande kam.

Es waren gerade dreißig Damen versammelt; der Herr Hauptpastor und der Herr Diakonus waren die beiden einzigen männlichen Wesen. Zunächst gab es einen lang ausgedehnten „Ständer"; man unterhielt sich mit großer Lebhaftigkeit, und es schien, als ob dies der eigentliche Zweck der Versammlung wäre. Endlich, nach langem Warten forderte der Herr Hauptpastor die verehrten Damen auf, Platz zu nehmen. Es geschah dies auch nach und nach, aber das vorschriftsmäßige Stillschweigen trat erst ein, als die Frau Generalin, eine alte Dame, die in verschiednen Frauenvereinen den Vorsitz führte, sich

ernstlich räusperte, auf den Tisch pochte und die verehrten Damen mit Strenge ansah.

Der Herr Hauptpastor eröffnete die Sitzung in etwas kühler, geschäftsmäßiger Weise. Er hatte sich unbegreiflicherweise noch immer nicht für den „Jammer und das Elend“ der Verkäuferinnen erwärmen können, auch lag ihm bereits die Trauerrede im Kopfe, die er eine halbe Stunde später zu halten hatte. So kam er denn über ein paar allgemein einleitende Gedanken bald zur Sache der „Not der Verkäuferinnen.“

Hier wandte sich jede der Damen an ihre Nachbarin, und der Zackenfall ward frei: Verkäuferinnen — ja, sie sind sehr zu beklagen.

— Ach, das ist ja so nett.

— Sind das nur die Konfektioneusen oder auch die Verkäuferinnen in den Konditoreien?

— Natürlich.

— Ach, Verkäuferinnen!

— Habe davon gehört.

— Seine Durchlaucht, der Fürst.

— Ganz entschieden.

— Überhaupt die Verkäuferinnen — und so weiter in infinitum. Der Herr Diakonus protokollierte. Nachdem der Strom verronnen war, nahm der Herr Hauptpastor wieder das Wort und schloß mit dem „Projekt“ in Heringsdorf.

— Heringsdorf.

— Ach, Heringsdorf.

— Vortrefflicher Strand.

— Sehr gehoben in letzter Zeit.

— Kurhaus sehr anständig.

— War diesen Herbst in Norderney.

— Kennen Sie Wüstenort? Neu endeckt — beispiellos billig.

— Überhaupt die Seebäder u. s. w.

In solchen Schritten bewegte sich die Verhandlung vorwärts. Da der Gegenstand der Verhandlung schon zuvor allgemein bekannt, besprochen und gebilligt war, so machte es keine Schwierigkeiten, die Gründung eines Vereins für das Verkäuferinnenheim in Heringsdorf fertig zu bringen. Sämtliche dreißig Damen traten in den Vorstand ein. Der Herr Diakonus ward Schatzmeister.

Jetzt war der große Augenblick der Frau Rätin gekommen. Sie brachte ihre 104 Mark vor und legte sie unter ausführlicher Wiedergabe der Worte Seiner Durchlaucht auf dem Tische des Hauses nieder. Sensation. Der Herr Diakonus trat in Thätigkeit und schrieb auf ein neues Blatt seines Notizbuches 104 Mark.

Nachdem sich auch dieser Sturm gelegt hatte, trat die Frage in den Vordergrund, wie das Geld zu verwenden sei. Die Frau Gräfin kam schüchtern mit ihrer Wolle an, fand aber kein Gehör. Vielmehr drang der Beschluß durch, von der projektierten Anstalt eine Zeichnung anfertigen zu lassen. Hierbei wurde in erster Linie der Baurat Herr Konstantin Schindemüller genannt.

— Ach ja, der liebe Baurat wird uns gewiß einen Plan machen.

— Habe ihn so gern.

— Ist er denn tüchtig?

— Gewiß.

— Die schönen blonden Haare! — Ich mag überhaupt die Künstler so gern — und so weiter.

— Wenn wir aber mit dem Gelde nicht reichen?

— So machen wir in Gottes Namen Schulden, sagte Komtesse Thekla.

Daß die gute Komtesse ihre Zunge so wenig beherrschen konnte! Man traute ihr so wie so nicht recht und nahm sie nicht für ganz voll. Sie soll ja — man sagt ja — sie habe in Pommern mit Husarenoffizieren — Schlittenpartien gemacht.

Der Auftrag an den Herrn Baurat wurde dann auch gegeben: Wissen Sie, lieber Herr Baurat — so ein bischen gemalt mit Hintergrund. Grundriß — natürlich. Bauanschlag — wenn Sie meinen, daß der nötig ist?

Nach gemessener Zeit liefen denn auch die Zeichnungen ein, vier Blatt auf Elefantenpapier, wahre Kunstwerke, und die Fassade — entzückend. Besonders die Umgebung und das Meer — reizend. Die Spezialität des Herrn Baurats war frühgotischer Stil, Übergang aus dem Romanischen ins Gotische. Das Heim wurde also auch in diesem Stile projektiert, und die Baukosten entsprachen dem Projekte — 200000 Mark. Ein wenig viel freilich, aber wenn man einmal etwas unternimmt, muß es auch gut gemacht werden.

Zum Schlusse kam die Rechnung zu Tage. Sie betrug 304 Mark. Maßloses Erstaunen. Nein aber! Das war ja schändlich von diesem Baurat; man hatte sich in ihm und seinen blonden Haaren grausam getäuscht. Man hatte angenommen, daß es ihm eine Freude sein werde, für die „gute Sache“ umsonst zu arbeiten (er hatte in der That auch nur seine „baren Auslagen“ berechnet) — aber 304 Mark! Unerhört!

Man war also jetzt in der Lage, Schulden decken

zu müssen. Das hatte aber auch seinen Vorteil, insofern, als die Bitte um Beihilfe nun eine größere Dringlichkeit annehmen durfte.

Der Herr Hauptprediger war natürlich Vorsitzender des Vereins geworden, das heißt, er hatte vorkommendenfalls zu repräsentieren; die Frau Rätin hatte das Schriftführeramt übernommen und war der eigentliche Vorsitzende, die Seele der Sache, die Unruhe in der Uhr. Sie war in der That unverwüstlich im Laufen, Drängeln und Prankeln. Wer ihr in die Nähe kam, entging der Aufforderung zu einem Beitrage für das Verkäuferinnenheim nicht. Der Vorstand und die ihm nahestehenden Freunde mußten zuerst daran, aber es galt ja ein großes Unternehmen, für das die weitesten Kreise zu erwärmen waren. Die Frau Rätin verstand es ausgezeichnet, die jüngern „Kräfte“ anzustellen, und so hatte sie eine Art Leibgarde, die sie unermüdlich in der Stadt herumhetzte.

— Lotte, sehen Sie mal, ich habe hier ein paar Namen aufgeschrieben. Ich mache Sie ganz besonders auf Baron Großkopf aufmerksam. Er ist sehr reich und muß mindestens dreißig Mark geben. Hören Sie, Lotte, mindestens dreißig Mark.

— Baron Großkopf ist ja aber unverheiratet. Ich kann doch unmöglich einen unverheirateten Mann besuchen.

— Warum denn nicht? Für eine gute Sache ist das ganz gleich.

— Aber Mama sagt, es sei unweiblich, und man dürfe auch für eine gute Sache nichts Unschickliches thun.

— Ja, wenn freilich Ihre Frau Mama bestimmen

ja die Möglichkeit gegeben, aus dem Überschusse Freistellen zu gründen.

Der Gedanke fand Billigung. Auch drang zuletzt die Meinung siegreich durch, daß es bei den gegenwärtigen günstigen Wollpreisen empfehlenswert sei, sogleich zum Ankauf von Wolle zu schreiten.

Man kehrte mit gehobnem Gefühl heim, und die Freude würde vollständig gewesen sein, wenn sich nicht die Regung der Ungeduld eingemischt hätte, daß von dem so wichtigen und segensreichen Werke noch nichts zu sehen war. Und dazu die nicht abzuweisende Frage: Woher nehmen wir das Geld? Doch dies berührte die Frau Rätin am allerwenigsten: Man muß nur den Glauben an eine gute Sache haben.

— Und Zeit — fügte Komtesse Thekla mit harmloser Miene hinzu.

Bei der nächsten Table d'hote lief bereits das geflügelte Wort Verkäuferinnenheim die Reihen entlang. Man fragte, sprach, interessierte sich, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und die Frau Rätin schwamm oben. Nur in der gottlosen Ecke wurden schlechte Witze gemacht und auch die Probiermamsellen einer liebevollen Pflege empfohlen.

Nun war gerade eine Fürstlichkeit am Orte. Eine so günstige Gelegenheit, eine größere Summe für das Unternehmen locker zu machen, durfte man sich nicht entgehen lassen. Die Frau Rätin verfügte bereits über ihre Freundinnen. Allein die Frau Gräfin war zu nichts zu bestimmen, sondern lehnte jede Beteiligung mit einer kühlen Bestimmtheit, die sie sonst nie zeigte, ab. Die Frau Rätin wunderte sich höchlichst, konnte nicht begreifen, fand durchaus nichts dabei und beschloß, selbst ihr Glück zu versuchen. Mit

der unermüdlichen Beharrlichkeit, von der ihr Mann zu Hause ein Lied singen konnte, fand sie Mittel und Wege, anzukommen, vorgestellt zu werden und ihr Anliegen vorzubringen. Durchlaucht waren sehr gnädig. Ein Verkäuferinnenheim, eine so neue und originelle Sache findet immer am ehesten Interesse. Durchlaucht spendeten 50 Mk. und sprachen den menschenfreundlichen und segensreichen Bestrebungen ihre Anerkennung und ihre besten Wünsche aus. Die Frau Rätin schwamm ganz oben. Sie setzte nun noch durch, daß bei der nächsten „Reunion“ gesammelt, und daß zum besten der Verkäuferinnen eine Segelpartie veranstaltet wurde, und zog mit Hochgefühl und 104 Mk. heim.

Es ist merkwürdig, wie man sich über das Wichtige in der Welt täuschen kann. Die Frau Rätin hatte sich allen jenen Bestrebungen zugewandt, deren Wichtigkeit in Schrift und Wort gar nicht eindringlich genug betont werden kann, sie hatte sich beteiligt am Missionsnähen, an der Strickschule, an der Diakonie, an der Herberge, am Rettungshause, am Jungfrauenvereine, an den Vereinen gegen die Trunksucht und für entlassene Sträflinge; und in dieser ganzen Reihe von Anstalten, von deren Notwendigkeit sie bisher so überzeugt gewesen war, befand sich kein Heim für Verkäuferinnen, eine Sache, die doch unbedingt verdiente, in den allervordersten Vordergrund gestellt zu werden. Ja, das Verkäuferinnenheim, und dies vor allen andern, mußte die Herzen und Hände in Bewegung setzen. Wie hatte doch Durchlaucht gesagt? Ich beglückwünsche Sie zu der außerordentlich glücklichen Idee. Möge sie bald Verwirklichung finden. Es währte nicht lange, so gab es für die Frau Rätin nur noch das Verkäuferinnenheim.

Hatte die Frau Rätin Unrecht? Als Frau gewiß nicht. Denn es ist das Wesen der Frau, sich ihrer Aufgabe mit liebevoller Einseitigkeit zu widmen. Den Überblick über weitere Gebiete, die Ausgleichung der verschiedenartigen Anforderungen mögen andre besorgen. Wir machen also der Frau Rätin keinen Vorwurf darüber, daß sie in ihrem Verkäuferinnenheim förmlich aufging, ja wir müssen ein gewisses Talent, ihren Ideen einen Massenumsatz zu verschaffen und Personen und Dinge zu beherrschen, anerkennen.

Aber einer mußte nun die wohl vorbereitete Sache in Gang bringen, und dieser eine konnte niemand anders als der Herr Hauptpastor sein. Der Herr Hauptpastor war zwar überladen mit Arbeit, hatte andre Aufgaben in Hülle und Fülle, hatte sich auch einigermaßen skeptisch über die Sache ausgesprochen (unbegreiflich! unglaublich!), es half aber nichts. Eben setzte die Frau Rätin zum siebenten male an, um ihn zu bestimmen, eine Versammlung zu berufen und darin den Vorsitz zu führen.

Sie traf bei dem Herrn Hauptpastor gerade die Frau Gräfin, die seit Heringsdorf einige Monate in Schlesien bei Verwandten gewesen war, die Verkäuferinnen gänzlich vergessen hatte und ihre alte Melodie sang: Das ist eben das besonders Schwere, man möchte doch so gern für die andern etwas sein, und man müßte doch mehr thun. Obwohl der Herr Hauptpastor versprochen hatte, jetzt zu allererst an das Verkäuferinnenheim zu denken, so hatte er doch die Verkäuferinnensache gänzlich vergessen und empfahl der Mildherzigkeit der Frau Gräfin seine Lieblingsmission unter den Hottentotten. In diesem Augenblicke rauschte die Frau Rätin, erfüllt von ihrer Aufgabe, herein,

hörte das letzte Wort von den Hottentotten, durchschaute die Lage und machte Augen so groß wie Kaffeetassen. Dem Herrn Hauptpastor und der Frau Gräfin fielen alle ihre Sünden ein. Die Frau Rätin sagte kein Wort, aber sie benutzte ihren Sieg so gründlich, daß sie den Herrn Pastor und die Frau Gräfin endgiltig an ihre Sache fesselte. Am andern Tage lief ein Vereinsbote mit einem Einladungsschreiben in der Stadt herum.

Hat der geneigte Leser je einer Damensitzung mit beigewohnt? Wohl schwerlich. Wie soll ich eine solche Damensitzung beschreiben? Vielleicht kennt der Leser den Zackenfall oder einen Wasserfall der Sächsischen Schweiz. Da wird von Zeit zu Zeit der Schützen über dem Falle aufgezogen, ein Wassersturz bricht hervor, schäumt um alle Steine und Klippen und verläuft sich dann mit Murmeln. So ungefähr gehen die einzelnen Momente einer Damensitzung vorüber, und so verlief auch die Sitzung, in der der Verein zur Gründung eines Heims für bedürftige Verkäuferinnen zustande kam.

Es waren gerade dreißig Damen versammelt; der Herr Hauptpastor und der Herr Diakonus waren die beiden einzigen männlichen Wesen. Zunächst gab es einen lang ausgedehnten „Ständer"; man unterhielt sich mit großer Lebhaftigkeit, und es schien, als ob dies der eigentliche Zweck der Versammlung wäre. Endlich, nach langem Warten forderte der Herr Hauptpastor die verehrten Damen auf, Platz zu nehmen. Es geschah dies auch nach und nach, aber das vorschriftsmäßige Stillschweigen trat erst ein, als die Frau Generalin, eine alte Dame, die in verschiednen Frauenvereinen den Vorsitz führte, sich

ernstlich räusperte, auf den Tisch pochte und die verehrten Damen mit Strenge ansah.

Der Herr Hauptpastor eröffnete die Sitzung in etwas kühler, geschäftsmäßiger Weise. Er hatte sich unbegreiflicherweise noch immer nicht für den „Jammer und das Elend" der Verkäuferinnen erwärmen können, auch lag ihm bereits die Trauerrede im Kopfe, die er eine halbe Stunde später zu halten hatte. So kam er denn über ein paar allgemein einleitende Gedanken bald zur Sache der „Not der Verkäuferinnen."

Hier wandte sich jede der Damen an ihre Nachbarin, und der Zackenfall ward frei: Verkäuferinnen — ja, sie sind sehr zu beklagen.

— Ach, das ist ja so nett.

— Sind das nur die Konfektioneusen oder auch die Verkäuferinnen in den Konditoreien?

— Natürlich.

— Ach, Verkäuferinnen!

— Habe davon gehört.

— Seine Durchlaucht, der Fürst.

— Ganz entschieden.

— Überhaupt die Verkäuferinnen — und so weiter in infinitum. Der Herr Diakonus protokollierte. Nachdem der Strom verronnen war, nahm der Herr Hauptpastor wieder das Wort und schloß mit dem „Projekt" in Heringsdorf.

— Heringsdorf.

— Ach, Heringsdorf.

— Vortrefflicher Strand.

— Sehr gehoben in letzter Zeit.

— Kurhaus sehr anständig.

— War diesen Herbst in Norderney.

— Kennen Sie Wüstenort? Neu endeckt — beispiellos billig.

— Überhaupt die Seebäder u. s. w.

In solchen Schritten bewegte sich die Verhandlung vorwärts. Da der Gegenstand der Verhandlung schon zuvor allgemein bekannt, besprochen und gebilligt war, so machte es keine Schwierigkeiten, die Gründung eines Vereins für das Verkäuferinnenheim in Heringsdorf fertig zu bringen. Sämtliche dreißig Damen traten in den Vorstand ein. Der Herr Diakonus ward Schatzmeister.

Jetzt war der große Augenblick der Frau Rätin gekommen. Sie brachte ihre 104 Mark vor und legte sie unter ausführlicher Wiedergabe der Worte Seiner Durchlaucht auf dem Tische des Hauses nieder. Sensation. Der Herr Diakonus trat in Thätigkeit und schrieb auf ein neues Blatt seines Notizbuches 104 Mark.

Nachdem sich auch dieser Sturm gelegt hatte, trat die Frage in den Vordergrund, wie das Geld zu verwenden sei. Die Frau Gräfin kam schüchtern mit ihrer Wolle an, fand aber kein Gehör. Vielmehr drang der Beschluß durch, von der projektierten Anstalt eine Zeichnung anfertigen zu lassen. Hierbei wurde in erster Linie der Baurat Herr Konstantin Schindemüller genannt.

— Ach ja, der liebe Baurat wird uns gewiß einen Plan machen.

— Habe ihn so gern.

— Ist er denn tüchtig?

— Gewiß.

— Die schönen blonden Haare! — Ich mag überhaupt die Künstler so gern — und so weiter.

— Wenn wir aber mit dem Gelde nicht reichen?

— So machen wir in Gottes Namen Schulden, sagte Komtesse Thekla.

Daß die gute Komtesse ihre Zunge so wenig beherrschen konnte! Man traute ihr so wie so nicht recht und nahm sie nicht für ganz voll. Sie soll ja — man sagt ja — sie habe in Pommern mit Husarenoffizieren — Schlittenpartien gemacht.

Der Auftrag an den Herrn Baurat wurde dann auch gegeben: Wissen Sie, lieber Herr Baurat — so ein bischen gemalt mit Hintergrund. Grundriß — natürlich. Bauanschlag — wenn Sie meinen, daß der nötig ist?

Nach gemessener Zeit liefen denn auch die Zeichnungen ein, vier Blatt auf Elefantenpapier, wahre Kunstwerke, und die Fassade — entzückend. Besonders die Umgebung und das Meer — reizend. Die Spezialität des Herrn Baurats war frühgotischer Stil, Übergang aus dem Romanischen ins Gotische. Das Heim wurde also auch in diesem Stile projektiert, und die Baukosten entsprachen dem Projekte — 200000 Mark. Ein wenig viel freilich, aber wenn man einmal etwas unternimmt, muß es auch gut gemacht werden.

Zum Schlusse kam die Rechnung zu Tage. Sie betrug 304 Mark. Maßloses Erstaunen. Nein aber! Das war ja schändlich von diesem Baurat; man hatte sich in ihm und seinen blonden Haaren grausam getäuscht. Man hatte angenommen, daß es ihm eine Freude sein werde, für die „gute Sache“ umsonst zu arbeiten (er hatte in der That auch nur seine „baren Auslagen“ berechnet) — aber 304 Mark! Unerhört!

Man war also jetzt in der Lage, Schulden decken

zu müssen. Das hatte aber auch seinen Vorteil, insofern, als die Bitte um Beihilfe nun eine größere Dringlichkeit annehmen durfte.

Der Herr Hauptprediger war natürlich Vorsitzender des Vereins geworden, das heißt, er hatte vorkommendenfalls zu repräsentieren; die Frau Rätin hatte das Schriftführeramt übernommen und war der eigentliche Vorsitzende, die Seele der Sache, die Unruhe in der Uhr. Sie war in der That unverwüstlich im Laufen, Drängeln und Prankeln. Wer ihr in die Nähe kam, entging der Aufforderung zu einem Beitrage für das Verkäuferinnenheim nicht. Der Vorstand und die ihm nahestehenden Freunde mußten zuerst daran, aber es galt ja ein großes Unternehmen, für das die weitesten Kreise zu erwärmen waren. Die Frau Rätin verstand es ausgezeichnet, die jüngern „Kräfte" anzustellen, und so hatte sie eine Art Leibgarde, die sie unermüdlich in der Stadt herumhetzte.

— Lotte, sehen Sie mal, ich habe hier ein paar Namen aufgeschrieben. Ich mache Sie ganz besonders auf Baron Großkopf aufmerksam. Er ist sehr reich und muß mindestens dreißig Mark geben. Hören Sie, Lotte, mindestens dreißig Mark.

— Baron Großkopf ist ja aber unverheiratet. Ich kann doch unmöglich einen unverheirateten Mann besuchen.

— Warum denn nicht? Für eine gute Sache ist das ganz gleich.

— Aber Mama sagt, es sei unweiblich, und man dürfe auch für eine gute Sache nichts Unschickliches thun.

— Ja, wenn freilich Ihre Frau Mama bestimmen

will, was für das Verkäuferinnenheim zu geschehen habe und was nicht, dann sind wir überflüssig.

— Aber ich kann doch nicht — die Lotte war nahe am Weinen.

— Sie können, und Sie gehen. Ich begreife nicht, Sie gehen ja nicht als Mensch. — Es half nichts, die Lotte mußte gehen. Sie ging auch und brachte richtig ihre dreißig Mark mit.

So dauerte es nicht lange, bis das Defizit gedeckt und wieder ein ansehnlicher Betrag gesammelt war. Leider fand der Fortgang der Sache im Schoße des Vorstandes selbst Schwierigkeiten. Die gute Gräfin, die nicht die Gabe besaß, große Aufgaben zu begreifen, kam mit dem Antrage, einer armen Verkäuferin, die geschwollene Füße und Neigung zur Schwindsucht hatte, eine Beihilfe aus der Vereinskasse zu zahlen. Sie fand damit so viel Anklang, daß es des Aufgebots der ganzen Energie der Frau Rätin bedurfte, um eine Ablehnung durchzusetzen. Wenn die 200000 Mk. gesammelt sind, wenn das Haus gebaut, wenn die feierliche Eröffnung geschehen ist, dann wird man erwägen können, was für die Verkäuferinnen geschehen soll. Bis dahin giebt es nichts.

War dieser Sturm glücklich abgeschlagen, so wollte es nicht gelingen mit einem andern, gefährlicheren. Es galt einen Gelegenheitskauf. Alle Gelegenheitskäufe haben etwas überaus verlockendes für ein weibliches Gemüt. Kaufen kann jeder, aber bei gegebner Gelegenheit billig kaufen, darin zeigt sich das wirtschaftliche Talent. Nun war die Gelegenheit geboten, ein Stück Land nebst Gebäuden zu kaufen, zwar nicht in Heringsdorf, sondern irgendwo anders, zwar nicht am Strande, sondern eine halbe Meile

davon. Es war ein alter verschuldeter und verfallener Krug, nebst einigen Dutzend Morgen Land, das heißt Sand und Heide. Man debattierte bis zur Erschöpfung, ob dieses Grundstück anzukaufen sei oder nicht, ob man mit etwas Vollendetem in die Erscheinung treten wolle oder mit Kleinem den Anfang machen. Den Ausschlag gab der Umstand, der zum Schlusse zu Tage kam, daß der Krug unter Privatzustimmung einer Anzahl von Damen bereits gekauft war, und daß jetzt nur noch übrig blieb, die vollendete Thatsache anzuerkennen. Die Frau Rätin war außer sich, aber sie war klug genug, nachzugeben, um nicht die Zügel gänzlich aus der Hand zu verlieren; sie hoffte auch, die Sache doch noch nach ihrem Willen zu wenden. Der Preis war niedrig; 15000 Mk. für das ganze Grundstück war, nach Stadtpreisen berechnet, lächerlich billig. Daß das Haus eine halbe Meile vom Strande lag, mochte auch noch gehen, den Personen war es ganz gesund, eine Promenade zu machen, aber daß der schöne Plan für 304 Mk. verworfen werden sollte, ging doch unmöglich. „Demütig anfangen" — wenn doch der gute Herr Hauptpastor sich nicht in Dinge mischen wollte, die er nicht versteht. Für eine demütige Sache giebt heutzutage kein Mensch etwas. Es muß großartig sein, es muß nach etwas aussehen. — „Ob man ein Liebeswerk oder eine Gründung vorhabe?" — Beides, lieber Herr Hauptpastor. Wir leben nicht im Mittelalter, sondern im neunzehnten Jahrhundert. Auch Liebeswerke müssen eine zeitgemäße Form haben. Das waren die Gedanken, denen die Frau Rätin in den nächsten Cafés den mannigfaltigsten Ausdruck verlieh.

Die Hälfte des Betrages konnte als Hypothek

stehen bleiben, die andre Hälfte mußte binnen kurzer Zeit geschafft werden. Da hatte man Grund genug, die Mildherzigkeit durch ergreifende Hilfs- und Notschreie anzurufen. Schon wurde das Sammeln epidemisch, da fuhr die Polizei mit einer Verfügung dazwischen, daß das Sammeln von Hauskollekten ohne Zustimmen des Oberpräsidenten der Provinz untersagt sei. Der Vorstand trat zusammen und verwunderte sich grenzenlos über diese Polizei. Der Polizei könne es doch ganz gleichgiltig sein, wer etwas zu einem guten Zwecke gebe und wer nicht. Das komme aber nur daher, daß die Frau Polizeirätin nicht zum Beitritt in den Vorstand aufgefordert worden sei. Man beschloß, beim Oberpräsidenten die Erlaubnis für eine wirkliche Hauskollekte zu erbitten. Die Antwort lautete, der Oberpräsident könne die Erlaubnis nicht erteilen, da das Bedürfnis nicht nachgewiesen sei. Vierzigtausend Verkäuferinnen, und kein Bedürfnis! Der Vorstand versammelte sich und verwunderte sich maßlos über diesen Oberpräsidenten.

Was war nun zu thun? Der letzte Rettungsanker in allen Geldnöten ist der „Bazar." Er ist ein ausgezeichnetes Mittel, Geld in Umsatz zu bringen. Was irgend ein Menschenherz bewegen kann, Schönheit, Überredung, Gewinn, Tugend, alles wirkt zusammen, um wahrhaft großartige Erfolge zu erzielen. Der Bazar ist wie eine Presse mit vier Paar Walzen. Von mindestens zwei Paar wird jeder gegriffen, wer aber auch nur einige „Distinktion" besitzt, muß durch alle Getriebe. Erstens müssen Beiträge zum Verkauf gegeben werden. Hierbei sind auch die sonst nicht sehr freigebigen Geschäftsleute zu fassen; denn diese begreifen, daß sie, wenn sie sich weigern, etwas für

den Bazar zu stiften, leicht eine angesehene Kundschaft verlieren. Da ist zweitens das Eintrittsgeld. Das trifft alle, gute und böse, am meisten aber die Herren Leutnants, die der Meinung sind, ihre Mark sowohl genußreicher als auch eleganter am Büffet loswerden zu können. Drittens muß gekauft werden, ein nobile officium, und zwar muß man Dinge kaufen, die schlechterdings gar keinen Zweck haben, nicht das, was man braucht oder haben möchte, sondern was die liebenswürdigen Verkäuferinnen einem aufschwatzen. Man glaubt gar nicht, wie da die Zehnmarkstücke davonfliegen. Viertens kommen noch Lotterien hinzu, von denen einem so viele Lose in die Tasche gestopft werden, daß man ein paar Jahre daran genug hätte. Aber was thut man nicht für die „gute Sache," noch dazu, wenn man dabei so freundlich gestreichelt wird!

Kein Wunder, daß die Frau Rätin ihre scharfen Augen auf diese Einnahmequelle richtete. Wenn sie berechnete, daß jährlich drei bis vier Bazare gehalten wurden, und daß jeder derselben fünftausend Mark abwarf, so konnte man in drei Jahren getrost mit dem Bau beginnen, in fünf Jahren stand das Verkäuferinnenheim fertig da, und die bessere Zeit mußte anbrechen.

Der Bazar gelang, ja der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Es war etwas dem ähnliches noch nicht dagewesen. Drei Tapezierer und zwei Gärtner hatten alles herzugeschleppt, was sie besaßen, die Regimentsmusik hatte täglich gespielt, die jungen Mädchen hatten sich an — wie sollen wir sagen — an Liebenswürdigkeit selbst übertroffen; nach dem Takte der Musik war das Geld nur so herzugeflogen. Komtesse Thekla hatte am Büffet Punsch geschenkt und mit den Herren

Stabsoffizieren scharmiert, und die Lotte war wie ein gehetzter Hase im Saale herumgeflogen. Die Pläne des Herrn Baurat waren ausgestellt gewesen und wurden mit Stolz gezeigt. Eine junge Dame hatte des Kontrastes wegen den Dünenkrug in Wasserfarben gemalt und daneben gehängt, und in der That, der Gegensatz war großartig.

Aber noch war alles von dem Hochgefühl des Erfolges erfüllt, da mischten sich einige bittere Tropfen in den Freudenkelch. Es zeigte sich, daß die Unkosten ganz gewaltig gewesen waren, und daß der bessere Teil der Einnahmen von den Unkosten verschlungen wurde. Noch hoffte man bei künftigen Bazaren billiger wegkommen zu können, nachdem man Lehrgeld gezahlt hatte, da trat ein vollendeter Krach ein und machte die Wiederholung eines Bazars zur Unmöglichkeit.

Es hatte eine junge Dame an den Verkaufsständen mitgewirkt, die niemand kannte. Es war und blieb auch ein finsteres Geheimnis, wer diese Dame eingeführt hatte, da sich der Übelthäter wohl hütete, sich zu melden. Der Herr Diakonus hatte sie für die Tochter des Generals gehalten und ihr einige zarte Aufmerksamkeit erwiesen. Später hatten die Herren Offiziere den Stand belagert und ihre Galanterien angebracht. Und wirklich war die junge Dame ganz besonders hübsch, fein und unterhaltend gewesen; sie hatte auch die allerbesten Geschäfte gemacht. Man hatte schon während des Bazars gemunkelt, und jetzt kam es zu Tage, daß die Unbekannte eine Verkäuferin bei Schütz u. Komp. gewesen war. Allgemeines Entsetzen — eine Verkäuferin unter den Töchtern der besten Gesellschaft! Und dabei hatte sie den größten Erfolg gehabt und andre verdunkelt, hatte den Herrn

Diakonus, den die ältern jungen Damen als ihr besondres Eigentum betrachteten, verführt und mit den Herren Leutnants auf die unanständigste Weise kokettiert.

— Nein, alles, was recht ist, entgegnete Komtesse Thekla, sie hat sich durchaus anständig betragen.

— Aber diese Person —

— Was wollt ihr denn, ihr wollt euch doch der Verkäuferinnen annehmen — da habt ihr ja gleich eine.

— Ach, das ist doch was ganz andres.

In der nächsten Sitzung machte man der Frau Rätin die bittersten Vorwürfe. Sie war an allem schuld gewesen, sie hatte den Bazar gewollt und durchgesetzt, man hatte gleich seine Bedenken gehabt und nur nachgegeben, weil die sechstausend Mark geschafft werden mußten, und weil man keinen andern Ausweg aus der Not fand, aber nie und nimmer durften die wohlgezognen Töchter guter Häuser wieder in solche Lage gebracht werden, mit Verkäuferinnen zu konkurrieren.

Die Frau Rätin blieb die Antwort nicht schuldig, die Sitzung ging in die Brüche, und die Angegriffne zog sich grollend zurück.

Was nun? Es ist nicht gut, wenn Personen von großer Bedeutung zu unumschränkt herrschen, sie lassen Kräfte von andrer Art neben sich nicht zur Entfaltung kommen. Als die Frau Rätin verschwunden war, fing Fräulein Ida Schraps an, ihre Eigenart zu entwickeln. Sie galt in ihrem Kreise für eine Dichterin, auch war bekannt, daß sie unter dem Namen Bruno von Walden die Feuilletons verschiedner Zeitungen mit Heiratsgeschichten versorgte. Sie war übrigens die jüngste von fünf Schwestern, die die klangvollen Namen Hulda, Olga, Selma, Laura und Ida Schraps hatten und

die Eigentümlichkeit besaßen, daß sie sämtlich zugleich aufzutreten und zu sprechen pflegten. Fräulein Ida Schraps hatte sich schon früher für das Verkäuferinnenheim interessiert, hatte Zeitungsberichte geschrieben, hatte für den Bazar einundfünfzig sinnige Sprüche gedichtet, die den Saal und die Verkaufsstände zierten, und die Schwestern Schraps waren nicht müde geworden, in geschlossener Gruppe durch den Saal zu ziehen und die Sprüche zu bewundern. Sie hatte auch schon immer auf die Macht der Presse hingewiesen. Man müsse die Presse interessieren, man müsse Aufrufe in die großen und vielgelesenen Blätter bringen, man müsse vor allen Dingen alles thun, um bekannt zu werden. Es gelte eine Aufgabe von nationaler Bedeutung, darum müsse auch die ganze Nation aufgefordert werden, helfend einzugreifen. In England verstehe man viel besser als bei uns die Publizität auszunutzen und die Massen in Gang zu bringen. Habe doch dort ein einziges Kinderpennyblatt binnen kurzem 200000 Pfund zusammengebracht. Sie, Fräulein Schraps, sei ganz entschieden dafür, daß ein Blatt von ähnlicher Tendenz und von größter Verbreitung für das Verkäuferinnenheim gegründet werde. Jeder, der etwas gebe, wolle auch etwas dafür haben. Wenn man also dem Volke dafür, daß es Geld giebt, ein gutes Blatt in die Hand lege, so sei der Gewinn doppelt. Man möge nur erwägen, welchen enormen Gewinn die Hunderte von Blättern, die es gäbe, abwürfen, man könne schon aus dem Verdienste eines einzigen Blattes ein Unternehmen wie das Verkäuferinnenheim unterhalten.

Die Damen hörten andachtsvoll zu, aber der Flug dieses Gedankens war ihnen doch zu kühn; sie be-

schlossen, es vorläufig mit Anzeigen und Aufrufen zu versuchen. Um sich jedoch von den vielen ähnlichen Anzeigen und Aufrufen zu unterscheiden, wurde beschlossen, einen Holzschnitt von dem zukünftigen Verkäuferinnenheim anfertigen zu lassen und zur Anzeige mit einzuschicken. Die Zeitungsexpeditionen würden die Anzeige gewiß umsonst aufnehmen. Einige thaten es auch, wenigstens ein- oder zweimal. Als aber nach einem Vierteljahre Schlußrechnung gemacht wurde, zeigte es sich, daß gerade soviel eingekommen war, als Anzeigegebühren und Holzschnitt gekostet hatten. Nun endlich setzten Fräulein Schraps und der Herr Diakonus das Blatt für das Verkäuferinnenheim durch.

— Aber ist es nicht furchtbar schwer, ein solches Blatt zu schreiben? Wird es nicht an Stoff fehlen?

Der Herr Diakonus und Fräulein Schraps übernahmen die Bürgschaft, daß Stoffmangel nicht eintreten werde. Vor allen Dingen sei es nötig, die Redaktion einzurichten.

Ach ja, die Redaktion! Dabei konnte man sich etwas denken. Die Damen gingen mit Eifer auf die Sache ein. Vor allen Dingen war zu beschaffen ein Messingschild mit Inschrift, ein Redaktionspult, ein Papierkorb und ein Garderobenständer. Eine Redaktion muß einen anständigen Eindruck machen. Gute Lage, nicht höher als eine Treppe hoch. Vorzimmer. Ein paar Fauteuils — ganz einfach, Plüsch ist nicht nötig — brauner Rips oder Ledertuch. Ein paar Epheuäsche, ein paar gute Bilder, eine Photographie des Verkäuferinnenheims. Das Pult braucht nicht gerade stilvoll zu sein, aber etwas Schnitzerei ist erwünscht. Man kann ja darum bitten, daß zur Ausstattung der Redaktion etwas beigesteuert werde.

Dies war das Stichwort für die Frau Rätin. Sammeln, Zusammenschnorren, das war ihr Fall; sie hielt es im zweiten Gliede nicht mehr aus, sondern trat wieder in Thätigkeit. Zugleich setzte sie die Lotte wieder in Trab.

— Liebe Lotte, gehen Sie doch einmal zum Tischlermeister Hänkel, Sie wissen doch, der Hänkel aus dem Jünglingsvereine, ein sehr wohlgesinnter Mann; er muß uns das Pult schenken.

Die Lotte ging und kam weinend zurück. Hänkel war grob geworden, hatte sie hinausgeworfen und gesagt, was sich die Damen dächten, er habe das Geld nicht zum Wegwerfen.

— Unglaublich!

Da die Lotte alle weitern Zumutungen zurückwies, mußte die Frau Rätin selbst ins Zeug gehen; aber sie hatte auch keinen andern Erfolg, als daß sie zuletzt bei Mayer und Seligmann, die sich hoch und teuer verschworen, mit Rücksicht auf die gute Sache keinen Pfennig verdienen zu wollen, ein Pult für 105 Mark kaufte. Von Freunden des Vereins wurden drei goldne Pfeile für die Gardinen, ein Riesenmöbel von Sofa, ein Kohlenkasten und verschiedne Stühle geschenkt. Überaus schwierig war es, eine passende Wohnung zu finden. Natürlich übernahm Fräulein Ida Schraps die Redaktion, aber sie war nicht ohne ihre vier Schwestern zu haben, man mußte also größere Räume mieten. Auch mußte das Redaktionszimmer drei Fenster haben, woran die drei Pfeile paßten. Man zog unermüdlich, voraus die Frau Rätin, hinterher die Damen Schraps mit den drei Pfeilen, von Haus zu Haus, bis man etwas passendes gefunden hatte. Freilich etwas teuer.

Während dessen bemühten sich Fräulein Ida und der Diakonus um das Blatt selbst. Von großer Wichtigkeit war die Wahl des Namens. Ein geschäftsmäßiger Name wie „Blätter für ...“ oder „Zeitschrift des ...“ wurde durchaus verworfen. Der Herr Diakonus war sehr für den Namen: „Siloah, die stille fließt.“ Den Damen schien jedoch Siloah auf ein Seebad nicht recht zu passen. Desto mehr Beifall fand: „Bethesda oder die Wasser des Heils.“ Ich gebe eine kurze Inhaltsübersicht über eine der ersten Nummern. Vom Eingang Schriftbetrachtung über das Wort: Was steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Dann eine Novelle: Hertha die Verkäuferin. Sie hieß eigentlich Hertha die gute Tochter und war für das Blatt etwas umgeformt worden. Übrigens heiratete Hertha zum Schlusse, kam also nicht weiter in Betracht. Dann: Das rote Kreuz in Frankreich — Alpenandacht — Erinnerungen an Norderney — Drei Rätsel und vier Frühlingsgedichte.

Das Blatt besteht nun bereits ein Jahr. Gestern hatten wir die erhebende Jahresfeier. Der Vorstand war in den Räumen der Redaktion versammelt, und der Herr Hauptpastor hielt in seiner so beliebten christlich-humoristischen Redeweise die Ansprache, in der er die Aufgabe des Bethesda mit der Mission unter den Hottentotten verglich (er hatte eben wieder von den Hottentotten gelesen). Zum Schlusse wurde die liebe Schraps und die liebe Lotte persönlich angeredet und die Frau Rätin vergessen, was sie sehr erboste.

Soweit sind wir nun. Es darf nicht verschwiegen werden, daß auch große Schwierigkeiten zu überwinden waren. Davon, daß der Herr Diakonus und Fräulein Ida sich auf die Dauer nicht vertragen konnten, will

ich nicht reden; aber die Versendung und der Druck gaben zu vielem Verdruß Anlaß. Wollte doch dieser Drucker alle Monate sein Geld haben. Auch der Papierhändler, der mit seiner Rechnung drängte, hat sich durchaus nicht gut betragen. Dagegen können wir uns zu dem Engagement des Herrn Blauberger, der jetzt die Expedition besorgt und als früherer Kolporteur gründliche Geschäftskenntnis hat, nicht genug beglückwünschen. Die Verbreitung des Blattes soll jetzt mit allen Mitteln in Angriff genommen werden. Die erste Nummer des neuen Jahrgangs wird in zwanzigtausend Exemplaren gedruckt und in alle Pfarrhäuser, an alle Schulen, an alle angesehenen Beamten, Vereine und Gesellschaften zugleich mit einer höchst dringlichen Aufforderung zum Abonnement versandt werden. Soll man nicht gute Sachen mit denselben Mitteln verbreiten dürfen, wie es mit schlechten so erfolgreich geschieht? Wenn die Auflage erst siebzehnhundert beträgt, wenn die Miete für Fräulein Schraps und ihre vier Schwestern aufgebracht, ihr Gehalt und der Blaubergers bezahlt, die Druck- und Papierschuld abgestoßen, die Kaufsumme für den Dünenkrug verdient sein wird, dann wird man sofort an die Sammlung der Bausumme für das Verkäuferinnenheim gehen.





13

Die notleidende Zuckerfabrik



Aber lieber Amtsrat, Sie reden ja wie der reine Eugen. Wenn wir alles sterben lassen wollen, was nicht leben kann, so geht die ganze Landwirtschaft zum Teufel und — Pardon — Sie mit.

— Herr Regierungsrat, ich rede nicht von allem, sondern nur von faulen Zuckerfabriken. Sie werden mir wohl glauben, daß ich ebenso gut wie jeder andre lieber eine Mark fünfzig als achtzig Pfennige für den Zentner nehme; aber das Gute haben die schlechten Preise wenigstens, daß Klarheit in die Situation kommt, und daß mit den faulen Existenzen aufgeräumt wird.

— Damit Ihre und andre starke Fabriken die Konkurrenz los werden und desto fettere Dividenden zahlen können. Das ist es ja eben, was ich meine, daß ganz besonders in kritischen Zeiten der wirtschaftlich schwächere von dem wirtschaftlich stärkern aufgezehrt wird. Aber jede von dem großen Besitz aufgesogne kleine Existenz bedeutet einen Verlust für den Staat. Der Staat hat die Pflicht, dafür zu sorgen,

daß ihm die breite Grundlage des bäuerlichen Besitzes nicht verkürzt wird. Ich begreife wirklich nicht, daß ganz konservative Leute wie Sie, lieber Amtsrat, das nicht auf den ersten Blick einsehen. Die Sache ist doch ganz einfach. Daß die Bauern Zuckerbarone werden, Klaviere anschaffen und ihre Töchter in Pensionen schicken, ist allerdings nicht nötig; aber der Preis darf nicht bis unter die Grenze der Produktionskosten sinken. Wird der Preis des Zuckers — etwa durch ausländische Konkurrenz — bis unter diese Grenze herabgedrückt, müssen die Fabriken mit Unterbilanz arbeiten, so darf sich der Staat nicht daneben stellen und abwarten, was leben kann und was nicht, er muß seine Gesetzgebung als Regulator einfügen.

— Sehr gut, meinte der Herr Kreisbaumeister, der am Nebentische an einem Protokoll schrieb, aber wo liegt denn diese Grenze? In Schlimmbach liegt sie bei 21 Mark und in Hedeborn bei 19 Mark.

— Wieso?

— Nun, wenn der Zucker 20 Mark steht, so setzen sie in Schlimmbach eine Mark zu, und in Hedeborn verdienen sie eine Mark. Übrigens ist mein Protokoll fertig. Wollen die Herren so gut sein, zu unterschreiben?

Wir befinden uns im Speisezimmer des Herrn Amtsrates in Hedeborn. Es ist ein feines Frühstück aufgetragen. Der Herr Amtsrat frühstückt mit Appetit, der Herr Regierungsrat ist bereits satt, denn die Esserei hat seit acht Tagen nicht aufgehört, und der Herr Kreisbaumeister macht das Protokoll fertig. Die beiden letzten Herren befinden sich auf der Revisionsreise, wobei von Domäne zu Domäne gezogen, der Bauzustand und das Inventar untersucht und ausgezeichnet gegessen und getrunken wird. Der Baumeister,

der in dem betreffenden Kreise ansässig ist, wird als technischer Sachverständiger zugezogen und hat zu laufen, zu messen, zu rechnen und zu schreiben, während der Herr Regierungsrat weniger angestrengt arbeitet. Eine solche Revisionsreise gilt in der Regierung für ein beneidenswertes Geschäft, und es ist auch eine Zeit lang eine angenehme Sache, in der Welt herumzufahren und sich zu pflegen; aber auf die Dauer wird das viele Essen und Trinken lästig, und es gehört zur Ausübung dieses Regierungsgeschäftes vor allem ein guter Magen.

Mit Hedeborn war man fertig. Gleich nach dem Frühstücke sollte es über Schlimmbach nach der Domäne Horsthausen gehen. Der Herr Regierungsrat küßte der wohlgenährten Frau Amtsrätin die Patschhand, verabschiedete sich in der derb-jovialen Art, die nach seiner Meinung notwendig zum Forst- und Domänenfach gehörte, von dem Herrn Amtsrat und rief, bereits im Wagen sitzend: Amtsrätchen, bessern Sie sich, sonst schicken wir Ihnen einen Kommissar, der Ihnen ein Privatissimum über Volkwirtschaft hält.

— Sehr angenehm. Übrigens wüßte ich auch für Sie einen Kommissar, Herr Regierungsrat, den Adler-Anton. Schade, daß Sie heute nicht in Schlimmbach bleiben.

Der Baumeister lachte kurz und trocken auf und winkte dem Amtsrat mit den Augen zu. Damit fuhr der Wagen davon.

Die beiden Herren setzten sich jeder scharf in seine Ecke und schwiegen. Der eine beschäftigte sich mit seiner Cigarre, der andre mit seinem Amtskalender.

Unter allen staubgebornen Menschen giebt es vornehmlich zwei Gattungen, die ohne Einschränkung weise

genannt werden können: die Juristen und die Baumeister. Diese sind sachverständig in allen Dingen, die Dimensionen haben, jene haben die Gabe, schlechthin alles zu verstehen. Man denke sich nun eine solche Fülle von Weisheit in dem engen Raume eines Kutschwagens versammelt: das ergiebt ein Verhältnis, das geschont sein will. Besonders wenn der eine der beiden Herren die Arbeit macht und der andre Rotwein trinkt, und ganz besonders, wenn jeder den andern weit zu übersehen glaubt.

Der Weg war schlecht. Natürlich, wo Zuckerrüben gefahren werden, giebt es keine guten Wege. Die schlimmsten Stellen des schlimmen Weges waren aber die gebesserten Stellen. Hier konnten auch die amtsrätlichen Pferde nur mühsam vorwärts kommen. Auf dem Grasstreifen neben dem aus Schlamm und Steinen bestehenden Fahrdamm stampfte ein Fußgänger mühsam vorwärts, ein alter Kerl in halb bäuerlichem, halb städtischem Anzuge, mit verwitterten Zügen und von einer etwas gewaltsamen Jugendlichkeit des Benehmens. Als der amtsrätliche Wagen nahe genug herangekommen war, rief er: Guten Morgen, meine Herren. Ists erlaubt, mitzufahren?

Ein keckes Verlangen, das den Herrn Regierungsrat einigermaßen verwunderte. Da er aber zu den modernen Beamten gehörte, die begriffen haben, daß sich auch ein Regierungsrat beliebt machen müsse, so steckte er den Leutseligen heraus und winkte Gewährung. Während dessen war der Herr Baumeister gänzlich in seinen Amtskalender versunken.

Der Wanderer stieg auf den Bock und hatte sogleich den Kopf im Rücken, wie einer, der sich verpflichtet fühlt, den Unterhalter zu spielen.

— Hübsches Wetter heute. Nicht zu kalt und nicht zu warm, und ganz und gar nicht staubig.

— Hm!

— Die Herren fahren wohl auch nach Schlimmbach?

— Wie Ihr seht, fahren wir eben nach Schlimmbach.

— Hübsches Dorf, eine Flur — etwas ausgezeichnetes! Unter 180 Zentner auf den Morgen giebts gar nicht.

— Eure Wege sind aber niederträchtig.

— Das stimmt. Die Wege sind schlecht. Ich habe es dem Herrn Amtsrat — ist ein guter Freund von mir — erst neulich gesagt. Herr Amtsrat, sag ich, die Wege sind niederträchtig. Fuhrmeister, sagt er, da haben Sie recht, aber erst die Rübenwagen, die alles kurz und klein gefahren, und hernach die Schafe — da nützt kein Wegebessern. Sie kennen doch den Herrn Amtsrat? Na ja. Mit dem Geldgeben ist er ein bischen zach.

Pause.

— Die Herren fahren wohl ein bischen spazieren?

— Ja, wir fahren so ein bischen im Lande herum! Man wird sich doch von so einem Kerl nicht ausholen lassen.

Inzwischen überholte man einen Bauernwagen. Fuhrmeister auf seinem Bocke winkte schon von weitem hinüber und rief: Morgen, Hottfried. Auch nach Schlimmbach? — Das ist nämlich Gottfried Lanz aus Kleeberg, fuhr er zum Regierungsrat gewendet fort, die Leute sagen Hottfried zu ihm, weil er das G nicht aussprechen kann. Seine Großmutter und meine Tante mütterlicherseits, was die alte Winkelmannen in Tripp=

stedt ist — die kennen Sie wohl nicht —, waren Schwestern. Das ist auch einer von der Partei, die den Direktor in Schlimmbach wegbeißen will. Kennen Sie den? Maier heißt er und stammt aus Lüneburg, seine Frau ist eine Schradern aus Neustadt=Magdeburg. Ein ausgezeichneter Mann, reell, galant und überhaupt ein tüchtiger Direktor. Früher war er in Feldwegen. Die Fabrik in Feldwegen hat er in die Höhe gebracht. Aber bei uns wills nicht recht gehen. Voriges Jahr gar keine Dividende, und dieses Jahr womöglich noch Zuschuß. Dabei kann man nichts werden.

— Aber da kann doch der Mann nicht dafür.

— Da haben Sie ganz recht. Die Zuckerpreise kann er nicht machen. Aber er mußte sich kein Felopez anschaffen. Das haben sie ihm übel genommen.

— Unsinn!

— Meiner Seele! Es ist auch wahr, so ein Ding schickt sich nicht für so einen Mann.

— Ihnen wäre es lieber gewesen, meinte der Baumeister, er hätte weiter bei Ihnen ausgespannt, als daß er jetzt mit seinem Dreirad gleich nach der Station fährt.

Fuhrmeister lachte etwas verlegen und meinte, er habe nichts dagegen, seinetwegen könnte Maier machen, was er wolle.

— Sagt mal, alter Freund, fing jetzt der Regierungsrat wieder an, eure Zuckerfabrik soll ja wackeln.

— Wer sagt denn das?

— Ihr sagt ja selber, daß ihr Zuschuß zahlen müßt.

— Das ist ganz richtig. Es könnte auch freilich

besser gehen. Aber das sind die schlechten Zeiten, und das geht allen so.

— I Gott bewahre. Warum geht es denn in Hedeborn besser? Wenn der Zucker zwanzig Mark kostet, so verdienen sie in Hedeborn eine Mark, und ihr setzt eine Mark zu. Wie kommt denn das?

— Darüber könnte man viel sagen.

— Sagt einmal viel darüber.

— Sehen Sie also, Herr —?

— Ich heiße Müller.

— Herr Müller, wenn ichs Ihnen denn sagen soll, unsre Fabrik ist gleich in der Anlage verpfuscht. Fragen Sie den Herrn Baumeister, ob ich nicht recht habe. Es war damals 1876 — oder wars 1875 —, da hieß es, eine Zuckerfabrik bauen. Wir kamen also zusammen, die Schlimmbacher, die Trippstedter, die Rillumer und was so dazwischen liegt. Eine Fabrik wollten sie also bauen, aber jeder wollte sie haben, und es kam zu keiner Einigung. Zuletzt kamen die Schlimmbacher und boten ihre Gemeindewiese zu billigem Preise an. Die Wiese liegt zwar für alle gleich schlecht, aber sie waren es alle zufrieden. Hernach kam zu Tage, daß der Baugrund morastig war, und wir haben mehr in die Erde hineingebaut, als der teuerste Bauplatz gekostet hätte. Ist das nicht so, Herr Baumeister? Also nun sollte die Gesellschaft gegründet werden. Die Aktien waren gezeichnet wie nichts. Hernach hatten wir Generalversammlung und haben debattiert von früh zehn bis Glocke drei. Wie sie nun alle schon konfus waren, kam der Doktor Rimpler, was der Apotheker in Trippstedt ist, und sagte: Meine Herren, hier habe ich das Statut von Schnippra. Das Statut ist gut, und die Fabrik geht

ausgezeichnet, ich schlage vor, es in Blocko anzunehmen! Gut, wir nahmen das Statut an und hatten nun eins. Aber es paßte nicht. Denn in Schnippra sind es fünf Teilnehmer, und wir sind achtzig. Und überhaupt, was für Schnippra paßt, paßt nicht für Schlimmbach. Da werden Sie mir recht geben. Jetzt fingen wir also an zu bauen. Herr meines Lebens, was haben wir da für Geld hineingebaut! Da war der Baumeister Schwarz, der konnte es gar nicht schön genug kriegen. 10000 Steine, das war wie gar nichts. Er ist nämlich der Schwager von Rambachen, und dem ein Bruder hat die Dampfziegelei in Krauthain. Ich will nichts gesagt haben, aber —

— Es ist auch besser, Sie sagen nichts, warf der Baumeister ein, sonst könnten Sie eines schönen Tages eine Injurienklage an den Hals kriegen. Übrigens können Sie sich über den Bau nicht beklagen, wenn Sie nur bessere Maschinen gekauft hätten.

— Da haben Sie recht, Herr Baumeister. Ich habe es immer gesagt, der Bau ist teuer, aber gut, und wir können uns nicht beklagen. Die Steine — was ausgezeichnetes.

— Wie war denn das mit den Maschinen? fragte der Regierungsrat.

— Das war so. Als wir die Maschinen verlizitieren wollten, kamen Warschauer und der Hirsch an, ein paar hübsche Leute, zuvorkommend und überhaupt galant. Die machten das Angebot, sie wollten alle Maschinen im Bau übernehmen ohne Anzahlung und alles für einen Spottpreis. Es sollte jährlich abgezahlt werden. Dafür wollten sie auch die Reparaturen mit übernehmen. Ich sagte gleich: nichts! sagte ich. Laßt euch mit den Juden nicht ein. Aber die dachten

ja, sie kriegtens geschenkt, und schlossen ab. Hernach haben wir für die Reparaturen noch einmal soviel bezahlt, als die Maschinen wert waren.

— Ich nehme an, Fuhrmeister, meinte der Regierungsrat, daß Ihr damals gegen Warschauer gestimmt habt?

— Na ja, ich allein konnte es doch nicht machen.

— Wie war denn das mit dem wurmstichigen Kupfer? fragte der Baumeister.

— Das ist nicht wahr, Herr Baumeister, das hat der Herr Amtsrat aufgebracht, aber wahr ist es nicht.

— Wie ist denn die Geschichte? fragte der Regierungsrat den Baumeister.

— Fuhrmeister soll, als die Reparaturen nicht aufhörten, den Antrag gestellt haben, das Kupfer der Pfannen und Röhren zu untersuchen, ob Warschauer nicht wurmstichiges Kupfer geliefert habe.

Fuhrmeister war tief verletzt. — Das müssen Sie doch selber sagen, meine Herren, daß das ein schlechter Witz von dem Herrn Amtsrat ist. Wurmstichiges Kupfer! So dumm sind wir denn doch nicht.

— Dann ist es wohl die Trippstedter Intelligenz gewesen, die das wurmstichige Kupfer aufgebracht hat. Aber wie war denn das mit den Maikäfern? Das ist wohl auch nicht wahr?

— Maikäfer? Ist mir nicht bewußt, davon habe ich nie etwas gehört, erwiderte Fuhrmeister mit der treuherzigsten Miene.

— Na na! Die Herren vom Aufsichtsrate, wandte sich der Baumeister erklärend an den Regierungsrat, waren Krämer und kleine Ökonomen, kamen sich sehr groß vor und steckten ihre Nase in alles. Schließlich setzten sie sich vor die Steinhaufen, zählten die Ziegel

nach und machten Skandal. Der Volkswitz verglich sie mit den Maikäfern, die ja auch „zählen," ehe sie aufpurren. Daher haben sie den Namen. Währenddessen fuhren die Herren Lieferanten ganze Fuder hinten zum Thore hinaus und präsentierten sie vorn zum zweitenmale zur Abnahme. Davon wissen Sie wohl nichts, Fuhrmeister?

— Nein, habe ich nie gehört. Aber daß wir wieder auf die Maschinen kommen: Wie wir unsre Sache imstande hatten, kam das Konfusionsverfahren auf.

— Was für ein Verfahren?

— Er meint das Diffusionsverfahren, nach welchem der Rübensaft nicht ausgepreßt, sondern ausgelaugt wird.

— Ich weiß es nicht anders, entgegnete Fuhrmeister, bei uns heißt es Konfusionsverfahren. Da wurde nun alles wieder rausgerissen und neu gebaut. Hernach kam das Strontian und die Polarisation, wir wurden nie fertig, und es kostete alles ein Heidengeld. Wie wir nun fest saßen, sollten Prioritäten ausgegeben werden.

— Das wäre auch das Richtigste gewesen.

— Da haben Sie ganz recht, aber wer konnte das damals wissen? Wir hatten 230 Aktien, die waren annähernd in 83 Händen. Wie es nun hieß: Prioritäten, stand Lanz Gottfried auf, derselbe, der vorhin vorbei fuhr, und sagte: Meine Herren, das können wir selber verdienen, wenn wir die Aktien vermehren und sie selber übernehmen. Es wurden also 150 neue Aktien ausgegeben und von den Aktionären übernommen.

— Da hatten Sie also doch das doppelte Risiko, wenn die Sache schief geht.

— Wer dachte denn daran bei den Zuckerpreisen und bei dem schönen Verdienste?

— Richtig, meinte der Herr Baumeister. Wenn der Zucker 36 steht, kann jeder Zuckerfabrik spielen, wenn der Preis aber auf 20 heruntergeht, dann zeigt sichs, wo was dahinter ist.

— Da haben Sie recht, Herr Baumeister. Da haben Sie ganz recht. Ich sagte auch immer: Hottfried, sagte ich, die Sache ist faul. Wenn das so weiter geht, so haben wir als Aktionäre die meiste Wurst gegessen. Na, nun wurde Lärm gemacht, und da kamen schöne Geschichten zu Tage. Unser Zuckerdirektor war ein ganz guter Mann, aber ein bißchen gleichgiltig. Da war kein Reservefonds da, es waren keine Abschreibungen gemacht. Sie hatten nicht einmal einen Schuppen, um den Zucker zu lagern. Eine Menge Rechnungen waren unbezahlt; für Kohlen allein 10000 Mark, und beim Bankier ebenso viel. Und den Zucker hatten sie immer gerade verkauft, wenn er am allerschlechtesten stand. Ist es nicht so, Herr Baumeister?

— So ist es. Aber wer ist denn daran schuld? Doch die Aktionäre selber, die immer nur hohe Dividenden haben wollten auch dann noch, als der Verdienst schon gering geworden war. Es wurde also alles ausgeschüttet, nichts abgeschrieben und nichts bezahlt. Und was die Zuckerpreise anbetrifft — das ist doch unter Bauern allgemein üblich: wenn die Preise steigen, verkauft niemand, es könnte ja immer noch etwas mehr geben; erst wenn sie tief sinken, kriegt mans mit der Angst und verkauft. Daß die Zucker=

fabriken nicht einmal Lagerräume haben, um den Zucker für eine günstige Konjunktur aufzuheben, ist allerdings auch üblich, aber ein Skandal.

— Aber den Wagemeister hätten sie nicht auch gleich mit wegschicken sollen. Das war nicht nötig.

— Ach so! wegen der Schmutzprozente.

— Schmutzprozente? fragte der Regierungsrat.

— Die Rübe wird hier schmutzig geliefert und verwogen; der anhängende Schmutz wird taxiert und zurückgerechnet. Dasselbe geschieht mit den Köpfen. Da war es nun gewissen Herrn ganz angenehm — mit einem Wagemeister zu thun zu haben, der sich für empfangne Gaben erkenntlich zeigte, niedrige Schmutzprozente ansetzte und auch nicht weiter hinsah, wenn eine Fuhre Köpfe oder Schnitzel aufgeladen und mitgenommen wurde. Nicht wahr, Herr Fuhrmeister?

Der schien die Frage nicht gehört zu haben und fuhr in seinem Berichte fort: Es war also ein Hauptlärm, und alles wollte einen neuen Direktor haben. Nun boten wir Maiern, der früher in Feldwegen war. 1000 Thaler mehr und machten ihn zu unserm Direktor.

— Das war eine Schlechtigkeit, Fuhrmeister, aber das Dümmste wars noch nicht. Ich glaube nur, ihr macht jetzt auch noch die Dummheit, ihn wieder gehen zu lassen.

— Herr Baumeister, halten können wir ihn nicht, wenn er gehen will. Und 3000 Thaler Gehalt ist auch ein schöner Posten Geld bei den schlechten Zeiten.

— Aber wieviel erspart Ihnen der Mann! Wenn er den Ponywagen abgeschafft hat und mit dem Velociped fährt, wem erspart er es dann? Und das

müssen Sie doch sagen, daß er Ordnung in die Fabrik gebracht hat.

— Da haben Sie ja recht, Herr Baumeister; aber mit den Wasserrüben brauchte er auch nicht so schroff zu sein. Das war nicht hübsch von ihm.

— Aha! Damit die Herren ihre unreife, künstlich aufgeschwemmte, zuckerarme Rübe bezahlt kriegen, als wäre sie gut. Sehen Sie, Polarisation ist eine schöne Sache.

— Das ist wohl wahr, aber nach unsern Statuten liefern wir die Rüben nach dem Zentner und nicht nach dem Zuckergehalte. Da muß er erst die Statuten ändern. Und meine Rüben waren gar keine Wasserrüben. Staatsboden und gut gedüngt! Da können Sie Lanz Gottfrieden fragen und wen Sie sonst wollen.

Der Regierungsrat hatte mit steigender Verwunderung zugehört und rief jetzt: Ihr seid ja Hauptkerls mit eurer Zuckerfabrik. Das finde ich einzig! Bauen sich eine Fabrik, die ihnen viel zu viel kostet, schreiben nicht ab, sparen nicht in guten Zeiten, haben eine traurige Verwaltung, und jetzt, wo die nötige Ordnung in die Sache kommen soll, sind sie wie die Tauben, die sich nach ihrem unordentlichen Schlage zurücksehnen. Hat mich gefreut, alter Freund, Eure Bekanntschaft zu machen.

Der Wagen hielt, Fuhrmeister stieg ab, bedankte sich und fragte noch, ob denn der Herr aus hiesiger Gegend wäre. Als das der Regierungsrat verneinte, sagte er harmlos: Na drum, denn hierzulande ihrzt man die Leute nicht. Adjes auch. Nichts für ungut.

Der Herr Regierungsrat war starr! Wer war denn der Kerl?

— Das war der Adler=Anton. Nicht wahr, das Privatissimum war nicht übel?

Der Herr Regierungsrat biß sich auf die Lippen und schwieg.

Am Abend kam die Nachricht nach Horsthausen, daß der Direktor Maier gekündigt habe. Er hatte den Antrag gestellt, daß die Rüben nicht nach dem Gewicht, sondern nach dem Zuckergehalt abgenommen werden sollten. Die Verständigen hatten zugestimmt, aber Adler=Anton und etliche gleichgesinnte Ehrenmänner, die sich durch die neue Ordnung der Dinge in ihren Interessen geschädigt glaubten, hatten solange genörgelt und den Direktor solange mit allerlei Fragen, Unterschiebungen und Verdächtigungen und besonders mit seinem Velociped geärgert, bis er die Geduld verlor und kündigte. Die Aktionäre zogen heim in dem Bewußtsein, der Verwaltung tausend Thaler erspart zu haben.

— Das ist ja eine Heidenwirtschaft! rief der Herr Regierungsrat. Nein, hier wäre staatliche Hilfe ein reines Unrecht. Wenn alle diese faulen Existenzen durch eine Krisis weggefegt würden, so wäre das nur ein Segen.

Das war nun wieder nicht richtig.





14

Das Gaufest



Herr Isidor Hirschfeld saß sorgenvoll vor seinem Klappsekretär, Frau Cora Hirschfeld in voller Breite auf ihrem Sofa.

— Isedor.

— Hm?

— Isedor, ich will dir sagen, daß du machst eine Dummheit.

— Wie haißt Dummheit? Rede doch keinen Unsinn!

— Wirst du verklagen den Schlemper, wird er gehen Pleite, wirst du kriegen für deinen Wein nicht soviel.

Dieser kühl ausgesprochne Gedanke machte Herrn Isidor Hirschfeld so große Schmerzen, daß er von seinem Stuhle aufschnellte, in der Stube herumtanzte und sich im höchsten Grade aufregte.

— Und ich werde ihn verklagen, und ich werde ihn bringen von Haus und Hof, und ich werde ihn bringen ins Gefängnis, und wenns mir soll kosten hundert Thaler.

— Habe ich dir nicht gesagt, daß du bist ein

Schlummerkopf? Was hast du davon, wenn du ihn bringst ins Gefängnis? Den Ärger und die Kosten und die Blamage. Du sollst ihn lassen in seinem Restaurant und sollst machen, daß er seinen Wein verkauft. Ist dir geholfen, und ihm auch.

Herr Isidor pflanzte sich vor seiner Frau auf, ward betrübt und sagte: Cora, ich habe dich gehalten für eine kluge Frau. Aber was du da redst, ist Stuß. Kann ich kriegen die Leute beim Schlafitche? kann ich sie schleppen zum Schlemper? kann ich sie zwingen, zu trinken meinen Wein?

— Nu? erwiderte Frau Cora, hast du vergessen, wie es der Goldstein gemacht hat in Dissa mit dem Jubiläum vom alten Przmischel. Hat er nicht verkauft seinen ganzen Rotwein, den die Leute nicht haben trinken wollen. Nu? Was bringst du nicht zustande ein kleines Jubiläche?

Frau Cora war eine kluge Frau. Davon war Herr Isidor auch sonst überzeugt, aber in diesem Augenblicke sah er sie mit Bewunderung an. Ja, das wars! Ein Fest, ein Jubiläum, eine goldne Hochzeit bei Schlemper, und er war aus aller Not. Sein Wein wurde getrunken, und er kriegte sein Geld. Freilich war es nötig, die träge Masse zu begeistern, einen der Feier würdigen Gegenstand zu finden, ein Komitee zu bilden und die Sache so zu leiten, daß sie bei Schlemper endete. Es schien unbedenklich, sich mit fünf Mark an die Spitze einer Sammelliste zu stellen, und gar nicht schwer, in Kaldenried, einer Stadt von 15000 Einwohnern, das Rezept von Dissa mit Erfolg in Anwendung zu bringen.

Die Sache ging aber doch nicht so leicht, wie es sich Isidor gedacht hatte. In einer Stadt von 15000

Seelen sind zwar stets Leute vorhanden, die vor 25 oder 50 Jahren irgend etwas geworden, oder die vor 60 oder 70 Jahren geboren waren, und es kommt nur darauf an, das verborgne Verdienst auf den Leuchter zu stellen und Leute zu finden, die sich für verpflichtet halten, ihm seine Ehre in Form eines Zweckessens zu geben. Aber die Kaldenrieder sind ein etwas zähes Geschlecht, das sich schwer für etwas begeistern läßt, was andern zu gute kommen soll, das aber mehr von der Richtigkeit des Satzes: Selber essen macht fett, überzeugt ist. Auch waren die Jubiläumskandidaten nicht sehr geeignet, Stimmung zu machen. Es konnte in Frage kommen der Bankier Heinzmann, der früher Pfandverleiher gewesen war und eine nicht ganz saubere Vergangenheit hatte, oder der Türmer Knopp, von dem leider nur zu allgemein bekannt war, daß er soff, und daß er schlief, statt zu wachen. Um letztern war es schade. Wie schön hätte es sich gemacht, die gesamten städtischen Behörden aufzubieten und Toaste auf das „höchste städtische Amt" auszubringen!

Damit wars also nichts. Hirschfeld gab jedoch seinen rettenden Gedanken keineswegs auf, sondern spionierte weiter. Ja er entschloß sich, obwohl er ein erbärmlicher Biertrinker war und jedesmal hinterher Kopfschmerzen bekam, den Gambrinus aufzusuchen. Hier pulsierte, abgesehen von der Loge, das städtische Leben am lebendigsten. Hier versammelte sich das Spießbürgertum, hier kam allabendlich das Kaldenrieder ungedruckte Tageblatt unter der meisterhaften Redaktion der Frau Wirtin heraus, hier wurden unter Führung des Herrn Rektors die besten Witze gemacht. Um jedoch keine falschen Vorstellungen zu

Schlummerkopf? Was hast du davon, wenn du ihn bringst ins Gefängnis? Den Ärger und die Kosten und die Blamage. Du sollst ihn lassen in seinem Restaurant und sollst machen, daß er seinen Wein verkauft. Ist dir geholfen, und ihm auch.

Herr Isidor pflanzte sich vor seiner Frau auf, ward betrübt und sagte: Cora, ich habe dich gehalten für eine kluge Frau. Aber was du da redst, ist Stuß. Kann ich kriegen die Leute beim Schlafitche? kann ich sie schleppen zum Schlemper? kann ich sie zwingen, zu trinken meinen Wein?

— Nu? erwiderte Frau Cora, hast du vergessen, wie es der Goldstein gemacht hat in Dissa mit dem Jubiläum vom alten Przmischel. Hat er nicht verkauft seinen ganzen Rotwein, den die Leute nicht haben trinken wollen. Nu? Was bringst du nicht zustande ein kleines Jubiläche?

Frau Cora war eine kluge Frau. Davon war Herr Isidor auch sonst überzeugt, aber in diesem Augenblicke sah er sie mit Bewunderung an. Ja, das wars! Ein Fest, ein Jubiläum, eine goldne Hochzeit bei Schlemper, und er war aus aller Not. Sein Wein wurde getrunken, und er kriegte sein Geld. Freilich war es nötig, die träge Masse zu begeistern, einen der Feier würdigen Gegenstand zu finden, ein Komitee zu bilden und die Sache so zu leiten, daß sie bei Schlemper endete. Es schien unbedenklich, sich mit fünf Mark an die Spitze einer Sammelliste zu stellen, und gar nicht schwer, in Kaldenried, einer Stadt von 15000 Einwohnern, das Rezept von Dissa mit Erfolg in Anwendung zu bringen.

Die Sache ging aber doch nicht so leicht, wie es sich Isidor gedacht hatte. In einer Stadt von 15000

Seelen sind zwar stets Leute vorhanden, die vor 25 oder 50 Jahren irgend etwas geworden, oder die vor 60 oder 70 Jahren geboren waren, und es kommt nur darauf an, das verborgne Verdienst auf den Leuchter zu stellen und Leute zu finden, die sich für verpflichtet halten, ihm seine Ehre in Form eines Zweckessens zu geben. Aber die Kaldenrieder sind ein etwas zähes Geschlecht, das sich schwer für etwas begeistern läßt, was andern zu gute kommen soll, das aber mehr von der Richtigkeit des Satzes: Selber essen macht fett, überzeugt ist. Auch waren die Jubiläumskandidaten nicht sehr geeignet, Stimmung zu machen. Es konnte in Frage kommen der Bankier Heinzmann, der früher Pfandverleiher gewesen war und eine nicht ganz saubere Vergangenheit hatte, oder der Türmer Knopp, von dem leider nur zu allgemein bekannt war, daß er soff, und daß er schlief, statt zu wachen. Um letztern war es schade. Wie schön hätte es sich gemacht, die gesamten städtischen Behörden aufzubieten und Toaste auf das „höchste städtische Amt“ auszubringen!

Damit wars also nichts. Hirschfeld gab jedoch seinen rettenden Gedanken keineswegs auf, sondern spionierte weiter. Ja er entschloß sich, obwohl er ein erbärmlicher Biertrinker war und jedesmal hinterher Kopfschmerzen bekam, den Gambrinus aufzusuchen. Hier pulsierte, abgesehen von der Loge, das städtische Leben am lebendigsten. Hier versammelte sich das Spießbürgertum, hier kam allabendlich das Kaldenrieder ungedruckte Tageblatt unter der meisterhaften Redaktion der Frau Wirtin heraus, hier wurden unter Führung des Herrn Rektors die besten Witze gemacht. Um jedoch keine falschen Vorstellungen zu

erwecken, muß noch gesagt werden, daß diese Witze meist zu dem Geschlechte der sogenannten Dauerwitze gehörten.

Einer der beliebtesten dieser Dauerwitze lief darauf hinaus, den Kommandanten der freiwilligen Feuerwehr, Herrn Klempnermeister und Stadtverordneten Pauli, zu veranlassen, auf seiner Signaltute (einer Art Kindertrompete, wie sie bei der Feuerwehr eingeführt ist) das Wassersignal zu tuten. Herr Pauli, ein harmloses, von der Feuerwehrsache begeistertes Menschenkind, hatte sich zwar hoch und teuer verschworen, es nie wieder zu thun; aber der Witz bestand darin, ihn auf allen möglichen Umwegen doch wieder dahin zu bringen, daß er tutete. An dem Abende, an dem sich Herr Hirschfeld zum erstenmale in den Gambrinus wagte, war Herr Pauli mit Rücksicht darauf, daß er am andern Tage zum Gauverbandsfeste nach Bugenhagen reisen wollte, in voller Uniform erschienen. Damit stand das Thema des Wassersignals auf der Tagesordnung. Das Wassersignal wurde auch wirklich unter allgemeinem Hallo durchgesetzt, worauf Herr Pauli, veranlaßt durch die ungeheure Wißbegierde der Gesellschaft, zeigte, wie man nach den Regeln der Kunst ein Kind aus den Flammen rettet. Das Orchester des anstoßenden Tanzsaales stellte das brennende Haus vor, der Herr Musikdirektor, in die Billarddecke gewickelt, einen Säugling von 180 Pfund und die übrigen das entsetzte Publikum. Hierauf erklomm Herr Pauli unter Lebensgefahr die Galerie und rettete das Kind mit anerkennenswertem Eifer. Zum Schlusse des Manövers mußte er sich mit Hilfe des Gürtels und der Hanfschnur von oben herablassen, worauf „Feuer aus“ geblasen wurde.

Herr Isidor Hirschfeld sah diesem allem ohne Freude zu. Die Bethätigungen des freien Bürgersinnes standen ihm zu hoch für solche Profanationen. Vor allem war er auch zu sehr von dem „sittlichen Werte" des Feuerlöschwesens überzeugt — man konnte ja selbst einmal abbrennen. Während nun die andern ihren Ulk trieben, hatten sich Herr Isidor Hirschfeld und Herr Pauli bald gefunden und in ein ausführliches Zwiegespräch über das freiwillige Feuerlöschwesen vertieft. Hierbei kam zur Sprache, daß Pauli auf dem Sprunge stehe, zum Gauverbandstage nach Bugenhagen zu fahren, und daß vermutlich das nächste Fest in Rabenstein abgehalten werden würde.

— Nu, warum in Rabenstein? meinte Hirschfeld, warum nicht in Kaldenried?

— Das könnte man in der That für später in Aussicht nehmen.

— Nehmen Sie es für früher in Aussicht, Herr Kommandant.

— Das geht doch nicht gleich so, da muß man doch —

— Da muß man einfach sagen in der Versammlung: Ich bitte ums Wort. Und wenn Sie das Wort haben, dann sprechen Sie: Meine Herren, ich lade Sie ein für nächstes Jahr nach Kaldenried, und sie werden kommen. Und ich werde Ihnen versichern, Herr Kommandant, die Bürgerschaft wird Sie nicht lassen im Stich.

Mit welcher Leichtigkeit dieser Herr Hirschfeld so schwierige Dinge behandelte! Nächstes Jahr? Kein Gedanke daran. Aber im Innern des Herrn Kommandanten baute sich ein Bild von erfreulichen Zügen auf. Die Versammlung neigte sich dem Ende zu. Er, Pauli,

bestieg die Rednerbühne und sprach unter großer Aufmerksamkeit der Hörer: Meine Herren, es gereicht mir zur Ehre — oder Freude oder irgend etwas anderm, Sie aufzufordern, für nächstes Jahr Ihre Blicke auf Kaldenried, die Stadt der emporstrebenden Intelligenz, zu lenken. Ich glaube Ihnen einen begeisterten Empfang seitens unsrer Bürgerschaft, sowie genußreiche Tage versprechen zu können, und mache noch darauf aufmerksam, daß Kaldenried durch den großen Brand von 1832 in der Geschichte des Feuerlöschwesens eine denkwürdige Etappe bezeichnet. Darauf stürmisches Bravo, allgemeines Händeschütteln, er war der Held des Tages. Das alles wäre ja so schön gewesen, aber jetzt noch einen Auftrag zustande zu bringen — unmöglich.

Am selbigen Abend sagte Herr Isidor mit einer von dem getrunknen Biere und der innern Erregung unsichern Stimme zu seiner Cora: Cora, du wirst haben dein Jubiläche, und es wird sein ein Gaufest.

Trotz alledem hätte Herr Isidor Hirschfeld wohl vergeblich gehofft, wenn ihm nicht die Umstände zu Hilfe gekommen wären. Rabenstein war nämlich für das Fest unmöglich geworden, da die Bürgerschaft und die Feuerwehr sich wegen einer anzuschaffenden neuen Spritze entzweit hatten. Das Gaupräsidium war in arger Verlegenheit, ging umher wie Diogenes mit der Laterne, um einen Festort zu suchen, und traf schließlich auf Herrn Pauli, der unter vielem Wenn und Aber die Möglichkeit, Kaldenried zum Festorte zu gewinnen, zugab. Das Präsidium griff mit Begeisterung zu. Von rechts und links geschoben, stand Herr Pauli in dem entscheidenden Augenblicke, schier wider seinen Willen, auf der Rednerbühne, hielt seine Rede, die er

nur für sich ausgedacht hatte, und erntete das begeisterte Bravo und das allgemeine Händeschütteln; er war der Held des Tages.

Auf dem Heimwege hatte er zwar einiges Herzklopfen, wenn er daran dachte, was man zu seiner Eigenmächtigkeit sagen würde. Aber er erwog alle ähnlichen Fälle und blieb getröstet vor der Frage stehen: Haben wohl jene Herren, die mit großer Freudigkeit zu den allgemeinen deutschen Sänger-, Turner- und Schützenfesten einluden, von der Bürgerschaft, das heißt von denen, die schließlich die Festkosten zu tragen hatten, mehr Auftrag gehabt als du?

Er hatte sich bei seinen Befürchtungen auch nicht getäuscht. Die Mitteilung, daß Kaldenried im nächsten Jahre die Ehre haben werde, das Gaufest in seinen Mauern zu sehen, fand keine begeisterte Aufnahme. Man erhob zwar keinen Widerspruch, aber man machte mürrische Mienen, indem man die unvermeidlichen Kosten erwog, die neue Bluse, den neuen Hausanstrich, die Einquartierung — Gedankenreihen, die sämtlich mit dem nicht erfreulichen Fragezeichen schlossen: Was wird die Frau dazu sagen? Nur die sogenannte Brandmauer, eine Genossenschaft, die ungefähr das vorstellte, was man sonst die scharfe Ecke zu nennen pflegt, Junggesellen und Haustyrannen, die sich vor keinem weiblichen Einspruche fürchteten und jede Gelegenheit zum Trinken willkommen hießen, stimmte begeistert zu. Im übrigen betrachtete man die Sache wie ein unvermeidliches Schicksal und tröstete sich einstweilen damit, daß man ja noch ein Jahr Zeit habe.

Die ganze Angelegenheit kam denn auch bis zum nächsten Frühling in Vergessenheit, nun aber galt es,

der Aufgabe energisch „näher zu treten“ und sie nach den Regeln der Kunst einzufädeln. Hierzu war Herr Isidor Hirschfeld der geeignete Mann. Natürlich war er längst der freiwilligen Feuerwehr beigetreten, freilich ohne daß dieser daraus ein erheblicher Vorteil erwachsen wäre. Man wußte mit seinen krummen Beinen nichts rechtes anzufangen und gab ihm den Schlauchwagen zu ziehen. Herr Isidor war stolz in dem Gefühle seiner Würde — was wäre auch die gesamte Feuerwehr ohne den Schlauchwagen gewesen, und was der Schlauchwagen ohne den, der ihn zog —, stand jedermann im Wege und hörte nicht auf zu fragen: Herr Kommandant, soll ich jetzt kommen mit dem Schlauchwagen, Herr Kommandant, soll ich jetzt gehen mit dem Schlauchwagen? Dagegen war er als Vorbereiter der Festes und Bearbeiter der öffentlichen Meinung sehr brauchbar. Es war seine Idee, vor allem den Gegenstand im Verein für Volksbildung auf die Tagesordnung zu setzen. Den Vorsitzenden, Herrn Redakteur Cohn, der sein guter Freund war, zu gewinnen, kostete keine Mühe; schwieriger war es, das geeignete Thema und den willigen Vortragenden zu finden. Auch diese Schwierigkeit überwand die Zähigkeit des Herrn Hirschfeld. Der Gymnasiallehrer Herr Dr. Maudrig mußte heran und über das Feuerlöschwesen der alten Griechen und Römer sprechen. Der Vortrag war sehr schön. Er berührte den trojanischen Krieg und bewies aus Quellen, daß die in Brand geratenen griechischen Schiffe mit Seewasser gelöscht wurden, ging auf den polizeiwidrigen Zustand des alten Athens zu den Zeiten der Perserkriege über und schloß mit dem Brande Roms zur Zeit Neros und den als Fackeln verbrannten christlichen Märtyrern.

Der Pneumatica Heros wurde Erwähnung gethan und „konstatiert," daß man in Rom wirkliche Feuerspritzen gehabt habe, die Syphons genannt wurden. Zur Erläuterung wurde ein Selterwasser-Syphon herumgereicht und schließlich der Grundsatz aufgestellt, die Höhe des Feuerlöschwesens sei ein Maßstab für die Höhe der Kultur eines Volkes. Rauschender Beifall lohnte den Redner; alles war im Bewußtsein des Besitzes einer freiwilligen Feuerwehr von der Höhe der eignen Kultur überzeugt. Diesen Gefühlen lieh der Herr Vorsitzende beredten Ausdruck, indem er auf das bevorstehende Gaufest hinwies und die Überzeugung aussprach, daß Herr Pauli die lebhafteste Dankbarkeit der Bürgerschaft verdiene, wie denn auch der opferfreudige Heldenmut der freiwilligen Feuerwehr über alles Lob erhaben sei.

Inzwischen machten die opferfreudigen Helden immer bedenklichere Gesichter, denn die verschiednen Heldenfrauen fingen an, unangenehm zu werden. Da war es einer von dem Kollegium der Brandmauer, noch dazu ein alter Junggeselle, der das Rechte traf. Leute, sagte er, mit Speck fängt man Mäuse. Richtet einen Gauball ein, und ich sage euch, das Weibervolk ist gewonnen. Dies wurde beschlossen, und sogleich klärten sich sämtliche Gesichter auf.

Jetzt kam es darauf an, die Kommission zu bilden. Mit Rücksicht auf die Bedeutung der Sache sollte diese Kommission aus einundzwanzig Mitgliedern bestehen; es sollten alle Spitzen der Behörden zur Teilnahme eingeladen werden, es sollten auch alle bürgerlichen Klassen und Interessentenkreise Vertretung finden. Zu den Spitzen gehörte natürlich der Herr Bürgermeister, der Herr Gymnasialdirektor, der Herr

Kreisphysikus und der Herr Baron von Rackwitz, der den abberufnen Herrn Landrat vertrat.

Herr Isidor warf sich in seinen Frack und Herr Pauli in seinen Bratenrock, und so machten sich beide, beladen mit dem Auftrage der Generalversammlung der freiwilligen Feuerwehr, auf den Weg, die genannten Herren einzuladen. Der Herr Bürgermeister wußte, was ihm bevorstand, und hatte als kluger Stadtverwaltungsdiplomat erwogen, daß er nächstens einige bedenkliche Etatsüberschreitungen zu vertreten haben werde, und daß er vom freien Bürgersinne heftige Opposition und den ganzen Brustton sittlicher Entrüstung zu erwarten habe, wenn er in Bezug auf das Fest Schwierigkeiten mache. Die Deputation trat ein und trug ihre Sache vor, der Herr Bürgermeister legte sein Gesicht in die bedenklichsten Falten. Er stehe ja der Angelegenheit höchst wohlwollend gegenüber, es seien aber doch auch ganz erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Herr Isidor Hirschfeld überwand diese Schwierigkeiten mit siegreichen Gründen. Der Herr Bürgermeister gab schließlich der nationalökonomischen Erwägung, daß das Fest Geld in die Stadt bringe, nach und versprach — soweit es seine sehr in Anspruch genommne Zeit gestatte — seine Hilfe. Die Deputation zog triumphierend ab, und der Herr Bürgermeister betrachtete seufzend den Stoß wichtiger Verwaltungssachen, deren Erledigung abermals verschoben werden mußte. Aber das Gaufest mußte doch allem andern vorgehen.

Der Herr Baron von Rackwitz, ein etwas langsamer Herr, dessen Amtsthätigkeit darin bestand, seinen Namen unter das zu setzen, was der Herr Kreissekretär verfügt hatte, hörte mit abwesenden Blicken

die Rede an, die Herr Isidor in nervöser Eile hersagte. Als letzterer eine Pause machte, setzte er seinen Kneifer auf, eine Gebärde, deren Zweckmäßigkeit er in verlegnen Momenten schon öfter erprobt hatte.

— Und so wollen wir Sie gebeten haben, Herr Baron, fuhr Isidor fort, uns die Ehre zu geben zu unserm Gaufeste, das am 25. August stattfinden soll.

— Was Sie sagen!

— Es werden erwartet die Vereine des Bezirks und der umliegenden Fürstentümer. Mindestens achthundert Personen werden eintreffen. Wir werden haben einen Festzug, Festbankett und Ball. Es wird stattfinden eine Spritzenprobe und ein Feuerwehrmanöver. Zur Vorbereitung wird sich bilden eine Einundzwanziger-Kommission, wozu wir Sie gebeten haben wollten, Herr Baron, mit beizutreten.

— Fabelhaft. — Jaso. Natürlich, werde mir ein Vergnügen daraus machen. Natürlich, soweit es meine sehr in Anspruch genommne Zeit gestattet. Adieu, adieu.

Bei Tisch wandte sich die Frau Baronin fragend an den Herrn Baron: Egon, ist es denn wahr, was man auf dem Markte erzählte, daß du zum Gaufeste zugesagt hast? (Der Baron setzte bedeutsam seinen Kneifer auf.) Du hast doch nicht vergessen, daß wir im August nach Heringsdorf reisen wollten.

— In der That —

— Aber Egon, ich bitte dich, sei doch nicht so denkfaul.

— Sieh mal an — denkfaul — wie meinst du das, meine Liebe?

— Hab ich dir schon zehnmal gesagt. Wir wollen,

wie du weißt, im August nach Heringsdorf, du mußt also das Gaufest absagen.

— Unmöglich — der Kneifer fiel herab — Repräsentation — nationale That — Beteiligung der Spitzen. — Wirst allein reisen müssen, meine Liebe. Das war aber der Frau Baronin gerade recht, und so machte sich das übrige.

Nicht so glatt ging es bei dem Herrn Gymnasialdirektor. Die Kommission traf ihn mitten unter ganzen Stößen Korrekturen und Berichten an. Er war also nicht in rosigster Laune und antwortete in seiner zugleich hastigen und stockenden Weise: Bedaure, kann mich für Ihr Gau—efest nicht inter—essieren. Wenn Sie Zeit und Lust zu der An—egelegenheit haben, so gratu—eliere ich Ihnen; aber ich habe dienst—eliche Ab—ehaltung.

Herr Pauli war etwas eingeschüchtert und wäre wohl davongegangen, aber ein Isidor Hirschfeld war nicht mit so leichter Mühe abzuschütteln. Er stellte die Angelegenheit nochmals dar und schloß: Herr Direktor, wir würden bedauern, Sie nicht im Komitee zu haben, da die Spitzen sämtlich teilnehmen. Wir kommen eben vom Herrn Baron, der zugesagt hat mit Bereitwilligkeit.

Niemand gehört ungestraft zu den Spitzen, dann am wenigsten, wenn die Frau Gemahlin darauf Wert legt, zu den Damen der Spitzen zu gehören. Der Herr Gymnasialdirektor war sehr un—egehalten, aber es half nichts, er mußte nach—egeben.

Weit weniger Umstände machte der Herr Kreisphysikus, der sich sogleich bereit erklärte und als Probe einer Beteiligung an der Kommission auseinandersetzte, wie mit Hilfe von Esmarchschen Hosenträgern etwa

verunglückten Feuerwehrleuten der Notverband angelegt werde, wobei Herr Isidor Hirschfeld um einige Grad blässer wurde. Hier endeten die persönlichen Einladungen. Die übrigen wurden durch Zirkular aufgefordert, sich an der nationalen That zu beteiligen und ihre Interessen wahrzunehmen.

Nunmehr begannen die Kommissionssitzungen. Solche Kommissionssitzungen sind, wie jedermann weiß, sehr zeitraubend, denn sie beginnen und schließen höchst unpünktlich und bestehen, genau genommen, aus einem Vortrunke, einem Haupttrunke und einem Nachtrunke. Es ist auch sehr umständlich, wenn jedem der zu spät kommenden Herren Ehrenmitglieder der ganze Verlauf der Sache nochmals dargelegt werden muß. Die Kommission arbeitete also, das heißt, sie nahm Vorschläge der Mitglieder entgegen, erweiterte diese und nahm sie dann mit größter Liberalität an. Man hatte bei der Kommission alle Stände und Interessenkreise berücksichtigt, es war also begreiflich, daß die Vorschläge auch den verschiednen Interessen entsprachen. Herr Handelsgärtner Abel beantragte die Ausschmückung der Stadt und des Festplatzes mit Guirlanden. Angenommen. Herr Pauli (Klempner) war für eine Illumination durch Blechlämpchen, Herr Seifensieder Sondershausen mehr für Stearinkerzen. Angenommen. Herr Kreisphysikus Mylius machte auf die Notwendigkeit, einen Verbandplatz einzurichten, aufmerksam. Angenommen. Herr Kürschnermeister Lampe wollte die Besorgung der erforderlichen Esmarchschen Hosenträger übernehmen. Angenommen. Herr Malermeister Schlierke war auf dem Schützenfeste zu Leipzig gewesen und hielt die Errichtung eines Triumphbogens aus Brettern mit Wappen und symbolischen Malereien

für unerläßlich. Der Herr Gymnasialdirektor empfahl die symbolische Darstellung von Wasser und Feuer, und der Herr Baron Inschriften aus Schillers Glocke. Angenommen. Dann kam der Herr Redakteur Cohn, der für eine Festzeitung eintrat. Er hatte eine Novelle liegen, die, wenn sämtliche darin vorkommenden Personen zu Feuerwehrleuten umgestaltet wurden, sich zur Festnovelle eignete. Da er die unentgeltliche Aufnahme von Inseraten in Aussicht stellte, fand er die Unterstützung aller der Mitglieder der Kommission, die Blumenspritzen, Hosenstoffe, Brennmaterial, Löschpapier, Räucherkerzchen und ähnliche passende Sachen zu annoncieren hatten. Auch dieser Vorschlag wurde angenommen. Der nächstfolgende Vorschlag gab zu ernstlicher Meinungsverschiedenheit Anlaß. Es handelte sich um das Festbankett, ob es bei Schlemper oder im Preußischen Hofe abgehalten und ob dazu Wein oder Bier getrunken werden sollte. Eigentlich war man für die letztern Vorschläge. Aber Herr Isidor Hirschfeld ließ nicht nach, regte sich furchtbar auf und setzte endlich seinen Schlemper und seinen Wein durch. Als endlich noch Herr Modewarenhändler Breitfuß mit einem Vorschlage, Ehrenjungfrauen weiß einkleiden zu lassen, ankam und die Andeutung machte, daß die erforderlichen Stoffe bei ihm höchst preiswert zu haben seien, riß der Faden der Geduld. Man wurde gar zu deutlich an die Kosten erinnert, man hatte bisher alles angenommen, eine Ablehnung durfte doch nicht fehlen, und so wurde dieser Antrag abgelehnt. Das Gaufest hatte sich ohne Ehrenjungfrauen zu behelfen.

Aber dies alles geschah noch in der Zeit der ersten Liebe. Des Lebens Ernst blieb aber nicht aus, denn es zeigte sich, daß zwar die Ideen sehr schön waren,

aber die Mittel nicht ausreichten. Die Festzeitung kam gar nicht zu stande, obgleich der Herr Lokaldichter die Begrüßungsode schon fertig hatte. Glücklicherweise erschien diese später im Intelligenzblatte. Der Monumentalbau aus Brettern schrumpfte zu einer gewöhnlichen, aus Tannenguirlanden und Rüstbäumen aufgeführten Ehrenpforte zusammen. Nur zwei Pappschilde, ein rotes, das das Feuer, und ein blaues, das das Wasser symbolisierte, und die Inschrift: Wohlthätig ist des Feuers Macht u. s. w. erinnerten an die schönen Pläne. Der Verbandplatz, ohne den es der Kreisphysikus schlechterdings nicht that, beschränkte sich auf eine Marktbude mit einer Inschrift und einigen Verbandrollen und Stärkungsmitteln.

Noch andre Schwierigkeiten türmten sich auf. Einzelne nicht zur Kommission zugezogne Interessenten wurden bösartig; es war zu befürchten, daß die unliebsamen Bemerkungen dieser Herren die ganze Stimmung verderben würden. Der Appell an die oft bewährte Gastlichkeit von Kaldenried, sowie die Aufforderung, sich an der nationalen That durch Gewährung von Freiquartieren zu beteiligen, verfing nicht. Bereits verhandelte man mit einigen Wirten über die Einrichtung der verschiednen Tanzsäle zu Massenquartieren, da gelang es in einer langen, anstrengenden Sitzung, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Man machte die widerstrebenden Herren unter Überreichung von gewaltigen Schleifen zu Festordnern, die die ausschließliche Aufgabe hatten, dem Festzuge voranzuschreiten, und man bestimmte, daß alle diejenigen, die Freiquartiere gewähren würden, Zutritt zu dem Feuerwehrballe haben sollten. Das half.

So rückten denn die Festtage heran, und die Stadt

that wirklich Hervorragendes. Die Holzgasse, durch die der Zug gehen sollte, wurde gepflastert, der Markt ausgebessert, und für das Rathaus wurden drei neue Fahnen angeschafft. Es wurden Decken geweißt, Zimmer tapeziert und Häuser neu angestrichen, es wurden Fahnen gewaschen, Tannenbäume herangefahren und Guirlanden gebunden, kurz, die Stadt legte ein Festkleid an, das das zu Königs Geburtstag oder zum Sedanfeste gebräuchliche weit übertraf. Aber man hatte ja auch nicht alle Jahre Gaufest. Die Kommission war in fieberhafter Thätigkeit. Die Stadtverwaltung ruhte, die Wissenschaften spannten aus, und die Geschäfte traten zurück — wegen des Gaufestes. Am Festvorabend gab es feierlichen Zapfenstreich, und am Festmorgen blies der Stadtmusikus vom Turme herab: Nun danket alle Gott. Froh bewegte Menschen standen auf der Straße. Die Schule fiel natürlich aus, und der Wochenmarkt war verlegt worden — wegen des Gaufestes. Schon tauchten einzelne Feuerwehrmänner in voller Rüstung auf. Sensation unter den Mädchen am Brunnen: Da ist einer, da ist einer! Aber es war ein Kaldenrieder, noch dazu Vater von fünf lebendigen Kindern. Aber jener dort, der mit ernster Miene und gravitätischem Schritte über den Markt wandelte, war wirklich ein Auswärtiger. Ein so blanker Römerhelm, so breite Litzen eine so große Signaltute waren in Kaldenried noch nicht gesehen worden.

Durch das Gerberthor zogen Trupps von Feuerwehrleuten ein, einige sogar mit Tönen, die von weitem wie Musik klangen; aber das waren Bauernvereine aus der Nachbarschaft, mit denen man nicht viel Umstände machte. Nur die liebe Jugend ließ sichs nicht

nehmen, vorauszuziehen. Die ankommenden blieben eine Zeit lang scheinbar zwecklos auf dem Markte stehen und verliefen sich dann in die verschiednen Restaurationen.

Der Ort, wo die Festbegeisterung am kräftigsten pulsierte, war der Bahnhof. Hier hatte sich im Damenzimmer der Wohnungsausschuß festgesetzt, den Vorsitz führte kein geringerer als der Herr Gymnasialdirektor. Auf dem Perron (damals gab es noch keine Bahnsteige) herrschte eine von Minute zu Minute wachsende Spannung. Man redete im Flüstertone; der Bahnhofsinspektor hatte seine beste Dienstmütze auf.

Da fährt der Festzug ein. Bereits von weitem hört man ein Getöse von Stimmen, Hände winken mit ekstatischer Hast zu den Wagenfenstern heraus, alles stürzt aus den Coupees, als hänge an der Minute das Leben. Schon werden Reden gehalten. Herr Isidor Hirschfeld ist groß, ja er würde noch größer dagestanden haben, wenn er nicht zu klein gewesen wäre. Die Führer des Volkes und Leiter der Gausache begrüßen sich mit ernstem Händeschütteln wie Blutsverwandte, die sich seit zwanzig Jahren nicht gesehen haben. Sogleich wird stehenden Fußes eine Sitzung abgehalten und festgestellt, daß die Thätigkeit der Kaldenrieder Festkommission über alles Lob erhaben sei, und daß, wenn das Wetter günstig bleibe, auf einen glänzenden Verlauf des Festes alle Aussicht vorhanden sei. So war der erste große Moment vorüber gegangen, und die Spannung löste sich auf in etliche Töpfchen Bier. Doch fand der große Moment bei jedem einlaufenden Zuge seine Wiederholung, bis die achthundert todesmutigen Beschützer des Bürgerwohles bei einander waren.

Mit gewohnter Umsicht hatte der Vorstand das Fest in der Weise angeordnet, daß am ersten Nachmittage die Verhandlungen, am Abend die offiziellen Begrüßungen, am andern Mittage der Festzug, das Feuerwehrmanöver und hierauf Festbankett und Ball stattfinden sollte. Wir müssen es uns leider versagen, alle diese „Phasen“ des Gaufestes mit zu durchleben, und können nur versichern, daß kein Mißton das schöne Fest störte. Denn daß im Schützenhause die Fenster eingeworfen und in der Gerbergasse ein Nachtwächter geprügelt wurde, geschah doch erst nach Schluß des Festes und mag mit dem Übermaße der genossenen Begeisterung entschuldigt werden. Die Verhandlungen verliefen in herkömmlicher Weise. Ein Häuflein redebegeisterter Männer debattierte drinnen im Saal im Schweiße des Angesichts über die der Hilfskasse für verunglückte Feuerwehrmänner vom Staate zu leistende Beihilfe. Die Mehrzahl saß währenddessen draußen unter den Bäumen, trank im kühlen Schatten ihr Bier, vergnügte sich mit zweifelhaften Witzen und hörte einem Gott weiß wie dazwischen gekommnen Agenten einer Feuerversicherungsgesellschaft zu, der für sein Haus Reklame machte und seine Rede mit den schönen Worten schloß: Darum, meine Herren, lassen Sie alles ruhig brennen, Sie haben Ihre Police, und die Gesellschaft bezahlt mit Vergnügen bei Heller und Pfennig. Nach Schluß der Verhandlungen wandte man sich zur Besichtigung der Stadt. Besonders das Haus, bei dem der große Brand von 1832 Halt gemacht hätte, fand eine wehmütig-ernste Betrachtung.

Der Höhepunkt des Festes war der Festzug, der brüllend und angebrüllt die Straßen der Stadt durchzog und zuletzt auf dem Holzplatze Aufstellung nahm.

Die den Schluß bildende Kaldenrieder Feuerwehr schwenkte kurz zuvor ab und verteilte sich in die dem Spritzenhause zunächst liegenden Restaurationen, um sich durch einige Gläser Bier in die vorgeschriebne Ahnungslosigkeit zu versetzen. Schlag zwei Uhr ertönte die Sturmglocke. Der Festredner auf dem Holzplatze hatte leider seine zündenden Worte noch nicht beendet und mußte einen unfreiwilligen Schluß machen. Die Signalbläser eilten durch die Straßen der Stadt, in denen kein Feuerwehrmann mehr zu finden war; die in den Bierstuben aufgeschreckte Mannschaft stürzte sich auf die Geräte und kam mit unglaublicher Präzision auf dem Holzplatz angerast. Nur Herr Isidor Hirschfeld hatte sich mit seinem Schlauchwagen verlaufen, oder vielmehr er hatte den kürzern Weg genommen und war hinter einem dicht zusammengekeilten Haufen von Zuschauern sitzen geblieben. Glücklicherweise war Herr Pauli der Mann, auch solcher kritischen Augenblicke Herr zu werden. Er verzehnfachte sich, er war überall, er griff überall zu, er stellte jeden Mann an, half jeden Schlauch anschrauben und kommandierte, bis er überhaupt gar keine Stimme mehr hatte. Es muß der Wahrheit gemäß berichtet werden, daß die Spritzen gut waren und das nötige Wasser abgaben, daß der aus Zimmerleuten, Dachdeckern und Schornsteinfegern zusammengesetzte Steigerzug zu klettern verstand und die „General-“ sowie die „Spezialidee“ durchgeführt wurde. Mit Hochgefühl blies der Kommandant „Feuer aus“ und nahm die Glückwünsche der Versammlung entgegen. Nur der alte Polizeisergeant Ladewig sagte kopfschüttelnd zu seinem Kollegen: Bei uns in der Instruktionsstunde hieß es: Der Kommandant bleibt auf seiner Stelle stehen, um daß damit

ihn die Ordonnanz finden kann. Was diesen Feuerwehr-kommandanten anbetrifft, den hätte ich als Ordonnanz nicht gefunden. — Aber was versteht die Soldateska vom freiwilligen Feuerlöschwesen!

Den Schluß bildete ein Feuerwehrreigen, das heißt eine Art Kinder-Ringelreihen, der von den großen Leuten mit aller Ernsthaftigkeit nach den Klängen der „Kleinen Fischerin" getanzt und von den maßgebenden Persönlichkeiten für sehr instruktiv gehalten wurde. Hierauf wandte man sich zur Besichtigung der Ausstellung von Löschgeräten, die von einem halben Dutzend seufzender Fabrikanten, die die Kosten erwogen, aber der Konkurrenz wegen nicht fern zu bleiben gewagt hatten, beschickt worden war.

Blicken wir auf die Tage des Festes zurück, so müssen wir anerkennen: der Erfolg war der Mühe wert. Es sind fünfundneunzig Hektoliter Bier getrunken worden, und von dem Weine Hirschfelds ist auch nicht eine Flasche übrig geblieben. Leider hat es nicht an solchen gefehlt, die beflissen gewesen sind, den so erhabnen „Festgedanken" herabzuziehen. Hat sich doch der Herr Bergrat nicht geschämt, öffentlich zu sagen: Unsre werten Festgäste, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, hätten besser gethan, für Frau und Kinder etwas zu verdienen, als zu „Sauffesten" zu ziehen und ihr Geld zu vertrinken. Aber man weiß ja, jene Herren sind keine Freunde der Volkswohlfahrt, und die Bethätigung des freien Bürgersinns ist ihnen ein Dorn im Auge.

Sprechen wir es aus: Feste sind Manöver. Hier werden die Kräfte geprüft, gestählt und für den „Ernstfall" bereit gestellt. Umgekehrt sind Erfolge die Probe auf die Wirksamkeit der vorausgehenden Feste. Es

würde zu weit führen, dies in Bezug auf die Schützen- und Turnerfeste und das Deutsche Reich nachzuweisen. Wenn in Kaldenried diese Probe nicht so günstig ausfiel, als es zu wünschen gewesen wäre, so lag dies an gewissen besonders ungünstigen Umständen. Bei Gelegenheit des Festbankettes hatte Herr Pauli, während die anwesenden Bürger ein gelindes Gruseln überlief, den kecken Wunsch ausgesprochen: Möchte es doch in Kaldenried endlich einmal brennen, damit die Feuerwehr zeigen könnte, daß die gebrachten Opfer nicht vergeblich gebracht worden sind. In der Nacht nach dem Feste, als alles, auch der Türmer, im tiefsten Schlafe lag, brannte es wirklich. Die Spritzen waren in Eile in den Schuppen untergebracht, aber keine stand an ihrem Orte, die Schläuche waren zum Trocknen nach der Bleiche geschickt worden, und vor allem: Herr Pauli war krank. Es war ein kleines, geduldiges Feuerchen, ein massiv gebauter Pferdestall, es regte sich kein Lüftchen, und es fiel ein linder Regen. Endlich kam die erste Spritze an. Man probierte und disputierte und fuhr sie wieder weg, so die zweite und die dritte. Man legte Schläuche, aber sie wollten nicht passen, kurz, es wollte nichts klappen. Das Publikum machte Bemerkungen, die für die Feuerwehr nicht sehr schmeichelhaft ausfielen, besonders zeichnete sich eine Reihe von Zuschauern aus, die auf der gegenüberstehenden Gartenmauer Platz genommen hatten: Es wird nichts. — Laßt doch die Musik kommen, sonst können sie nichts. — Musik! — Fischerin du kleine! — Schunkelwalzer! Und wirklich, angesichts der hellen Flamme faßte sich die Reihe unter und fing an zu schunkeln!

Von Herrn Isidor Hirschfeld war nichts zu hören

und zu sehen. Der Pferdestall grenzte an sein Haus. Nachdem er den leeren Schlauchwagen auf seinen Hof gefahren hatte, rettete er seinen Schreibsekretär auf die Straße, und Frau Cora setzte sich darauf.

Er hatte allerdings einigen Schaden von dem Feuer gehabt. Als er diesen aber bei seiner Gesellschaft anmeldete und die Antwort erhielt, es werde nichts vergütet, da er ja nicht nötig gehabt hätte, seine Möbel in den Regen zu schleppen, verwünschte er die freiwillige und die unfreiwillige Feuerwehr und ihre Kinder und Kindeskinder und trat noch am selbigen Tage wieder aus.





15

Die Krone der Vortrefflichkeit



Abenddämmerung. Über der See liegt ein grauer Dunst, und auf ihm sitzt der Mond, mager und heruntergekommen, eine bleiche Sichel. Eine gelbliche Wolke gleich einem breitrandigen, umflorten Damenhute trägt er auf dem Haupte. Am Strande auf dem Dünenabhange zwischen ein paar armseligen Büscheln Strandhafer sitzt eine weibliche Gestalt, auch bleich und mager, auch heruntergekommen, auch einen großen Hut wie eine gelbe Wolke auf dem Kopfe tragend. Sie hält die Hände im Schoß gefaltet und schaut mit großen, teilnahmlosen Augen in die Weite. Die Wogen ziehen in langen gleichförmigen Kämmen dem Lande zu und rollen müde über den Sand. Keine erreicht ganz ihre Vorgängerin, jede bleibt ermüdet ein wenig hinter der andern; das Meer weicht zurück, es ist Ebbe.

Die Frau am Strande sah zu: Das sind meine Tage, sagte sie, es wird weniger, es nimmt ab. Und du, Mond, bist dran schuld!

Der Mond schob entrüstet seinen Hut von der

Stirn zurück, machte einen goldnen Zickzack über das ganze Meer hinweg, gerade wie wenn einer zitternd seinen Finger ausstreckt, und sagte (oder dachte es die Frau nur, daß ers sagte): Nein, du bist daran schuld.

Die Frau entrüstete sich nicht, rückte auch nicht am Hute, sondern ließ den Kopf noch tiefer sinken als zuvor und sagte: Ich hätte es nicht thun sollen. Tante Miendchen warnte mich gleich. Aber Papa verlachte den thörichten Aberglauben, und ich wollte nicht ungehorsam sein. Aber ich hätte es doch nicht thun sollen. Ich hätte nicht bei abnehmendem Monde heiraten sollen — nun nimmts ab.

Der Mond machte eine höhnische Miene und sagte: So? weißt du auch, wer an demselben Tage wie du Hochzeit gehabt hat? Die Fanny. Hast du sie vorhin mit ihren Kindern auf der Esplanade gesehen? Eine Prachtfrau und Prachtkinder! Daran bin ich wohl nicht schuld. Nein, du hast es selbst verschuldet.

Vor den Augen der Frau stand ihr eignes Bild, das Bild einer guten, ja vortrefflichen, ja ausgezeichneten Tochter, Gattin, Mutter und Hausfrau. Woran hatte sie es je fehlen lassen? Was konnte sie dafür, daß ihr Mann einen so gedrückten Charakter hatte und nicht vorwärts kommen konnte, daß die Kinder aus einer Krankheit in die andre fielen, daß sie selbst müde und welk wurde, daß es ihrem Hause an Sonnenschein fehlte. Was konnte sie dafür? — Nein, Mond, du lügst!

— Was, lügen? Warte, ich will dirs beweisen. Du, du bist daran schuld — deine große Vortrefflichkeit ist daran schuld. Jawohl! Deine große Vortreffkeit. Jetzt sitze mal ganz still und höre zu.

Wer war denn das kleine altkluge Ding mit dem spiegelblanken Scheitel und den langen Zöpfen, die in der Selekta immer die erste war, und deren Zensuren langweilig waren vor lauter Einsen? Kennst du sie? Wenn die Blumen blühten und die Vögel sangen, saß sie hinter den Büchern. Ich hätte noch nichts gesagt, wenn sie Freude an den Dingen gehabt hätte, die sie lernte, aber die waren ihr ganz gleichgiltig, ihr lag nur an der Eins in der Zensur und an dem Lobe von einem halben Dutzend alter Tanten: Diese Klara Zelter — etwas ganz Ausgezeichnetes! Und dafür hat sie ihren eignen Frühling hingegeben. Da war deine „Freundin," die Fanny, die jetzt nur zum Spaß im Seebade ist — das war ein ganz andres Mädel! Es ist wahr, mit der Orthographie steht es bis zum heutigen Tage nicht ganz sicher, und unter den altägyptischen Dynastien wußte sie nur ungenügenden Bescheid. Aber was hast du von Ramses dem Zweiten oder Sesostris gehabt? Was hat dir der ganze Kram und alles Lob genützt? Nach der Konfirmation begann die höhere Bildung: Üben, Zeichnen, Sticken, Englisch, Französisch. O! die armen Augen, ach die armen Nerven; aber das schadet nichts. Ein vortreffliches Mädchen fragt nicht nach solchen Kleinigkeiten, das wird ja alles ersetzt durch das Bewußtsein: Diese Klara Zelter, etwas ganz Ausgezeichnetes! Währenddessen hat deine Fanny, die du als eine verlorne Kreatur betrauertest, Reiten gelernt und mit Offizieren getanzt und manche Dummheit gemacht. Frau Klara, wer in seinem Leben nie eine Dummheit gemacht hat, ist nie jung gewesen.

Erinnerst du dich des Tages, an dem Doktor Schragendorf — dein Oskar — mit hohem Hut und

weißen Handschuhen bei deinem Papa war, und wie dich hernach Papa in sein Zimmer rief und dir feierlich Oskars Werbung überbrachte. „Wenn du meinst, Papa.“ Ich bitte dich! Die Wahl des Mannes ist eine Entscheidung fürs ganze Leben. Das kann kein Mensch einem andern abnehmen. „Wenn du meinst!“ Da hättest du auch vorm Traualtar statt „Ja“ antworten können: „Bitte, fragen Sie Papa.“ Und dabei warst du mehr denn je von deiner Vortrefflichkeit überzeugt und hast nicht gemerkt, daß du in der jammervollen Schnürbrust deiner Vortrefflichkeit fast schon das freie Atmen verlernt hattest. Du hast Glück gehabt. Aber du bist auch deinem Manne eine vortreffliche Frau gewesen. Nie eine Laune, nie ein heftiges Wort, nie eine Unvernunft, nie etwas andres in allem Thun als der Stempel des Vollendeten. Ob sich wohl dein Oskar seine zukünftige Frau so abgeklärt, so kühl, so unnahbar vorgestellt hat? Du hast dich beklagt, daß es zwischen euch zu keinem offnen Vertrauen gekommen ist, und daß sich dein Mann scheu in sich selbst verschließt. Wer ist daran schuld? Du mit deiner Vortrefflichkeit. Natürlich sind für eine vortreffliche Frau die kleinen Sachen des Hausstandes, Fleischpreise und Kinderwäsche, Dinge von größter Wichtigkeit. Man hat natürlich absolut keine Zeit, sich um das geistige Leben, die schüchternen Bedürfnisse des Mannes zu kümmern. Dein Mann ist kein gewöhnlicher Mensch; er hat seine besondern Gedanken. Seine Kollegen verstehen ihn nicht. Wenn ihn seine Frau verstünde, das würde viel Bitterkeit gut machen. Aber hat es denn je seine vortreffliche Frau der Mühe für wert gehalten, ihn zu verstehen? Hat er einmal kaum angefangen, von seinen Ideen

zu reden, so schreit ein Kind, oder Emma soll die Fenster zumachen, oder es platzt sonst eine Trivialität dazwischen. Das ist für eine vortreffliche Frau viel wichtiger, als für die Ideen des Mannes — mögen sie immerhin merkwürdig sein — Zeit zu haben. Weißt du, was er jetzt macht? Er arbeitet die Nächte durch, um das Geld für deine Badereise zu verdienen. Denn er hats nicht, er hat nur so gethan, als würde ihm deine Reise nicht schwer.

Frau Klara seufzte schmerzlich und sagte: Du hast gut reden, du weißt nicht, was es heißt, vier kleine Kinder zu erziehen.

— Jawohl, jawohl! Du hast auch darin das Ausgezeichnetste geleistet und dich dadurch bis hierher auf diesen Sandhaufen gebracht. Daran ist wieder deine große Vortrefflichkeit schuld. Still! ich wills dir beweisen. Daß du bei deiner vortrefflich verwandten Jugend keine Enakskinder verdient hast, wirst du wohl einsehen. Wenn aber vortreffliche Mütter aus lauter Angst und Zärtlichkeit ihre schmalen und stelzbeinigen Kinder in Watte packen, jeden ihrer Schritte überwachen, jede Regung der Selbständigkeit hofmeistern, so ist das mehr als eine Dummheit, es ist ein Unrecht. Da sieh der Fanny ihre Kinder an. Wie oft sind sie von Bäumen heruntergefallen, haben sich geschunden, Winkelmaße in die Kleider gerissen — wachsen sie nicht heran wie die jungen Hirsche? Und deine?! Die sorglose Fanny und du Mutter in tausend Ängsten, wer versteht sein Fach besser? Du hast viel Krankheit im Hause gehabt; du hast aber auch aus jeder Mücke einen Elefanten gemacht. War es ein wenig Katarrh, wurde ein Wesen gemacht, als sei es Lungenentzündung, waren es die Zähne, so wurde vor Kopfkrämpfen ge=

zittert. Und um des zweifelhaft kranken Kindes willen machte sich die vortreffliche Mutter unzweifelhaft krank. Hilfe annehmen, eine Wartefrau oder eine Tante kommen lassen — Gott bewahre, das duldete die Ehre nicht. Dafür bringt man sich mit Sorgen, Hetzen und Nachtwachen herunter, bis zum Schatten. Das Bewußtsein der Vortrefflichkeit ist eine schöne Sache, man läßt sich das schon etwas kosten. Eine Märtyrerkrone hat einen ganz besondern Reiz. Manche haben sich schon, um diesen Hochgenuß zu haben, mutwillig schinden und rädern lassen. Frau Schwester, Frau Schwester, fast glaube ich, du bist auch nach so einer kleinen Krone lüstern.

— Du verstehst das nicht. Eine Mutter kann nicht anders.

— Richtig! Aber darf sich eine Mutter diesen Naturtrieb zum Verdienste anrechnen, darf sie ihm vernunftlos nachgeben? Wenn ein Rebhuhn gegen seine Natur, um die Jungen zu schützen, dem Jagdhunde an den Kopf fliegt, handelt es da nicht vernünftiger, als so eine vortreffliche Frau, die sich zu Grunde richtet, weil sie nicht anders kann? — Und nun die Wirtschaft! Und der Scheuerteufel! Ein Spinngewebe oben über der Gardinenstange — gräßlich! Was würden die Leute dazu sagen! Alle Fenster und Thüren auf! Mit der kranken Brust recht in den Zug gestellt! Das gehört dazu. Wo aber der liebe Oskar bleibt, wenn er müde aus dem Gymnasium kommt, darauf kommt es nicht an. Und sparen muß eine vortreffliche Frau können. Du hast es selbst durchgesetzt, daß ihr jetzt der billigern Miete wegen in der Vorstadt wohnt. Du willst ja gern den weiten Weg nach dem Markte gehen. Einmal eine Droschke nehmen, wenn der Korb

schwer oder die Zeit knapp ist — Gott bewahre. Lieber kommst du erhitzt und außer Atem zu Hause an, verdirbst dich am heißen Herde völlig und liegst Nachmittag mit furchtbaren Kopfschmerzen auf dem Sofa. Nicht wahr, Frau Schwester, eine feine Wirtschaft!

— Warum nennst du mich Frau Schwester?

— Weil wir beide uns in den Kopf gesetzt haben, durchaus abnehmen zu wollen. Abnehmen müssen ist gar so schwer nicht, man braucht sich nur gehen zu lassen; aber zum Zunehmen gehört der Wille, gehört eine wohl verstandne Aufgabe. Ich weiß wohl, was ich will, wenn ich zunehme; du hast deine Aufgabe nicht begriffen, darum fehlt dir der Wille. Dir gefällt das Abnehmen, du trägst dich mit einer gewissen gruselnden Behaglichkeit mit Todesgedanken. Es schmeichelt deiner Eigenliebe, dir auszumalen, wie es ist, wenn du tot bist, dein Mann untröstlich ist, und deine Kinder an deinem Grabe weinen, und ein schöner Denkstein gesetzt ist, und alle einig sind in dem Urteil: Eine vortreffliche Frau, die sich für ihre Kinder aufgeopfert hat. Pfui Kuckuck! Wie soll man das anders nennen, als Selbstmord aus Eitelkeit! Wer seinen Mann um sein Lebensglück betrügt und seinen Kindern die Mutter, die ihnen nie wieder ersetzt werden kann, ohne Not nimmt, wie will der je Ruhe im Grabe finden?

— Ich will ja, ich will ja.

— Nein, du willst nicht. Ich habe es wohl gesehen, wie dein Schwager Franz neulich bei euch war. Der hat es gleich begriffen, was hier nötig war, das Unmögliche möglich gemacht und dich hierher spediert, daß du gesund werdest. Und was thut die vortreff-

liche Frau? Sie bildet sich allerhand Nöte und Schrecknisse ein, sorgt sich und quält sich und kommt statt vorwärts immer mehr herunter. Dein Mann arbeitet die Nächte durch, um das Geld für deine Kur zu verdienen, und du wirfst es zum Fenster hinaus. Aber eine vortreffliche Frau muß sich ja für gänzlich unentbehrlich halten und muß sich sorgen und abhärmen, wo sie die heilige Pflicht hat, alle Vier von sich zu strecken und sich auszuruhen und gesund zu werden. Das ist ein schöner Dank! Für so eine Frau würde ich mich bedanken. Mit so einer Person sollte man sich überhaupt nicht abgeben.

Damit zog der Mond seinen goldnen Zickzack zurück und schickte sich an unterzugehen. Die Frau saß da zwischen ihren Büschen Strandhafer wie ein verglimmtes Räucherkerzchen, rang die Hände und sagte: Ich will ja, ich will ja.

Da klangen Kinderstimmen vom Sandhügel herab, ein kleines Mädchen eilte den andern vorauf, und wie sie den Wolkenhut sah, rief sie jubelnd: Mutti! Mutti! Frau Klara sprang auf. Es war kein Traum, die Kinder und Oskar! Oskar hatte heilloses Geld verdient, fünfhundert Mark auf einem Brette. Jetzt brachte er die Kinder mit — aber nur auf zwei Tage. Frau Klara küßte die Kinder, warf sich ihrem Manne an die Brust und sprach mit vor Freude bebender Stimme:

— Oskar! ich will, jetzt will ich!

— Was denn, Kind?

— Ich will alle Viere von mir strecken und will Dummheiten machen wie die Fanny!

— Aber Klara . . .

— Und auch nicht ein bischen mehr vortreff=
lich sein.

Der Mond schaute noch einmal über die Nebel=
bank hinweg und nickte freundlich.





16

Nervöse Leute



rlauben Sie mal: Rom ist untergegangen, aber nicht am Kaisertum. Was diese römische Republik angeht — mein Gott, das waren keine großen Zeiten. Dieser alte Cicero kommt mir vor wie einer unsrer guten Revolutionäre der achtundvierziger Schule, der über die beste der Staatsformen leitartikelt. Fragen Sie Mommsen. Nein, mein Lieber, Roms Blüte beginnt mit Augustus und der Errichtung des Reiches — schade, daß wir nicht auch einen Kanzler in Parallele zu stellen haben. Rom ist nicht an diesem Reiche, sondern an den Nerven untergegangen. Wahrhaftig. Verbrauchte, nervös ruinierte Leute und unsre Naturmenschen von Germanen, das giebt ungleichen Kampf und bedeutet das Ende vom Liede.

Und passen Sie mal auf, uns wirds gerade so gehen. Eugen und Konsorten werden das Reich weder retten noch stürzen, aber die verfluchten Nerven. Daran gehen wir zu Grunde. Unsre Zeit ist groß, aber mit den Nerven kommen wir alle Jahre mehr herunter.

Sie meinen, ich übertreibe. Nicht die Idee! Die Nervosität ist nicht mehr eine Krankheit einzelner alter Damen, die nichts zu thun haben, es ist eine Volkskrankheit geworden. Wenn einer seine guten Nerven rühmt, so bedeutet das nur, daß er bessere schlechte Nerven hat als andre. Seinen Knacks hat er auch. Mehr oder weniger zerrüttete Nerven finden Sie von allerhöchster Stelle bis „zum Künstler abwärts," von Bismarck bis zum letzten Vorstadtbriefträger. Männer und Frauen, Kinder und Greise, alles nervös! Wo sie hinsehen: Ischias, Hysterie, Migräne, Neuralgie und weiß der Kuckuck, wie das Zeug alles heißt. Die alten Jungfern sind natürlich alle von Berufs wegen nervös, und wir alten Junggesellen, wir verdienten, weiß Gott, alte Jungfern zu sein. Wissen Sie, die tollen Jahre beim Regiment, das hängt einem an; man wird die Juden und die Nerven nicht wieder los. Apropos, Volk Israel! Die Gesellschaft ist nervös vom Millionenbaron bis zum letzten Schnorrer. Und sie sind in einer Weise nervös, daß alles aufhört. Sehen Sie, das freut mich. Das ist die gerechte Strafe.

Das möchte nun alles noch sein, aber hier in der pia mater, da sitzt des Pudels Kern. Sagen Sie kein Wort! Verrückt sind wir alle miteinander. Sehen Sie bloß diese Irrenhäuser. Wachsen sie nicht wie Pilze aus der Erde? Und dahin kommen doch nur die, die Unfug machen, und die der Herr Bezirksarzt „für im höchsten Grade gemeingefährlich" erklärt. Nehmen Sie dazu diese Pensionen, diese Sommerfrischen, diese klimatischen Kurorte, diese Nervenanstalten — was weiß ich —, das wird noch so allgemein werden wie die allgemeine Dienstpflicht.

Schöner Gedanke, beim Ball zu fragen: Gnädiges Fräulein waren auch in Görlitz, nicht wahr? Sehr nett da.

Was ist Genialität? Methodischer Wahnsinn. „Des Dichters Aug in schönem Wahnsinn rollt.“ Was ist das Herauf und Herunter an der Börse, die Befürchtungen und Erwartungen, das ganze Spiel der Werte? Die reine Verrücktheit. Was ist die Hetzerei und Schererei im Dienst und Amt und Gewerbe? Eine Nervosität, die an der Grenze der reinen Vernunft bereits angekommen ist. Ich gebe Ihnen mein Wort, es hat jeder seinen Sparren, eine oder zwei Schrauben sind bei jedem locker. Der Unterschied ist nur, daß es der eine weiß und der andre nicht.

Sie sagen, ich solle von so ernsten Dingen nicht so leichtfertig reden. Thue ich ja gar nicht. Aber man muß die Sache auch nicht zu tragisch nehmen. Wenn ich einen Buckel habe, so ist es doch besser, ich lache darüber, als ich will verzweifeln und mich ins Grab legen.

Was wollen Sie! Sobald wir die Augen zumachen und zu träumen anfangen, geht die Verrücktheit los. Es braucht einer nur auszusprechen, was er eine Stunde vorher im Traume für richtig und vernünftig angesehen hat, so winkt man ihn beiseite und läßt ihn verschwinden. Wir sind alle von Natur verrückt und stellen uns nur vernünftig. Unsre Gedanken sind wie eine Herde Schafe, die von einigen Schäferhunden im Zaume gehalten werden. Sobald einer dieser Wächter einmal faul wird, gehts über die verbotene Grenze. So ein bischen, das kommt alle Tage vor, es darf nur nicht zu unverschämt werden. Wissen Sie, man nennt das Zwangsvorstellungen.

Haben Sie auch, mein Lieber, hat jeder! Man wills nicht, und man muß es denken, z. B. bei gegebner Gelegenheit einen Strohfeimen anzünden, oder von einem Felsen in die Tiefe springen, oder jemand auf den Kopf spucken. Man thuts nicht, was man denkt, aber man muß es denken. Kenne da einen Amtsgerichtsrat, einen sehr tüchtigen Juristen, der noch im Amte ist, der muß bei jeder Sitzung denken: Wenn du jetzt das Tintenfaß nähmst und würfst es einem der Herren Geschwornen auf den dicken Bauch, das müßte eine großartige Wirkung machen. Es brauchte einer das nur wirklich zu thun, was er denkt, welcher Aufstand! Ist denn nun der Unterschied zwischen Denken und Reden so groß? Ich finde nicht. Es ist mit der Verrücktheit wie mit dem Kneipen; ein anständiger Mensch geht über eine gewisse Grenze nicht hinaus. Darüber hinaus fällt man ab. Das ist das Kunststück, diese Grenze zu kennen.

Und die Marotten! Man hält sich für vollständig berechtigt, Marotten zu haben. Das heißt, man kann nicht umhin, einen gewissen Unsinn zu machen, alle Tage eine neue auffallende Kravatte zu tragen, oder eine Sammlung von Westenknöpfen anzulegen, oder die Suppe zuletzt zu essen — ganz harmlos, aber offenbar ein maniakalisch-reizbarer Zustand.

Woher ich das alles weiß? Liebhaberei; habe aber ein Haar darin gefunden.

Hören Sie mal zu, habe da eine ausgezeichnete Geschichte erlebt. Sie wissen doch, daß ich vorm Jahre in den bayrischen Alpen war. Ich fahre also mit dem Zweiuhrzuge aus München. Fuhr da — nebenbei bemerkt — mit einem Herrn aus Leipzig, sehr netter Herr, Buchhändler, giebt eine alte berühmte Zeit-

schrift heraus. Denken Sie mal, der Herr fuhr nach dem Starnberger See, um für seine Mitarbeiter eine Villa zur Sommerfrische zu kaufen — oder zu mieten — oder anzusehen, ich weiß nicht mehr. Schneidiger Gedanke! Was? Lasse ich mir gefallen. Ich kriegte wahrhaftig selber Lust, unter die Litteraten zu gehen.

Ja, was wollte ich denn erzählen? Richtig, vom Starnberger See. Wie ich ins Dampfschiff trete und mich umdrehe, sehe ich Frau Geheimrätin Stern. Sie erinnern sich doch von Gastein her. Dieselbe. Mit ihrer Stütze, sehr nettes junges Mädchen. Ein bischen verdreht. Ich führe also die Damen unters Zelt; wir setzen uns und warten auf die Abfahrt. Man läutet bereits, da kommt Justizrat Hennig an. Ich erkenne ihn von weitem und rufe: Schnell, schnell, Justizrätchen, die Karre wird gleich losgehen. Da tanzt er auf der Landungsbrücke herum und kommt nicht vorwärts. Die Leute auf dem Boote werden ungeduldig; zuletzt erwischt ihn ein Kofferträger, der führt ihn hinüber. Kaum aber ist er im Schiffe und will quer über den freien Platz zur ersten Kajüte schreiten, geht die Wackelei wieder los, kaum daß er an Stühlen und Geländern vorwärts kommt. Was? noch ein bischen wacklig? rufe ich. Frühmaß im Hofbräu getrunken? Er entschuldigt sich bei den Damen und gesteht es einigermaßen verlegen zu, daß er das Bier nicht vertragen könne, und daß er im Hofbräu durch gute Bekannte festgehalten worden sei. Es war aber alles nicht wahr. Ich selbst war im Hofbräu gewesen und hatte ihn da nicht gesehen. Er hatte überhaupt kein Bier getrunken, sondern litt an Platzfurcht. Was das ist? Eine reizbare Schwäche, ein

nervöser Zustand. Denken Sie mal den Zustand, Sie sind nicht imstande, über einen freien Platz zu gehen. Sie kriegen Herzklopfen, Angstzustände, kommen nicht von der Stelle, bis Sie jemand führt. Will zuviel Bier getrunken haben. Unsinn! Mir muß man das nicht vormachen. Übrigens ist Hennig ein Mann in den besten Jahren; hätte nicht gedacht, daß er schon angekäntert sei. Aber kolossale Praxis, schwere Cigarren, verbrauchte Nerven. Voilà.

Na ja. Also wir sitzen da und haben uns ein Glas Bowle einschenken lassen, da erscheint Kaselitz auf der Bildfläche. Sie kennen doch Louis Kaselitz, den Besitzer vom „Prinzen Albrecht." Gleich links an der Friedrichstraßen-Ecke. Anständiges Hotel, famoser Frühstückstisch. Also der alte Schwede hat auch schon sogenannte Nervenzufälle gehabt. Wissen Sie, so was wie Delirium tremens. Es hat seine Gefahren, Restaurateur zu sein, wenn man an seinen Schnäpsen nicht vorüber kann, ohne mal zu revidieren. Absinth und andre Kleinigkeiten. Traurige Sache übrigens. Ich habe es manchmal mit angesehen, daß der Alte im Hintergrunde herumschlich und die Kellner um Spirituosen anbettelte, bis der Sohn erschien, den Alten unter den Arm nahm und spurlos mit ihm verduftete.

Also der war es mit seiner Tochter, einem bildschönen Frauenzimmer. Sie hatte aber auch so was im Gesichte, was wie Neuralgie aussah. Und besonders die Augen! Wenn die so kreuz und quer gucken, kann man allemal auf Morphium schließen. Mein Louis Kaselitz bestellt sich schleunigst ein halbes Dutzend Schnäpse, Fräulein Tochter bestellt sie wieder ab. Hierauf erscheint er mit einer Flasche Rotspohn

unterm Arme. Die wird ihm auch wieder abdividiert. Zuletzt erblickt er unsre Bowle und ist nicht mehr zu halten, kommt angesegelt, stellt sich vor, beruft sich auf alte Bekanntschaft, was wollen wir machen, wir laden ihn ein und geben ihm sein Glas, Fräulein Doris — übrigens ein sehr nettes Mädchen, durchaus anständig — war es nicht gerade recht. Es machte sich aber.

Nun waren wir schon ein ganz hübscher Kreis. In Seeshaupt kamen wieder viel Passagiere hinzu. Denken Sie mal, wieder Bekannte! Nicht von mir, sondern vom Justizrat, Konsul Waldenburg aus Palermo oder sonstwo in Italien und eine Freiin von Wrede aus Westpreußen. Hatten sich am Walchensee kennen gelernt. Das hätten Sie mit anhören sollen, diese beiden! Der Konsul log, daß sich die Balken bogen, oder vielmehr er phantasierte, die Wrede wollte sich zu Tode wundern und fiel aus einem Schrecken in den andern, und die Stern erinnerte sich an alles, was sie nie gehört und gesehen hatte, und was es überhaupt nicht giebt. Wenn man das so hört, lacht man über die närrischen Leute, oder man ärgert sich, macht den Leuten im stillen Vorwürfe und übersieht, daß dies alles Krankheitssymptome sind, niedergedrückte Stimmung, melancholisch-reizbare Schwäche, Erinnerungstäuschungen. Es giebt Menschen, über deren Leichtsinn oder Verschwendungssucht man Zeter und Mordio schreit. Man nennt es unbegreiflich, wie sie allen Ermahnungen und Vernunftgründen unzugänglich bleiben, und es ist doch so einfach. Partieller Blödsinn! Die Denkmaschine setzt aus. Kennen Sie Leutnant von Stackelbein? Was hat der für Schande über sich und seine Familie gebracht. Jetzt sitzt er

im Gefängnis, man hätte ihn lieber zur rechten Zeit ins Irrenhaus bringen sollen.

Wo war ich denn stehen geblieben? Richtig, bei der Stern. Ja, nun noch eins. Wie ich so dabei sitze und mich amüsiere, höre ich auf dem zweiten Verdeck einen Spektakel. Man will einen arretieren. Ich frage, was es giebt. Ein Herr habe Gepäckstücke stehlen wollen. Man hatte ihn gerade beim Kragen, und wie er sich umdreht — ich denke, mich soll der Schlag rühren —, ist es der Professor Glimmer aus Bonn. Ich springe dazwischen und höre, er habe alle Koffer umgedreht. Er sagt, er habe nur die aufgeklebten Zettel lesen wollen. Das glaubt ihm natürlich kein Mensch. Sehen Sie, wenn mans nicht besser wüßte! Maniakalisch-reizbare Schwäche! Lesemarotte. Müssen alles lesen, jeden Zettel umdrehen. Sind sonst ganz vernünftige Leute.

Den holten wir uns auch ran. Es war nicht schwer, den Kapitän aufzuklären. Inzwischen kamen wir an Schloß Berg vorüber. Man konnte die Fahne im See, wo König Ludwig ertrunken ist, ganz deutlich sehen. Alles tritt an die Brüstung und macht ein trübseliges Gesicht. Und die Stütze seufzt und sagt halblaut: Wer so glücklich wäre!

Hols der Teufel! Ich gebe einen Korb Sekt, wenn wir nicht alle denselben Gedanken gehabt haben. Wissen Sie, Goethes Fischer muß auch so einer gewesen sein, da braucht es nicht viel Nachhilfe.

Sie sagen, es sei unrecht, unglückliche Menschen zu verspotten. Fällt mir gar nicht ein. Unglückliche Menschen? Ich wünschte, Sie sähen sich diese unglücklichen Menschen einmal an. So ein paar Monate Nervenheilanstalt gehört zu den schönsten Zeiten des

Lebens. Urfidel da! Ich kenne ein paar Damen, die kommen alle Jahre ein paar Wochen aus alter Anhänglichkeit nach Buchenheil. Hätten es gar nicht nötig. Könnten ebensogut nach Nizza oder Gott weiß wohin reisen.

Endlich kommen wir wieder in Starnberg an. Kaum liegt das Boot an der Brücke, da springt ein Hund aufs Verdeck. Schrimspepel! ruft Fräulein Doris und wird puterrot, und am Professor springt der Hund in die Höhe, und vor der Frau Rätin wedelt er mit dem Schwanze und begrüßt uns alle als Bekannte. Haben Sie schon je einen Hund gekannt, der Schrimspepel hieß? Schwerlich. Die ganze Gesellschaft aber kannte ihn, denn es war des Doktors Hund. Ich meine natürlich den Doktor Grotjahn in Buchenheil. Kennen Sie den nicht? Er hat ja die bekannte Nervenheilanstalt. Da kam nun die erbauliche Thatsache zu Tage, daß die ganze Gesellschaft zu verschiednen Zeiten in Buchenheil gewesen war.

Ob ich auch dagewesen bin? Natürlich. Köstlich amüsiert da. Fideles Gefängnis. Warum? Ich hatte die Marotte, alle Leute für verrückt zu halten und nur mich für gesund. Als man mir beigebracht hatte, daß ich auch verrückt sei, wurde ich als geheilt entlassen.

Wo Schrimspepel ist, ist auch der Doktor nicht fern. Richtig, da stand er mit einer Dame am Ufer. Er machte gerade seine Hochzeitsreise. Wen hatte er geheiratet? Natürlich eine seiner Patientinnen. Ich gratuliere zur Nachkommenschaft! Erstens wegen der Frau, und zweitens auch des Doktors wegen, der wie alle Nervenärzte einen richtig ausgebildeten Sparren hat.

Das gab nun ein fideles Wiedersehen. Wir blieben ein paar Stunden beisammen und erzählten uns Anstaltsgeschichten, als wenn wir alte Portenser gewesen wären. Als wir uns trennten, war Louis Kaselitz nicht zu finden. Zuletzt entdeckte ihn jemand in irgend einem Winkel. Der hatte die günstige Gelegenheit benutzt, sich furchtbar zu betrinken.

Sehen Sie, das ist Jungdeutschland.

Nun denken Sie wohl, ich wäre der Meinung, daß einmal die Slawen unsre Erbschaft antreten werden? Gott bewahre. Diese liederliche, verschnapste, hysterische Gesellschaft wird noch eher fertig werden als wir. Aber China. Wenn erst einmal Rußland an China kaput gegangen ist, werden wirs mit China zu thun kriegen. Chinesischer Krieg! kolossaler Gedanke! Was? Unsre pommerschen Jungen, und diese Mongolen! Nicht wahr, schneidiger Gedanke!

Wenn es dann noch unsre pommerschen Jungen giebt!

Man sollte die Ehe verstaatlichen und nur solche zusammenthun, von denen ein gutes Züchtungsresultat zu erwarten ist. Nein, wirklich! Sie können das in allem Ernste in Doktor Scholz seinem Buche lesen. Wird sich wohl nicht durchführen lassen. Aber im Ernste geredet, man sollte die Freizügigkeit beschränken. Wer einmal in der Stadt ist, der ist verloren. Man sollte mit dem Nachschub gesunder Kräfte, die wir auf dem Lande haben, sparsamer umgehn.

Sie sagen, auf dem Lande hätten sie auch schon angekänterte Nerven. Das wäre freilich eine faule Geschichte. Und die Chinesen — ich versichre Ihnen, die Chinesen haben überhaupt keine Nerven.

* * *

Ich war unfreiwilliger Zuhörer eines Gesprächs, das ich nur zu der Hälfte hörte, die in dem bekannten anspruchsvollen Tone vorgetragen wurde, in dem sich gewisse Offiziere gefallen. Diese Hälfte habe ich möglichst treu wiedergegeben. Ich frage aber, hat der Herr nicht riesig übertrieben, oder sollte vielleicht an der Sache mehr Wahres sein, als man gern zugeben möchte?





17

Gradus ad Parnassum

berlehrers hatten Besuch, und zwar unerwarteten. Mit dem Dreiuhrzuge war er angekommen, und jetzt saß er in der guten Stube, ein feiner Herr, halb Künstler, halb Kommis. Er trug einen blonden am Kinn spitz geschnittnen Vollbart, einen Kneifer auf der Nase, einen weichen Hut und großstädtische Kleidung und hatte ein gewandtes, weltmännisches Benehmen. In den wohlgeordneten und etwas kleinstädtischen Haushalt des Herrn Oberlehrer Müller war er wie eine Bombe hineingefahren, hatte alles auf den Kopf gestellt und alle Herzen, inbegriffen das der Frau Oberlehrer, im Sturm erobert. Es war aber auch der Doktor Arthur Schlag aus Berlin, ein Studienfreund des Herrn Oberlehrers, gegenwärtig Schriftsteller und Redakteur des Feuilletons einer großen Zeitung. Übrigens sollte er auch eine reiche Frau haben, aber von der war nicht die Rede. Die Sache mußte wohl einen Haken haben.

Gott weiß, was er in der Gegend wollte. Er er-

Ich war unfreiwilliger Zuhörer eines Gesprächs, das ich nur zu der Hälfte hörte, die in dem bekannten anspruchsvollen Tone vorgetragen wurde, in dem sich gewisse Offiziere gefallen. Diese Hälfte habe ich möglichst treu wiedergegeben. Ich frage aber, hat der Herr nicht riesig übertrieben, oder sollte vielleicht an der Sache mehr Wahres sein, als man gern zugeben möchte?





17

Gradus ad Parnassum

berlehrers hatten Besuch, und zwar unerwarteten. Mit dem Dreiuhrzuge war er angekommen, und jetzt saß er in der guten Stube, ein feiner Herr, halb Künstler, halb Kommis. Er trug einen blonden am Kinn spitz geschnittnen Vollbart, einen Kneifer auf der Nase, einen weichen Hut und großstädtische Kleidung und hatte ein gewandtes, weltmännisches Benehmen. In den wohlgeordneten und etwas kleinstädtischen Haushalt des Herrn Oberlehrer Müller war er wie eine Bombe hineingefahren, hatte alles auf den Kopf gestellt und alle Herzen, inbegriffen das der Frau Oberlehrer, im Sturm erobert. Es war aber auch der Doktor Arthur Schlag aus Berlin, ein Studienfreund des Herrn Oberlehrers, gegenwärtig Schriftsteller und Redakteur des Feuilletons einer großen Zeitung. Übrigens sollte er auch eine reiche Frau haben, aber von der war nicht die Rede. Die Sache mußte wohl einen Haken haben.

Gott weiß, was er in der Gegend wollte. Er er-

klärte, ein paar Stunden Zeit zu haben, und diese habe er benutzen wollen, um seinen alten Freund und ehemaligen Leibburschen Müller aufzusuchen. Der Oberlehrer gab seiner Freude mit den lautesten Brusttönen Ausdruck und war überzeugt, daß diese paar Stunden nirgends in der Welt besser als im Weißen Bären, wo es ein ausgezeichnetes Münchner gab, verbracht werden könnten. Nur hatte er leider noch ein halbes Dutzend Hefte zu korrigieren. Aber es würde nicht lange dauern. Die Frau Oberlehrer, die eiligst die Sofaschoner in der guten Stube entfernt, die Albums gerade gerückt und die kleine Gesellschaft in die Küche zu „Minnan" gebracht hatte, bat, einstweilen mit ihrer Gesellschaft vorlieb zu nehmen. So wurde denn der Doktor nolens volens auf das Sofa gepflanzt und ein litterarisches Gespräch eröffnet.

— Also, Herr Doktor, Sie wohnen in Berlin. Das muß doch ungeheuer interessant sein.

— Gewiß, gnädige Frau (er sagte gnädige Frau! wie nett! in diesem Jammerneste brachte man es ja kaum bis zu einer Frau Oberlehrer), höchst interessant. Man ist dem sausenden Webstuhl der Zeit dort näher.

— Wie interessant! Hörst du, Wilhelm? — rief die Frau Oberlehrer durch die offne Thür ihrem im Nebenzimmer sitzenden Manne zu — und wir sitzen ein halbes Menschenalter in Hinterthalleben. Ach Herr Doktor, Sie glauben nicht, wie traurig es hier ist! Wenn man den Trieb hat, sich höher hinaufzuschwingen, wenn man ideale Ziele vor Augen hat und verurteilt ist, in diesem Neste mit Pfahlbürgern zu verkehren, bei denen nur der Geldsack etwas gilt oder höchstens noch ein hoher Titel, das ist schrecklich.

Und mein Mann hat nicht einmal den Doktor gemacht. Sie fragen, warum nicht? Er will nicht. Er sagt, er habe kein Geld dazu. Als ich ihm aber im vorigen Sommer das Geld dazu schenkte, hat er eine Reise nach Tirol dafür gemacht. Was sagen Sie dazu?

— Ich finde, daß Ihr lieber Mann nicht ganz unrecht hat.

— Aber Herr Doktor? Auch Sie? Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet. Wenn Sie nur wüßten, wie einer Frau zu Mute ist, wenn es bei den jüngern Kolleginnen Frau Doktor hier, Frau Doktor da heißt, und man sitzt dabei als eine simple Frau Müller! Wenn mein Mann wenigstens als Schriftsteller einen bekannten Namen hätte, man stünde doch gleich ganz anders da. Aber auch das will nichts werden.

— Das wundert mich eigentlich. Wilhelm war doch sonst strebsam.

— Ja, das war er, erwiderte die Frau Oberlehrer seufzend, aber jetzt ist er in Gefahr, völlig zu verrosten. Wie oft habe ich ihm gesagt: Wilhelm, schreibe ein Buch! werde berühmt! Aber es macht nichts Eindruck auf ihn. Werden Sie mir glauben, Herr Doktor, daß Wilhelm noch nicht eine Zeile hat drucken lassen? Doch, daß ich nicht lüge, einen Aufsatz in ein Schulprogramm hat er geschrieben, über Alma Pri — Wilhelm, wie wars?

— Alpha privativum.

— Da hören Sie es! Und noch dazu nur einen Aufsatz!

— Ja, warum will er denn nicht?

— Er sagt, es gebe genug Bücher in der Welt, und er wolle das Makulatur nicht noch vermehren.

— Das ist denn doch zu bescheiden. Meinen Sie

nicht, gnädige Frau, daß es unsre Pflicht sei, ihm Anregung zu geben?

— Ach, wenn Sie das wollten, ich wäre Ihnen unendlich dankbar!

— Gern, sehr gern. Sie müssen mir nur sagen, wohin seine Neigungen gehen. Sonst interessierte er sich für spätrömische Geschichte; wie wäre es mit einer Geschichte der Vandalen?

— Ist das schwierig?

— Sehr schwierig, aber auch desto verdienstvoller.

— Herr Doktor, ich fürchte, dazu kriegen wir ihn nicht. Er ist ein herzensguter Mann, aber — offen gestanden — ein bißchen bequem.

— Ja, dann müssen wir freilich von den exakten Wissenschaften absehen. Wie wäre es aber mit einem philosophischen Thema? Etwa: die Ästhetik des Nachlässigen oder die Darstellung des Nochnichtseins im Gegensatze zu dem Nichtmehrsein, oder das Verhältnis der Kategorien des Denkens zu denen des Seins.

— Um Gottes willen nicht! Da läuft mein Mann bei den ersten Worten davon; er behauptet, keine Ahnung von Philosophie zu haben.

— Das ist eigentlich schade. Die Philosophie ist für bequeme Leute die angenehmste Wissenschaft. Man braucht nicht viel zu lesen; man versenkt sich in sich selbst und entwickelt aus dem eignen Innern ein neues philosophisches System, durch das alle ältern überflüssig gemacht werden. Versuchen Sie es einmal mit Wilhelm. Es ist wirklich leicht. Kennen Sie Volapük? Nicht? Das ist eine Sprache, die nirgends gilt. Eine solche Sprache spricht man auch als Philosoph, doch da hat man dabei noch den Vorteil, daß sich jeder sein eignes Volapük selber machen kann.

— Es geht nicht, Herr Doktor, Sie müssen etwas andres ausfindig machen.

— Ich muß gestehen, gnädige Frau, daß die Sache anfängt, schwierig zu werden. Es bleiben eigentlich nur noch Dichterstudien übrig. Sie brauchen nicht zu erschrecken, ich weiß wohl, daß Ihr lieber Mann keinen einzigen Reim fertig bringt. Diese Studien setzen auch keine Dichtergabe, sondern nur den Besitz eines Dichters und einen Zettelkasten voraus. Ich meine, man muß sich einen Dichter wählen, zum Monopol machen und ihn methodisch bearbeiten; hierzu gehört aber der Zettelkasten. Mit Schiller und Goethe wird freilich nicht viel anzufangen sein; dieses Feld ist schon zu sehr abgegrast.

— Nicht wahr? Goethe hat auch furchtbar viel geschrieben.

— Wir müssen uns auf ein engeres Thema, auf einen Namen zweiten Ranges beschränken. Es ist zwar ganz besonders effektvoll, einen neuen Dichter zu entdecken, das heißt einen alten verkannten Dichter neu aufzutischen, aber das ist doch auch schwierig, da bereits fast alles durchsucht ist. Man kann jedoch neue Gesichtspunkte aufstellen, wie: Rückert und der Darwinismus, Raphael und Platen, oder Heine als Christ. Apropos Heine! Das wäre etwas. Sie haben doch Heines Werke. Selbstverständlich. Hier liegt ja das Buch der Lieder. Sehen Sie, gnädige Frau, da hätten wir ein Thema: Heinestudien.

— Sie haben Recht. Heinestudien von Müller vom Thal oder so ähnlich. Das macht sich.

— Sehen Sie. Nun also der Zettelkasten. Sie nehmen —

Da klappte der Oberlehrer mit großem Geräusch

seine Bücher zu und dankte den himmlischen und den unterirdischen Göttern, daß diese verfluchte Schinderei ein Ende habe. Nun aber fix, um sechs Uhr wird im Bären frisch angesteckt!

Es war nicht möglich, den Herrn Doktor noch einmal unter vier Augen zu sprechen und nach dem bewußten Zettelkasten zu fragen. Er hatte sich nicht wieder sehen lassen, sondern war vom Weißen Bären aus zur Bahn gegangen und verschwunden, wie er gekommen war — wie eine Sternschnuppe.

Aber das litterarische Licht, das er in dem Hause des Oberlehrers hatte leuchten lassen, wirkte nach. Der Gedanke, ihren guten Wilhelm zu seinem und ihrem Ruhme in Bewegung setzen und bis zur Höhe eines Verfassers von Heinestudien emporheben zu können, ließ die Frau Oberlehrer nicht wieder los. Und was würden die jüngern Kolleginnen, was würde das Kränzchen dazu sagen! Sie konnte es nicht lassen, sich diese schöne Zukunft auszumalen, während sie nur mit halber Aufmerksamkeit ihre Wirtschaft besorgte. Da — ein durchdringender brenzliger Geruch, der aus der Küche hervorzog und das ganze Haus erfüllte. Der Milchreis war rettungslos angebrannt. Das erstemal in ihrem Leben, daß ihr das begegnet war! Und was mußten Oberkontrolleurs (die oben wohnten) davon denken!

Als der liebe Mann aus seiner Schule gekommen war und kaum eine leise Bemerkung über den Geruch gemacht hatte, gab es Vorwürfe und Thränen. Ja es würden in den nächsten Wochen ernstliche Zerwürfnisse entstanden sein, wenn nicht der gute Wilhelm der übeln Laune seiner lieben Frau ein unverwüstliches Phlegma entgegengestellt hätte. Aber man bedenke

auch die qualvolle Lage, in der sich die arme Frau befand. Es ist keine Kleinigkeit, den Weg zum Parnaß frei und offen vor sich zu sehen und ihn doch nicht betreten zu können, weil man nicht weiß, was ein Zettelkasten ist.

— Wilhelm, was ist ein Zettelkasten? fragte sie früh, mittags und abends. Wilhelm erinnerte sich, daß man in der Bibliothek Zettelkataloge habe, daß Meier & Co. an der Ecke des Marktplatzes einen Kasten mit der Inschrift Zettelkasten aufgehängt hatte; was aber ein Zettelkasten mit Heine zu thun habe, war ihm dunkel.

Endlich arbeitete sich bei der Frau Oberlehrer ein großer Entschluß durch, nämlich an den Doktor Schlag zu schreiben. Zuerst dachte sie daran, wie an eine kaum denkbare Möglichkeit, dann erwog sie es ernstlich, und endlich faßte sie Mut, nahm ihren besten Briefbogen und schrieb:

Verehrter Herr Doktor! Was werden Sie von mir denken, wenn ich es wage, Sie nach einer so kurzen Bekanntschaft mit einem Briefe zu belästigen? Sie haben die Güte gehabt, mir Ihren werten Rat zu geben, wie mein lieber Mann eine seiner würdige litterarische Arbeit unternehmen könnte. Ich bitte Sie, jetzt das Maß Ihrer Güte voll zu machen und mir zu sagen, was ein Zettelkasten ist, und wie dieser Zettelkasten mit Heinestudien zusammenhängt. Entschuldigen Sie, daß ich es gewagt habe, Ihre kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen.

Umgehend kam ein Brief von Doktor Schlag zurück. Der Doktor schrieb — wir lassen das Einleitende und Nebensächliche weg —: Der Zettelkasten ist ein notwendiges Requisit für die Litteratur, die Ger-

manistik und ganz besonders für die schöne Litteratur. Die Gelehrsamkeit des Forschens, das Zitat, der interessante Schmuck des Vortrags, Geistesblitze, geistreiche Beziehungen, originelle Gesichtspunkte, alles das ist undenkbar ohne das Vorhandensein eines Zettelkastens. Denken Sie sich einen Bogen Papier. Diesen Bogen Papier knicken Sie in Quart, Oktav und Sedez, und dann zerschneiden Sie ihn in Blätter letzterer Größe. Es wird nichts helfen, Sie werden sich eine große Menge dieser Zettel anfertigen müssen. Von der Menge und dem geschickten Gebrauche derselben hängt der Erfolg ab.

Glauben Sie nicht, verehrte Frau, daß ich scherze. Ich lasse Sie nur einen Blick in die Werkstatt des Schöngeistes thun. Glauben Sie nicht, daß alles nur Geist sei, es ist auch viel Handarbeit dabei.

Nehmen wir also an, wir stünden bei dem Buche der Lieder, etwa bei Seite 134 meiner Ausgabe. Dort steht geschrieben:

Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See.

Schön, wir nehmen einen Zettel und schreiben: Fischerhaus, wir saßen am. S. 134, 1. Auf denselben Zettel kann gleich noch kommen: Fischermädchen, du schönes, treibe den Kahn ans Land. S. 135, 2. Andrer Zettel: Blume, du bist wie eine. S. 159, 2. Liebe, ich wollt, meine — ergösse sich. In dieser Weise muß der ganze Heine durchgearbeitet werden. Ich bin überzeugt, gnädige Frau, daß Sie einen guten Teil der Arbeit selbst werden übernehmen können. Sie fordert einige Geduld und Genauigkeit, ist also recht eigentlich Frauenarbeit. Von Zeit zu Zeit werden die Zettel nach den Stichworten geordnet. Also: Haupttitel: Kleidungs-

stücke; Untertitel (verzeihen Sie mir): Hosen. Der Wind zog seine Hosen an. — Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen u. s. w. Die zusammengehörigen Zettel kommen in kleine Mappen und diese in Cigarrenkisten. Das ist der Zettelkasten. Ich bitte mich Ihrem Herrn Gemahl bestens zu empfehlen u. s. w.

Das that Frau Laura nun freilich nicht, denn der liebe Mann durfte von der Korrespondenz nichts wissen. Desto ausführlicher setzte sie ihm das Wesen eines Zettelkastens auseinander. Darauf sprach sie die bestimmte Erwartung aus, daß Wilhelm endlich das Saufen lassen und etwas für seine Berühmtheit thun werde, wozu die oft erwähnten Heinestudien die beste Gelegenheit darböten. Hierauf ging Wilhelm in den Bären, und Frau Laura schlachtete den ganzen vorhandnen Papiervorrat zu Zetteln ein. Diese Zettel wurden sorgfältig aufgeschichtet und mit Wohlgefallen betrachtet.

Wir müssen uns kurz fassen und können aus dem sich nunmehr zwischen Frau Laura und Doktor Schlag entwickelnden Briefwechsel nur knappe Auszüge geben.

Frau Laura an Dr. Schlag. Ich habe mich selbst an die Arbeit machen müssen. Mein guter Mann — Sie wissen ja, wie er ist — hat kaum drei Zettel geschrieben, so vertieft er sich in die Lektüre; dann fängt er an zu schelten und wirft Heine an die Wand. Hernach kostet es viel Mühe, ihn wieder an die Arbeit zu bringen. Ich habe schon 74 Zettel geschrieben. Aber das Sortieren macht mir Schwierigkeit. Zum Beispiel: wenn dasteht: Rubinen sind die Lippen dein — gehört das unter die Edelsteine oder unter die Körperteile? Oder: Liederblut aus Herzens=

grund; gehört das unter Lieder, Blut, Herz oder Grund? Mein Mann sagt, es gehöre unter die Geschmacklosigkeiten. Aber der kann ja nichts Ernstes ernst nehmen.

Dr. Schlag an Frau Laura. Verehrte Frau, auch Sie müssen die Sache nicht zu ernst nehmen. Es kommt nicht darauf an, ob ein Zettel hierhin oder dahin gerät. Man erscheint als geistreich, wenn man unzusammengehöriges kühn miteinander verknüpft. Der Vers: Rubinen sind die Lippen dein gehört unbedingt unter die Edelsteine, für die, wie nachzuweisen sein wird, Heine als Orientale ganz besondre Vorliebe besaß. Denken Sie an: Du hast Diamanten und Perlen und: Wie du auch strahlst in Diamantenpracht. Machen Sie nicht zuviel Abteilungen. Es ist nicht schwer, den ganzen Heine in ein paar Dutzend Stichwörter, wie Nacht, Meer, Schmerzen, Lieder, Mond, Herz, Mädchen, Blume u. s. w. aufzureihen.

Frau Laura an Dr. Schlag. Jetzt sind 234 Zettel fertig. Ich habe sie so sortiert, wie Sie in Ihrem letzten werten Briefe angegeben. Aber ich kann mir kein Bild davon machen, wie aus den einzelnen Zetteln ein zusammenhängender Text entsteht.

Dr. Schlag an Frau Laura. Diesen Text zu schreiben ist die eigentliche Aufgabe der Heinestudien; es ist, wie ich mir bereits zu bemerken erlaubte, keine schwere Aufgabe. Seien Sie versichert, daß es bei einiger Übung und, wenn man mit Geläufigkeit über eine genügend große Zahl von Übergängen verfügt, sogar eine ziemlich leichte Sache ist. Sie möchten ein Bild von der Sache haben. Nehmen wir an, wir wollten ein Kapitel „Heine zu Wasser und zu Lande" schreiben, so ziehen wir das Kästchen mit der Auf-

schrift „Meer“ hervor und stellen uns einige andre, die die Zitate über Welle, Schiff, Strand u. s. w. enthalten, zur Hand. Also zunächst: Heine und das Meer. Es giebt da eine Menge Zitate, z. B.: Wir saßen am einsamen Meeresstrand, Das Meer erglänzte weit hinaus, Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer u. s. w. Hieraus ergiebt sich der verbindende Text etwa in folgender Gestalt: Heine verlebte, wie bekannt, seine Jugend in der alten Seestadt Hamburg. Dieser Ort, sein Handel, der nimmer müde Strom, der seine Wasser dem Ozean zuwälzt, die kommenden und gehenden Schiffe, alles dies mußte ihn auf das Meer, jenes ewige Rätsel hinweisen, das nur dem Dichtergeiste lösbar ist. Hier ließe sich noch ein Zitat über Schiffe oder Nachen einfügen. Man könnte also sagen: Wie oft hat er es erlebt, daß

Im traurigen Takte rudert
Der Schiffer mit seinem Kahn —

und so weiter. Endlich, im Jahre 1825, war es ihm vergönnt, am „einsamen Meeresstrande“ zu sitzen.

Thalatta, Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer.

Es ist der Ruf eines Dichters, dem das Auge seiner Seele,

Phantasie, die schäumend wilde

die Geheimnisse der Welt offenbart, die dem Philister verborgen bleiben. Er sieht, wie

Das Meer erglänzte weit hinaus
In letztem Abendscheine,

wie

der Mond,
Eine Riesenpomeranze,
Überstrahlt das graue Meer.

grund; gehört das unter Lieder, Blut, Herz oder Grund? Mein Mann sagt, es gehöre unter die Geschmacklosigkeiten. Aber der kann ja nichts Ernstes ernst nehmen.

Dr. Schlag an Frau Laura. Verehrte Frau, auch Sie müssen die Sache nicht zu ernst nehmen. Es kommt nicht darauf an, ob ein Zettel hierhin oder dahin gerät. Man erscheint als geistreich, wenn man unzusammengehöriges kühn miteinander verknüpft. Der Vers: Rubinen sind die Lippen dein gehört unbedingt unter die Edelsteine, für die, wie nachzuweisen sein wird, Heine als Orientale ganz besondre Vorliebe besaß. Denken Sie an: Du hast Diamanten und Perlen und: Wie du auch strahlst in Diamantenpracht. Machen Sie nicht zuviel Abteilungen. Es ist nicht schwer, den ganzen Heine in ein paar Dutzend Stichwörter, wie Nacht, Meer, Schmerzen, Lieder, Mond, Herz, Mädchen, Blume u. s. w. aufzureihen.

Frau Laura an Dr. Schlag. Jetzt sind 234 Zettel fertig. Ich habe sie so sortiert, wie Sie in Ihrem letzten werten Briefe angegeben. Aber ich kann mir kein Bild davon machen, wie aus den einzelnen Zetteln ein zusammenhängender Text entsteht.

Dr. Schlag an Frau Laura. Diesen Text zu schreiben ist die eigentliche Aufgabe der Heinestudien; es ist, wie ich mir bereits zu bemerken erlaubte, keine schwere Aufgabe. Seien Sie versichert, daß es bei einiger Übung und, wenn man mit Geläufigkeit über eine genügend große Zahl von Übergängen verfügt, sogar eine ziemlich leichte Sache ist. Sie möchten ein Bild von der Sache haben. Nehmen wir an, wir wollten ein Kapitel „Heine zu Wasser und zu Lande" schreiben, so ziehen wir das Kästchen mit der Auf-

schrift „Meer" hervor und stellen uns einige andre, die die Zitate über Welle, Schiff, Strand u. s. w. enthalten, zur Hand. Also zunächst: Heine und das Meer. Es giebt da eine Menge Zitate, z. B.: Wir saßen am einsamen Meeresstrand, Das Meer erglänzte weit hinaus, Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer u. s. w. Hieraus ergiebt sich der verbindende Text etwa in folgender Gestalt: Heine verlebte, wie bekannt, seine Jugend in der alten Seestadt Hamburg. Dieser Ort, sein Handel, der nimmer müde Strom, der seine Wasser dem Ozean zuwälzt, die kommenden und gehenden Schiffe, alles dies mußte ihn auf das Meer, jenes ewige Rätsel hinweisen, das nur dem Dichtergeiste lösbar ist. Hier ließe sich noch ein Zitat über Schiffe oder Nachen einfügen. Man könnte also sagen: Wie oft hat er es erlebt, daß

Im traurigen Takte rudert
Der Schiffer mit seinem Kahn —

und so weiter. Endlich, im Jahre 1825, war es ihm vergönnt, am „einsamen Meeresstrande" zu sitzen.

Thalatta, Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer.

Es ist der Ruf eines Dichters, dem das Auge seiner Seele,

Phantasie, die schäumend wilde

die Geheimnisse der Welt offenbart, die dem Philister verborgen bleiben. Er sieht, wie

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letztem Abendscheine,

wie

der Mond,
Eine Riesenpomeranze,
Überstrahlt das graue Meer.

Er hört

Süßes Wort im Wasser sprechen.

Ja er selbst,

Sein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

So ungefähr.

Das ganze Buch besteht aus solchen Stücken. Auf Zusammenhang braucht nicht weiter gesehen zu werden; das ist ja eben der Vorteil, den man hat, wenn man Studien schreibt.

Es giebt übrigens noch eine höhere Stufe litterarischer Kennerschaft, wobei der Zettelkasten ebenfalls seine Rolle spielt. Hier tritt das Dichterwerk zurück und die Person des Dichters in den Vordergrund. Was der Dichter je gesagt, gethan und gedacht hat, ist von höchstem Interesse. Man folgt jedem Schritte seines Lebens mit liebevoller Sorgfalt und übersieht auch nicht das kleinste, das unbedeutendste. Bei großen Männern ist nichts unbedeutend, auch nicht der Stiefel, den er getragen hat, auch nicht die Thatsache, ob er am fünfzehnten oder sechzehnten hier oder da gewesen ist. In unserm Falle müßte festgesetzt werden, wer das unglückliche Weib gewesen ist, das den Dichter mit seinen Thränen vergiftet hat, welcher Fichtenbaum oder Palmbaum Anlaß zu dem bekannten Gedichte gegeben, wobei ein botanischer Exkurs zu machen wäre, von wem Heine während seiner Pariser Zeit besucht worden ist, und von wem seine Frau das Gemüse bezog. Glauben Sie mir, alles das ist vom höchsten Interesse und wird vom Publikum mit Eifer gelesen werden. Man kann Gelehrsamkeit zeigen,

Konjekturen machen und glänzende Polemik entwickeln. Aber freilich die Konkurrenz ist auf diesem Gebiete auch schon sehr groß. Ich möchte empfehlen, vorläufig die erste Stufe zu behandeln.

Frau Laura an Dr. Schlag. Mein Mann ist unausstehlich. Kaum habe ich nach Ihrer freundlichen Vorschrift einige Zettel mit Text verbunden, so zaust er sie wieder auseinander. Auch Ihre schöne Skizze über Heine und das Meer hat er zerpflückt. Was sagen Sie dazu? Ich bin recht kleinmütig. Was soll daraus werden? Zum Zettelschreiben ist mein Mann gar nicht mehr zu bringen. Wenn ich Ihrer gütigen Hilfe versichert sein könnte, ich glaube, ich schriebe das Werk selbst.

Oberlehrer Müller an Dr. Schlag. Alter Freund, was machst du für Streiche? Ich bin da einer saubern Geschichte auf die Spur gekommen. Also du altes Reptil unterhältst mit meiner Frau eine litterarische Korrespondenz? Mensch, schämst du dich nicht? Hast du auf Gottes Erdboden nichts besseres zu thun? Aber im Ernst geredet, ich bitte mir aus, daß das jetzt unterbleibt, sonst werde ich eklig. Du machst mir ja das arme Frauenzimmer reinweg toll!

Dr. Schlag an Oberlehrer Müller. Werde nur nicht gleich tragisch. Es ist besser, du fügst dich mit Humor in das Unvermeidliche und schreibst deiner Frau zuliebe besagte Heinestudien. Um was es sich handelt, weißt du doch, um den Hausfrieden. Mancher hat schon dem Hausfrieden zuliebe mit seinem Gegner Kugeln gewechselt oder teure Badereisen bezahlt. Da wirst du doch wohl ein Dutzend Bogen Druckpapier dran wenden können. Deine Frau ist nun einmal

manistik und ganz besonders für die schöne Litteratur. Die Gelehrsamkeit des Forschens, das Zitat, der interessante Schmuck des Vortrags, Geistesblitze, geistreiche Beziehungen, originelle Gesichtspunkte, alles das ist undenkbar ohne das Vorhandensein eines Zettelkastens. Denken Sie sich einen Bogen Papier. Diesen Bogen Papier knicken Sie in Quart, Oktav und Sedez, und dann zerschneiden Sie ihn in Blätter letzterer Größe. Es wird nichts helfen, Sie werden sich eine große Menge dieser Zettel anfertigen müssen. Von der Menge und dem geschickten Gebrauche derselben hängt der Erfolg ab.

Glauben Sie nicht, verehrte Frau, daß ich scherze. Ich lasse Sie nur einen Blick in die Werkstatt des Schöngeistes thun. Glauben Sie nicht, daß alles nur Geist sei, es ist auch viel Handarbeit dabei.

Nehmen wir also an, wir stünden bei dem Buche der Lieder, etwa bei Seite 134 meiner Ausgabe. Dort steht geschrieben:

Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See.

Schön, wir nehmen einen Zettel und schreiben: Fischerhaus, wir saßen am. S. 134, 1. Auf denselben Zettel kann gleich noch kommen: Fischermädchen, du schönes, treibe den Kahn ans Land. S. 135, 2. Andrer Zettel: Blume, du bist wie eine. S. 159, 2. Liebe, ich wollt, meine — ergösse sich. In dieser Weise muß der ganze Heine durchgearbeitet werden. Ich bin überzeugt, gnädige Frau, daß Sie einen guten Teil der Arbeit selbst werden übernehmen können. Sie fordert einige Geduld und Genauigkeit, ist also recht eigentlich Frauenarbeit. Von Zeit zu Zeit werden die Zettel nach den Stichworten geordnet. Also: Haupttitel: Kleidungs-

stücke; Untertitel (verzeihen Sie mir): Hosen. Der Wind zog seine Hosen an. — Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen u. s. w. Die zusammengehörigen Zettel kommen in kleine Mappen und diese in Cigarrenkisten. Das ist der Zettelkasten. Ich bitte mich Ihrem Herrn Gemahl bestens zu empfehlen u. s. w.

Das that Frau Laura nun freilich nicht, denn der liebe Mann durfte von der Korrespondenz nichts wissen. Desto ausführlicher setzte sie ihm das Wesen eines Zettelkastens auseinander. Darauf sprach sie die bestimmte Erwartung aus, daß Wilhelm endlich das Saufen lassen und etwas für seine Berühmtheit thun werde, wozu die oft erwähnten Heinestudien die beste Gelegenheit darböten. Hierauf ging Wilhelm in den Bären, und Frau Laura schlachtete den ganzen vorhandnen Papiervorrat zu Zetteln ein. Diese Zettel wurden sorgfältig aufgeschichtet und mit Wohlgefallen betrachtet.

Wir müssen uns kurz fassen und können aus dem sich nunmehr zwischen Frau Laura und Doktor Schlag entwickelnden Briefwechsel nur knappe Auszüge geben.

Frau Laura an Dr. Schlag. Ich habe mich selbst an die Arbeit machen müssen. Mein guter Mann — Sie wissen ja, wie er ist — hat kaum drei Zettel geschrieben, so vertieft er sich in die Lektüre; dann fängt er an zu schelten und wirft Heine an die Wand. Hernach kostet es viel Mühe, ihn wieder an die Arbeit zu bringen. Ich habe schon 74 Zettel geschrieben. Aber das Sortieren macht mir Schwierigkeit. Zum Beispiel: wenn dasteht: Rubinen sind die Lippen dein — gehört das unter die Edelsteine oder unter die Körperteile? Oder: Liederblut aus Herzens-

grund; gehört das unter Lieder, Blut, Herz oder Grund? Mein Mann sagt, es gehöre unter die Geschmacklosigkeiten. Aber der kann ja nichts Ernstes ernst nehmen.

Dr. Schlag an Frau Laura. Verehrte Frau, auch Sie müssen die Sache nicht zu ernst nehmen. Es kommt nicht darauf an, ob ein Zettel hierhin oder dahin gerät. Man erscheint als geistreich, wenn man unzusammengehöriges kühn miteinander verknüpft. Der Vers: Rubinen sind die Lippen dein gehört unbedingt unter die Edelsteine, für die, wie nachzuweisen sein wird, Heine als Orientale ganz besondre Vorliebe besaß. Denken Sie an: Du hast Diamanten und Perlen und: Wie du auch strahlst in Diamantenpracht. Machen Sie nicht zuviel Abteilungen. Es ist nicht schwer, den ganzen Heine in ein paar Dutzend Stichwörter, wie Nacht, Meer, Schmerzen, Lieder, Mond, Herz, Mädchen, Blume u. s. w. aufzureihen.

Frau Laura an Dr. Schlag. Jetzt sind 234 Zettel fertig. Ich habe sie so sortiert, wie Sie in Ihrem letzten werten Briefe angegeben. Aber ich kann mir kein Bild davon machen, wie aus den einzelnen Zetteln ein zusammenhängender Text entsteht.

Dr. Schlag an Frau Laura. Diesen Text zu schreiben ist die eigentliche Aufgabe der Heinestudien; es ist, wie ich mir bereits zu bemerken erlaubte, keine schwere Aufgabe. Seien Sie versichert, daß es bei einiger Übung und, wenn man mit Geläufigkeit über eine genügend große Zahl von Übergängen verfügt, sogar eine ziemlich leichte Sache ist. Sie möchten ein Bild von der Sache haben. Nehmen wir an, wir wollten ein Kapitel „Heine zu Wasser und zu Lande“ schreiben, so ziehen wir das Kästchen mit der Auf-

schrift „Meer" hervor und stellen uns einige andre, die die Zitate über Welle, Schiff, Strand u. s. w. enthalten, zur Hand. Also zunächst: Heine und das Meer. Es giebt da eine Menge Zitate, z. B.: Wir saßen am einsamen Meeresstrand, Das Meer erglänzte weit hinaus, Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer u. s. w. Hieraus ergiebt sich der verbindende Text etwa in folgender Gestalt: Heine verlebte, wie bekannt, seine Jugend in der alten Seestadt Hamburg. Dieser Ort, sein Handel, der nimmer müde Strom, der seine Wasser dem Ozean zuwälzt, die kommenden und gehenden Schiffe, alles dies mußte ihn auf das Meer, jenes ewige Rätsel hinweisen, das nur dem Dichtergeiste lösbar ist. Hier ließe sich noch ein Zitat über Schiffe oder Nachen einfügen. Man könnte also sagen: Wie oft hat er es erlebt, daß

Im traurigen Takte rudert
Der Schiffer mit seinem Kahn —

und so weiter. Endlich, im Jahre 1825, war es ihm vergönnt, am „einsamen Meeresstrande" zu sitzen.

Thalatta, Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer.

Es ist der Ruf eines Dichters, dem das Auge seiner Seele,

Phantasie, die schäumend wilde

die Geheimnisse der Welt offenbart, die dem Philister verborgen bleiben. Er sieht, wie

Das Meer erglänzte weit hinaus
In letztem Abendscheine,

wie

der Mond,
Eine Riesenpomeranze,
Überstrahlt das graue Meer.

Er hört

Süßes Wort im Wasser sprechen.

Ja er selbst,

Sein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

So ungefähr.

Das ganze Buch besteht aus solchen Stücken. Auf Zusammenhang braucht nicht weiter gesehen zu werden; das ist ja eben der Vorteil, den man hat, wenn man Studien schreibt.

Es giebt übrigens noch eine höhere Stufe litterarischer Kennerschaft, wobei der Zettelkasten ebenfalls seine Rolle spielt. Hier tritt das Dichterwerk zurück und die Person des Dichters in den Vordergrund. Was der Dichter je gesagt, gethan und gedacht hat, ist von höchstem Interesse. Man folgt jedem Schritte seines Lebens mit liebevoller Sorgfalt und übersieht auch nicht das kleinste, das unbedeutendste. Bei großen Männern ist nichts unbedeutend, auch nicht der Stiefel, den er getragen hat, auch nicht die Thatsache, ob er am fünfzehnten oder sechzehnten hier oder da gewesen ist. In unserm Falle müßte festgesetzt werden, wer das unglückliche Weib gewesen ist, das den Dichter mit seinen Thränen vergiftet hat, welcher Fichtenbaum oder Palmbaum Anlaß zu dem bekannten Gedichte gegeben, wobei ein botanischer Exkurs zu machen wäre, von wem Heine während seiner Pariser Zeit besucht worden ist, und von wem seine Frau das Gemüse bezog. Glauben Sie mir, alles das ist vom höchsten Interesse und wird vom Publikum mit Eifer gelesen werden. Man kann Gelehrsamkeit zeigen,

Konjekturen machen und glänzende Polemik entwickeln. Aber freilich die Konkurrenz ist auf diesem Gebiete auch schon sehr groß. Ich möchte empfehlen, vorläufig die erste Stufe zu behandeln.

Frau Laura an Dr. Schlag. Mein Mann ist unausstehlich. Kaum habe ich nach Ihrer freundlichen Vorschrift einige Zettel mit Text verbunden, so zaust er sie wieder auseinander. Auch Ihre schöne Skizze über Heine und das Meer hat er zerpflückt. Was sagen Sie dazu? Ich bin recht kleinmütig. Was soll daraus werden? Zum Zettelschreiben ist mein Mann gar nicht mehr zu bringen. Wenn ich Ihrer gütigen Hilfe versichert sein könnte, ich glaube, ich schriebe das Werk selbst.

Oberlehrer Müller an Dr. Schlag. Alter Freund, was machst du für Streiche? Ich bin da einer saubern Geschichte auf die Spur gekommen. Also du altes Reptil unterhältst mit meiner Frau eine litterarische Korrespondenz? Mensch, schämst du dich nicht? Hast du auf Gottes Erdboden nichts besseres zu thun? Aber im Ernst geredet, ich bitte mir aus, daß das jetzt unterbleibt, sonst werde ich eklig. Du machst mir ja das arme Frauenzimmer reinweg toll!

Dr. Schlag an Oberlehrer Müller. Werde nur nicht gleich tragisch. Es ist besser, du fügst dich mit Humor in das Unvermeidliche und schreibst deiner Frau zuliebe besagte Heinestudien. Um was es sich handelt, weißt du doch, um den Hausfrieden. Mancher hat schon dem Hausfrieden zuliebe mit seinem Gegner Kugeln gewechselt oder teure Badereisen bezahlt. Da wirst du doch wohl ein Dutzend Bogen Druckpapier dran wenden können. Deine Frau ist nun einmal

auf ihre Heinestudien versessen. Es ist besser, du schreibst sie, als sie geht unter die Schriftsteller. Was das für einen Hausstand bedeutet, brauche ich dir nicht zu schildern.

Frau Oberlehrer an Dr. Schlag. Ich bin sehr glücklich. Mein Mann ist wie umgewandelt. Er hat heute bereits 17 Zettel geschrieben. Es ist doch ein guter Mann, ich habe ihn wirklich verkannt.

Dieselbe an denselben. Da komme ich schon wieder. Das Buch schreitet rüstig vorwärts. Es sind bereits 422 Zettel geschrieben, auch schon größere Partien zusammengearbeitet. Auch habe ich mir bereits die Kapitelüberschriften überlegt. Etwa so: 1. Persönliches. 2. Sachliches. 3. Aus meinen großen Schmerzen. 4. Ich grolle nicht. 5. Auf Flügeln des Gesanges. Meinen Sie, daß sich diese Kapitelüberschriften machen werden?

Dr. Schlag an Frau Laura. Ganz gewiß, verehrte Frau, machen Sie es nur so.

Frau Oberlehrer an Dr. Schlag. Glauben Sie, daß es gut sei, jedem Kapitel ein Motto vorzusetzen? Was sagen Sie zu folgender Idee? Der Stoff wird in Gegensätze gebracht: Heine morgens und abends, Heine freudvoll und leidvoll; Heine zu Wasser und zu Lande, Heines Auszug und Heimkehr, Heine in Begleitung und allein. Oder soll alles unter den Gesichtspunkt des Schmerzes gebracht werden? Etwa so: Der Schmerz ist der Genius des Dichters.

Dr. Schlag an Frau Oberlehrer. Jawohl! Jawohl! Es ist ganz schön so.

Frau Oberlehrer an Dr. Schlag. Entschuldigen Sie, daß ich Sie schon wieder belästige. Aber es ist mir ein Gedanke schwer aufs Herz gefallen:

der Verleger. Ich war gestern im Donnerstagskränzchen. Als, wie natürlich, auch die Rede auf die Heinestudien kam, bemerkte Frau Inspektor Lampe, die ihre Freude darin sucht, jedermann etwas unangenehmes zu sagen, ein Vetter von ihr, der ein ganz bedeutendes Buch — keine bloßen Studien — geschrieben habe, suche schon seit zehn Jahren einen Verleger. Es sei sehr leicht Bücher zu schreiben, aber sehr schwer, einen Verleger zu finden. Wie, wenn sich mein Mann abgearbeitet hätte, um schließlich keinen Verleger zu finden? Sie müssen helfen, Herr Doktor. Wir wollen ja nichts verdienen; wir wären ja selbst bereit, Opfer zu bringen, aber gedruckt müssen die Heinestudien werden — auf alle Fälle!

Dr. Schlag an Frau Oberlehrer. Haben Sie keine Sorge, verehrte Frau. Sie haben das entscheidende Wort bereits gesprochen, daß Sie bereit seien, auch Opfer zu bringen. Auf dies Wörtlein „Sesam" thun sich Ihnen die Pforten der berühmtesten Verlagshandlungen auf, zumal wenn diese Handlungen zugleich eigne Druckereien besitzen. Ich empfehle Ihnen, sich geradewegs an X zu wenden. Aber seien Sie nicht zu bescheiden. Diese Herren sind eine etwas kräftige Tonart der Herren Autoren gewöhnt.

Hier brechen wir den Bericht über den Briefwechsel zwischen Frau Laura und dem Doktor ab, um nur noch kurz zu berichten, daß er sich noch über ein halbes Jahr hinzog und zum Schluß einen geradezu krampfhaften Charakter annahm. Das Manuskript war fertig. Es wurde sauber abgeschrieben und zu Doktor Schlag geschickt. Doktor Schlag wirtschaftete mit dem Blaustift drin herum und setzte das erste zu letzt und das letzte zu erst, worüber der Oberlehrer

wütend wurde. Darauf hatte Frau Laura noch eine große Idee und fing an, das, was noch stehen geblieben war, durch einander zu bringen. Hierauf verbat sich der liebe Wilhelm weitere Korrekturen und machte die Sache noch anders. Das Manuskript sah aus wie tätowiert. Nun kam es zum Druck, und endlich, nach mancherlei ärgerlichen Zufällen, Mißverständnissen und Kümmernissen, lag das Buch fertig da. Es war nicht gut, es war nicht schlecht, es war von der Mittelsorte, die den Weg durchs Leben am leichtesten findet. Aber Doktor Schlag war mit der Ausstattung nicht zufrieden, sondern setzte durch, daß das Buch geschmackvoll eingebunden wurde und so zur Versendung kam. Man bedachte das Risiko, man bedachte die Kosten; aber er setzte es durch. — Ihr versteht das nicht! Das war sein letztes Wort.

Zur Feier der Vollendung des Buches war eine Gesellschaft, Abendessen und Bowle gegeben worden. Herr Doktor Schlag hatte das Opfer gebracht, zu erscheinen, und hatte in einer launigen Tischrede den Hinterthallebnern klar gemacht, was der Autor eines Werkes wie die Heinestudien zu bedeuten habe. Frau Laura schwamm in Wonne. Die Schlacht war gewonnen, es war alles gut.

Als sich die Menschheit verlaufen hatte, setzten sich Oberlehrers und Doktor Schlag noch ein Weilchen in eine Ecke zusammen, um die großen Ereignisse nochmals durchzusprechen. Die Postsachen lagen noch uneröffnet auf dem Tische. Das erste, was ihnen in die Hände fiel, war der „Litterarische Korrespondent“ und eine Rezension der Heinestudien. Die armen Heinestudien wurden hierin gerädert, gekreuzigt und stückweise ermordet. Daß die Arbeit mit der geistigen

Thätigkeit eines Sekundaners, der eine lateinische Arbeit aus seinem Phrasenhefte zusammen gestoppelt hat, verglichen und Karlchen Miesnick herbeigeholt wurde, war noch das gelindeste. Kurz, die Rezension war haarsträubend bösartig. Der Doktor las sie sichtlich belustigt vor, Frau Laura vergoß Thränen, und der Oberlehrer hüllte sich in einen gewaltigen Cigarrendampf ein.

— Nehmt es nicht so tragisch, Kinder, sagte Doktor Schlag, das ist der Doktor Hirsch. Der hat gerade einen bunten Artikel für sein Blatt gebraucht; und weil du ein homo novus bist und darum hilflos erscheinst, hat er dich abgeschlachtet. Wir werden ihm aber ein Licht anzünden.

— Aber sind denn die Studien wirklich so schlecht? fragte Frau Laura schluchzend.

— Gott bewahre! Wenn Wilhelm zu seinem, ich meine des Doktor Hirsch Klüngel gehörte, so würde dieser Ehrenmann Halleluja gesungen und mit allen Glocken geläutet haben.

— Es ist schändlich, eine solche mühsame Arbeit so gewissenlos zu vernichten.

— Wieso? Eine einzelne Rezension sagt gar nichts. Jedermann weiß, wie Rezensionen entstehen, und jedermann vergißt schleunigst wieder, was er nur einmal gelesen hat. Erst Massenwirkung macht Eindruck. Du hattest wohl geglaubt, lieber Wilhelm, wenn das Buch im Schaufenster liegt, sei die Arbeit gethan? Nein, jetzt fängt sie erst an. Jede Mutter muß ihrem Kinde das Laufen lehren. Mit den litterarischen Kindern ist es die nämliche Sache. Das beste wäre schon gewesen, du hättest dich an irgend einen einflußreichen Kreis angeschlossen. Irgend ein großes Tier hätte dir die

Vorrede geschrieben, dann wärst du ziemlich geborgen gewesen. Aber es läßt sich auch jetzt noch manches machen. Stelle dich gut mit Rudolf Mosse. Laß durch deinen Verleger an alle möglichen Zeitschriften und Tagesblätter Rezensionsexemplare schicken. Auf ein hundert Exemplare kann es nicht ankommen. Ich werde dir ein Begleitschreiben dazu entwerfen, worin das steht, was in der Rezension gesagt werden soll. Du wirst erleben, daß man es getreulich abdruckt und nur noch ein Wort über die Ausstattung hinzufügt, was nicht gerade tiefes Studium erfordert. Aber du brauchst auch ein paar ausführlichere Rezensionen. Hierzu wirst du wohl besondre Veranstaltung treffen müssen. Warte mal! Da ist mir ein Ding zugeschickt worden, eine Litteraturgeschichte in Hexametern von dem verrückten Schragemaier. Ich werde dir das Buch senden: du schreibst eine anerkennende Rezension in den „Umblick," sendest sie Schragemaier zu und bittest um eine Besprechung deiner Studien. Du kannst sicher sein, daß eine „brillante" Lobeserhebung eingeht. Dann ist noch der Doktor Pumphahn von der „Montagspost"; das ist ein ganz gefährlicher Kerl. Dem schreibst du einen schmeichelhaften Brief, sendest ein Exemplar und legst 20 Mark hinein. Das wirkt. Alle Besprechungen sammelst du. Du läßt das günstige aus allen einzelnen zusammen drucken und legst das Blatt bei, wenn —

— Halt! satis superque, rief der Oberlehrer, schone deine Lunge. Also Hausierer soll ich werden und mein eignes Fabrikat vertreiben? Daraus wird nichts.

— Aber Wilhelm! Wenn es nötig ist!

— Laßt mich in Ruhe. Ich habe dem Hausfrieden zuliebe zwölf Bogen Makulatur geschrieben,

du hast deine Studien, und ich will nun meine Ruhe haben. Mag werden, was will, ich thue nicht mehr mit.

Wilhelm war wirklich zu nichts zu bringen. Frau Laura verzweifelte, Doktor Schlag höhnte, es half alles nichts. Wilhelm war bockbeinig geworden und ging nicht einen Schritt mehr mit.

Und was meint ihr, daß aus der Geschichte geworden ist? Das Buch ist gar nicht schlecht gegangen. Nächstens wird eine zweite Auflage nötig werden.

Der Einband hats gemacht.





18

Die Masern in Groß-Rüblingen



Der Gemeindekrug zu Groß=Rüblingen erfreute sich eines lebhaften Zuspruches von Gästen und Fliegen. Beide vertrugen sich gut miteinander, saßen ihre Zeit thatlos auf Stühlen und Bänken und steckten ab und zu ihre Rüssel, „beziehentlich“ ihre Nasen ins Glas oder in einen Tropfen. Die Gäste waren meist Knechte, die ihren schönen Lohn im Vorbeigehn an den Mann bringen wollten, ein paar heruntergekommne Bauern, ein stets betrunkner Chausseekratzer, und wer gerade die Landstraße zog und nicht vorübergehn wollte. Heute war Zenker=Fritze, einer von den Großbauern aus Klein=Rüblingen, zur ungewohnten Stunde, das heißt bereits am Vormittag eingetreten. Wenn wir ihn Großbauern nennen, so thun wir das unter uns. Dortzulande will man nicht Bauer heißen, man nennt sich „Ökonom“ und ahmt die Tracht und das Benehmen des Gutsverwalters nach. Also Zenker=Fritze hatte sich breit auf seinen Stuhl hingepflanzt, hatte sich einen Kognak geben lassen und war eine Zeit lang

in tiefem Sinnen sitzen geblieben. Jetzt stand er stöhnend auf und reckte die Glieder.

— Na, wieder weiter reisen? rief der Wirt von seinem Bierschank aus.

— Es hilft ja weiter nichts.

— Ein bischen zum Scheibenschießen in den Roten Hahn?

— Nein, Kinder suchen zum Rübenverziehen. Weißt du keine, Wilhelm? — Der Wirt stand sich nämlich mit der ganzen Gegend auf du und du.

— Kinder? Kinder haben wir genug. Aber es ist Schule.

— Na dann wird freigegeben.

— Wenns nur wahr ist! Versuchs, Fritze. Aber unser Pastor ist nicht so, der giebt nicht gleich frei. Wenns noch der Kantor wäre, mit dem läßt sich reden. Oder wenns der Schulze wäre, der ist auch nicht so.

— Nein, der ist nicht so, klang es aus dem Hintergrunde, alles, was recht ist, aber unser Schulze ist nicht so.

— M—it dem k—ann man Pf—erde m—ausen, lallte der Chausseekratzer. Das war ein vermessenes Wort, das ein andrer sich nicht hätte erlauben dürfen, aber dem betrunknen Kerl nahm man nichts mehr übel. Man lachte nur und sagte: Du hältst dein Maul!

Es schien also geboten, zum Herrn Pastor zu gehn. Ein Bauer geht aber nie den einfachen und geraden Weg, wenn es möglich ist, einen Umweg zu machen oder eine Hinterthür zu suchen. Außerdem fühlte sich Zenker-Fritze durch die Stimme seines Herzens zu dem hingezogen, mit dem man Pferde mausen konnte. Er ging also zum Schulzen und trug

seine Sache vor. Der Schulze machte sein allerwichtigstes Gesicht, konnte aber nichts erlauben und schickte Zenker-Fritzen zum Herrn Kantor. Der Herr Kantor machte alle Nebengesichtspunkte, Nebenvorteile und Nebenrücksichten geltend, konnte aber zu seinem großen Bedauern seinem lieben Zenker nicht helfen; über das Freigeben der Schule „befinde" der Herr Lokalschulinspektor.

So half es denn nichts. Zenker-Fritze zog den Kopf in die Schultern und segelte hinüber auf die Pfarre.

Natürlich war Sonnabend. Wer etwas von dem Herrn Pastor wollte, kam unfehlbar am Sonnabend, dem einzigen Tage, wo der Herr Pastor, der dann hinter seiner Predigt saß, zu stören war. Herr Zenker wurde darum auch nicht allzu freundlich aufgenommen; kaum daß er einen Stuhl erhielt. Nach verschiednen Betrachtungen über Wetter, Kornpreise und der Welt Lauf rückte Zenker-Fritze mit seinem Anliegen vor.

Der Herr Pastor wußte längst, wo er hinaus wollte, und hatte sich längst entschieden, den Bittsteller einfach abzuweisen. Das fehlte auch noch! Er hatte sich oft genug über diese Rübenwirtschaft geärgert. Rüben! Rüben! Das war ungefähr dasselbe, wie wenn an der Nordsee der Heringszug angekündigt wird. Dann hörte eben alles andre auf. Die Schule wird angesehen als eine Erziehungsanstalt für junge Rübenverzieher! Und dabei kommt jeder allein und will die Schulkinder nur ein paar Tage für sich haben. Jetzt wollten auch die Klein-Rüblinger berücksichtigt sein. Kein Gedanke! Er schlug es also rundweg ab. Worauf Zenker-Fritze unverdrossen seine Rede noch einmal vorbrachte und mit dem Ansinnen schloß, man

solle wenigstens zwanzig bis dreißig Kinder beurlauben, die Schule brauche ja nicht auszufallen. Auch hierauf ging der Herr Pastor nicht ein. Es sei unmöglich, es fehlten wegen der Masern so schon viele Kinder; vor einer leeren Klasse sei nicht Schule zu halten. Worauf Zenker-Fritze zum drittenmale ansetzte und mit dem Trumpfe schloß, der Herr Amtsvorsteher sei auch dafür, und die Schule solle ausfallen. Das letztere war eine Lüge. Der Herr Amtsvorsteher war immer sehr dafür, wenn Rübenferien gegeben wurden, denn er baute selbst seine zwanzig Morgen, aber er hatte nicht gesagt, daß die Schule ausfallen solle.

Jetzt riß dem Herrn Pastor der Geduldsfaden. Herr Zenker möge dem Herrn Amtsvorsteher seine Empfehlung machen, und der Herr Amtsvorsteher habe in Schulsachen gar nichts zu sagen. Hierauf wurde Zenker-Fritze mit Schnelligkeit hinausbefördert. Da stand er wieder draußen auf der Dorfstraße und strich sich über die Sonnabendsstoppeln seines unrasierten Kinnes. Es war genau so geworden, wie es ihm sein ahnungsvolles Gemüt vorhergesagt hatte; nichtsdestoweniger war er tief gekränkt und dachte an Beschwerden bei der Regierung, dem Konsistorium und dem Kaiser.

Als er wieder in der Schenke angekommen war, fand er dort zwei Ärzte, den Doktor Brillo aus Sassendorf und den Doktor Schimmelpfennig aus Klose, eine halbe Stunde davon. Man darf sich nicht wundern, zwei Ärzte so dicht bei einander zu finden. Sie sitzen jetzt auf dem Lande, das heißt da, wo Rüben gebaut werden und Geld im Dorfe ist, so dicht bei einander, daß jenes alte schöne Lied in zeitgemäßer Verbesserung lauten müßte: „Es ist ja kein Dörflein so

kleine, ein Medicus muß ja drin seine." Nun wohnte in Kladewitz, dicht bei Groß-Rüblingen, einer von den großen Ökonomen, die in der guten Zeit von der Zuckerfabrik ein schönes Stück Geld verdient haben, ein schwer reicher Mann. Er hieß der alte Susterbe. Das Wort bedeutet die große Harke, mit der die Kornstoppel nachgeharkt wird. Das hatte ihm nicht gefallen, und er hatte mit Hilfe irgend eines Herrn Kantors seinen Namen in Zustab verhochdeutschen lassen. Dieser Herr Zustab hatte sich übrigens auf Bildung und Naturwissenschaften gelegt, sich eine große Bibliothek angeschafft und nach allerhöchstem Vorbilde die Herren Brillo und Schimmelpfennig zu seinen Leibärzten ernannt. Die mußten dann immer zusammen erscheinen und „konferieren," wenn sie ihm eine wohlverdiente Laxanz zu verschreiben hatten. Gerade waren sie wieder auf dem Wege. Weil aber ein Pferd vor ihrem Wagen ein Hufeisen verloren hatte, waren sie, während der Schmied ein neues auflegte, in die Schenke eingetreten.

— Na, wie ist es denn? fragte der Wirt, als Zenker-Fritz eintrat.

— Nichts ist.

— Siehst du, das sagte ich gleich. Was meinte er denn?

— Es wären die Masern im Dorfe, und da dürfte er die Schule nicht ausfallen lassen.

Doktor Brillo horchte hoch auf. Die Masern im Dorfe, und deshalb die Schule nicht ausfallen lassen? war denn dieser Pastor verrückt? Aber der Kollege Schimmelpfennig, einer von den ältern Ärzten, die mit Seelenruhe nach den Regeln der Kunst ihr Rezept schreiben und ihre Rechnung aufstellen, machte

kein Arg daraus, sondern sagte ganz gelassen: Na, dann seht nur zu, daß ihr mit den Masern möglichst bald davon kommt. Ich meine, es ist besser, ihr macht die Sache mit einemmale ab, als daß ihr sie über ein halbes Jahr hinzerrt.

Doktor Brillo fuhr von seinem Stuhle auf. Es war empörend! Denn was bedeutete das anders, als die mittelbare Aufforderung, sich gegenseitig anzustecken, der Seuche eine möglichst allgemeine Verbreitung zu geben, allem, was die moderne Wissenschaft ergründet hat, was die „Hygieine" befiehlt, was Pettenkofer lehrt, ins Gesicht zu schlagen. Und so etwas spricht nicht etwa ein Bauer, ein Laie aus, sondern ein Mann der Wissenschaft, ein Arzt! Wahrlich, es war hohe Zeit, daß diese alten Herren durch jüngere Kräfte ersetzt wurden, die gelernt hatten, daß die Vorbeugung der bessere Teil der ärztlichen Kunst ist.

Doktor Brillo wollte sich dieser Sünde nicht teilhaftig machen, sondern den Leuten ein Licht aufstecken, mochte der alte Pflasterkasten dazu sagen, was er wollte.

— Also die Masern. Treten gewiß bösartig auf?

— Bösartig eigentlich nicht, erwiderte der Wirt. Na ja, Reiters Lieschen hat sie schlimm. Aber das war von jeher ein schwaches Kind, das jüngste von sieben Geschwistern.

— Und die andern gehn natürlich in die Schule, stecken die Schulkinder an und verseuchen das Lokal derart, daß eine Infektion so sicher stattfindet, wie mein Finger schwarz wird, wenn ich ihn in Tinte stecke.

— Was kann man da machen? Es liegt in der Luft.

— Nein, es liegt nicht in der Luft, sondern auf der flachen Hand, am Kleide hängts, auf den Bänken klebts, an der Wand sitzts. Und so wird es übertragen, dringt in den Organismus ein und verursacht Störungen, die mit Wassersucht, Taubheit, Blindheit und dem Tode endigen können.

Die Bauern machten große Augen, und der Herr Doktor hielt es für geboten, einen populären Vortrag zu halten über Mikroben, Bakterien, Nährboden, Reinkulturen und den Masernbacillus, den er als einen Spaltpilz von „minimaler" Größe darstellte.

Die „minimale" Größe machte einen tiefen Eindruck. Der Wirt dachte an so etwas wie Regenmaden, und der versoffne Chausseekratzer, der mit dem Delirium tremens schon seine Erfahrungen gesammelt hatte, war überzeugt, daß es solche unsichtbare Läuse sein müßten, wie sie ihm manchmal über die Haut gekrochen waren.

— Das hilft nun nichts, sagte Zenker-Fritze, wer sie kriegen soll, der kriegt sie.

— Nein, lieber Herr, wer als Vater oder Bürger seine Schuldigkeit nicht thut, dessen Kinder kriegen sie. Haben Sie Kinder? Sehen Sie! Wenn bei Ihnen die Thüren frisch gestrichen sind, was? und Ihre Frau hat den Kindern die Sonntagskleider angezogen, sagen Sie dann: Wer einmal Flecke an die Kleider kriegen soll, der kriegt sie? Nein, Sie verbieten es, an die gestrichnen Thüren zu gehen, nicht wahr? Genau so muß es mit den Masern sein. Es muß absolute Isolierung eintreten. Die Schule muß sofort geschlossen werden, es dürfen auch gesunde Kinder aus Häusern, in denen die Masern herrschen, mit andern Kindern in keine Berührung kommen. Es

muß der Schutz der Gesetze angerufen werden. Wozu haben wir Gesetze, wenn sie nicht angewandt werden?

— Herr Doktor, der Wagen ist vorgefahren.

Die Herren empfahlen sich. In der Thür hielt Zenker-Fritze den Herrn Doktor Brillo noch einen Augenblick fest, erkundigte sich angelegentlich nach dem fraglichen Gesetze und erfuhr, daß allerdings bei Masern die Schließung der Schule durch den Amtsvorsteher gesetzlich angeordnet werde. Das war Wasser auf seine Mühle.

Der Amtsvorsteher wohnte in Klein-Rüblingen. Am Sonntag Abend trafen sich der Amtsvorsteher und Zenker-Fritze beim Schafkopfspielen. Hierbei wurden natürlich die Neuigkeiten in der Gegend besprochen. Das neueste waren die Masern in Groß-Rüblingen. Zenker-Fritze machte eine haarsträubende Beschreibung und ließ zur Verstärkung der Wirkung den Doktor Brillo mit seinen Mikroben und Maserpilzen von „minimaler" Größe antreten. Man dachte schon mehr an Champignons und dergleichen und graulte sich.

— Da werden wir wohl die Schule nächstens schließen müssen, sagte der Herr Amtsvorsteher, der sein Gesetz über die ansteckenden Krankheiten genau kannte.

— Das meinte der Doktor Brillo auch. Aber der Pastor will nicht.

— Ob der Pastor will oder nicht, das ist ganz egal.

— Das meinte ich auch, aber der Pastor sagte: Machen Sie dem Herrn Amtsvorsteher meine Empfehlung, und er hätte in Schulsachen gar nichts zu sagen.

— Was?..

— Wie ich dir sage: Machen Sie dem Herrn Amtsvorsteher meine Empfehlung, und er hätte in Schulsachen gar nichts zu sagen.

Der Amtsvorsteher verfärbte sich, sagte aber kein Wort und spielte weiter. Aber er spielte schlecht, sichtlich unaufmerksam. Am andern Morgen noch vor Tagesanbruch öffnete er den Amtsschrank und nahm die Gesetzsammlung heraus. Da stand mit klaren Worten geschrieben, daß bei Masern und andern Epidemien die Schließung der Schule von Polizei wegen zu erfolgen habe, und daß, wenn Gefahr in Verzug sei, der Amtsvorsteher befugt sei, die Schließung anzuordnen, worauf Bestätigung beim Landratsamt einzuholen sei. Und da läßt ihm dieser Pastor sagen, er habe nichts zu befehlen. Der Amtsvorsteher fühlte sich als Mensch und Beamter tief beleidigt.

Man erwäge aber auch folgendes. Er stammte aus einem Kossatenhofe in Klein-Rüblingen. Als jüngerer Sohn war er beim Militär auf Avancement eingetreten. Da er sich nun von der Schule her einer schönen Handschrift erfreute, war er viel im Regimentsbüreau beschäftigt worden und hatte sich da einige Geschäftskunde angeeignet. Ja er stand eben davor, Feldwebel zu werden, als sein älterer Bruder starb und er um den Abschied einkommen und den Hof übernehmen mußte. Er brachte dann den etwas verkommenen Hof in die Höhe, wurde, da keiner in der Gegend die Feder so führen konnte wie er, Amtsvorsteher und sogar Kreisdeputierter und erfreute sich einer Achtung und eines Ansehens, auf die er nach der Zahl seiner Morgen Acker keinen Anspruch hätte erheben können. Officium trahit, sagt Bismarck; unser Amtsvorsteher war von seinem Amte gänzlich dahingenommen.

Und da kommt nun dieser Pastor und meint, er, der Amtsvorsteher, habe nichts zu sagen. Warte, Schwarzrock! Er trug also sein Schreibzeug zusammen, jagte Frau und Magd aus der Stube, setzte sich an den großen Tisch und schrieb im schönsten Polizeistil: „Herrn Doktor Brillo Wohlgeboren. Ew. Wohlgeboren haben, wie mir glaubhaft hinterbracht ist, im Gasthofe zu Groß-Rüblingen erklärt, daß daselbst die Masern herrschen. Ich ersuche Ew. Wohlgeboren freundlichst, mir ein Gutachten dieserhalb auszustellen, ob die Schule von wegen die Masern geschlossen werden soll und muß."

Nun wurde der Amtsdiener aufgeboten. Dieser zog seinen Rock mit den langen Schößen an, gürtete sich den alten Landwehrsäbel um, setzte die blaue Mütze auf und zog los. Als er wieder ankam, brachte er gleich die Antwort mit, des Inhalts, daß über die Schließung der Schule der Kreisphysikus zu befinden habe, daß aber seiner Kenntnis der Sache nach allerdings die Masern in Groß-Rüblingen herrschten, und daß es dringend geboten erscheine, die Schule zu schließen.

Der Herr Amtsvorsteher las das mit Freuden, säuberte abermals die Stube von den Frauenzimmern, tauchte tief ins Tintenfaß und schrieb: „Herrn Kantor Weißhaupt in Groß-Rüblingen. Ich ordne hiermit an, daß Sie bei 50 Mark Geldbuße oder verhältnismäßiger Gefängnisstrafe angesichts dieses sofort die Schule schließen und darüber, daß es geschehen, binnen vierundzwanzig Stunden berichten."

Der Amtsdiener marschierte abermals los.

Der arme Kantor erschrak gewaltig, schickte seine Kinder Hals über Kopf nach Hause und zog mit dem Ukas hinüber zum Herrn Pastor.

Der Herr Pastor wurde wild. So etwas war ihm doch noch nicht vorgekommen. Und warum eigentlich? Der Herr Kantor erwog alle Möglichkeiten, die nicht zur Sache gehörten. Endlich kam man auf die Masern. So ein Unsinn, wegen sechs maserkranker Kinder dreiundneunzig Schüler nach Hause zu schicken.

— Warten Sie, Herr Kantor, diesem Herrn wollen wir einmal ein Licht aufstecken.

Länger hielt es die Frau Pastorin, die in der Nebenstube die Verhandlung mit angehört hatte, nicht aus. Sie erschien in der Thür mit ihrem Strickstrumpfe und bat ihren lieben Mann himmelhoch, keinen Streit anzufangen. Der Herr Pastor wollte nichts hören. Endlich einigte man sich dahin, daß der liebe Mann zuvor in die Stadt gehn und beim Herrn Superintendenten vorsprechen solle. Er könne gleich vier Pfund Rindfleisch mitbringen.

Der Herr Pastor hängte also seine Reisetasche mit dem gestickten Hündchen auf dem Deckel um und eilte im Filialschritt in die Stadt, den besagten Ukas in der Tasche. Der Herr Superintendent wunderte sich nicht wenig. Man schlug das Gesetz- und Verordnungsblatt nach. Richtig, da stand es; der Herr Amtsvorsteher war in seinem Rechte. Es war Thatsache, daß ein solches Paschoregiment gesetzlich geordnet war. Beide Herren wunderten sich gemeinsam und sangen ein Loblied auf die Selbstverwaltung. Nach der dritten Cigarre stellte sich aber das Gefühl der Wurschtigkeit ein. Na denn man zu!

Es möge hier noch eingeschaltet werden, daß der Herr Amtsvorsteher vorgeschriebnermaßen an das Landratsamt berichtete, daß der Herr Landrat beim Herrn Kreisphysikus anfragte, und daß letzterer un-

besehen dem Gutachten des Herrn Doktor Brillo beitrat.

Tags darauf fuhren die beiden Herren Doktoren wieder zum alten Susterbe und kamen also auch wieder durch Groß-Rüblingen. Man konnte von der Dorfstraße aus die Schule sehen. Alle Fenster standen auf, es rührte sich keine Maus.

— Na nu, meinte der alte Herr, schon wieder Ferien?

— Wie Sie sehen, Herr Kollege. Obrigkeitliche Schließung wegen der Masern. Ging schnell, nicht wahr?

Am Ende des Dorfes unter der großen Linde war ein ganzes Rudel kleiner Kinder versammelt. Man spielte einträchtig Ringelringelreihe, und ein paar alte Weiber mit Säuglingen in den Mänteln saßen dabei.

— Guten Morgen, Pietschen, rief Doktor Schimmelpfennig einer von ihnen zu. Ihr sorgt wohl für die Masern? Ich meine, daß sie hübsch rumkommen.

Die Pietschen verstand nicht, was der Doktor wollte, und greinte, und Doktor Brillo that, als hätte ers nicht gehört.

Man fuhr über den Osterberg und kam in die Klein-Rüblinger Flur. Da war auf dem Rübenacker alles schwarz von Schulkindern. Im Chausseegraben hatten die Jungen ihre Jacken alle auf einen Haufen gelegt. Im Hintergrunde stand Zenker-Fritze in der Haltung eines Großgrundbesitzers, der seine Sache im Schwunge hat.

Man wird verstehen, wie das gekommen war. Kaum hatte Zenker-Fritze erfahren, daß die Schule in Groß-Rüblingen geschlossen sei, so fuhr er mit ein paar Leiterwagen los, ließ im Dorfe ausklingeln, daß

Kinder zum Rübenziehen gesucht würden, packte die Kinder, die haufenweise ankamen, auf seine Wagen und fuhr hinaus aufs Feld. Das war der Erfolg des Schulschlusses.

— Es ist ein Skandal! rief Doktor Brillo. Also dazu werden Gesetze gegeben, und das nennt man „Hygieine“ auf dem Lande!

— Hm! sagte der ältere Kollege, wenn Sie Arzt bei den Kaffern wären, so würden Sie vermutlich mit der „Hygieine“ nicht viel Erfolg haben. Die Leute hier sind auch so eine Art von Kaffern. Man muß ihnen die Röcke zuschneiden, wie sie ihnen passen, sonst hilft die ganze Schneiderei nichts.

Es sollte noch besser kommen. Die Masern gingen in Groß-Rüblingen ihren Gang, die eine Dorfstraße hinauf, die andre wieder herunter, ganz in der Weise, wie Haus mit Haus verkehrte. Die Schließung der Schule kam hierbei gar nicht in Betracht. Nur die eine Ecke des Dorfes war noch einigermaßen verschont geblieben.

Als die beiden Herren Ärzte nach einem Vierteljahre wieder durch Groß-Rüblingen kamen, standen im Schulhause immer noch alle Fenster auf, und es duftete weit über die Straße nach dem Chlorkalk, womit man landrätlicher Verordnung gemäß die Wände und Bänke beschmiert hatte. Der Herr Kantor wirtschaftete in seinem Bienenhause, und die Schuljugend schweifte durch Felder und Gärten und trieb Unfug. Im Klaushofe, der zu der bisher noch ziemlich masernfreien Ecke gehört hatte, waren trotz des warmen Tages alle Fenster geschlossen. Hinter einem dieser Fenster sah man ein halbes Dutzend Kinderköpfe. Die Bäuerin stand vor dem Thore.

— Guten Tag, Klausen, sagte Doktor Schimmelpfennig, bei euch ist wohl Geburtstag?

— I nein, Herr Doktor, wir haben nur ein paar Kinder aus der Nachbarschaft zu unserm Dorchen kommen lassen. Das arme Kind hat die Masern gehabt, aber es geht schon wieder ganz hübsch, und nun will sie nicht allein sein.

— Und da habt ihr zu dem masernkranken Kinde seine Gespielen gerufen?

— Was will man denn weiter machen, wenn es die Kinder durchaus haben wollen?

— Sehen Sie mal, Herr Kollege, da haben Sie ein Stück Volks-„Hygieine."

— Ja, woher soll es denn das Volk wissen, was es zu thun und zu lassen hat, wenn es nicht unterrichtet wird? Ich halte es für durchaus nötig, daß in der Volksschule Gesundheitslehre eingeführt wird. Sie meinen, dazu sei keine Zeit? Für die deutschen Kaiser, für Abraham und die Propheten ist immer Zeit — nicht wahr? Ich halte die Gesundheitslehre für viel wichtiger als den ganzen Kram.

— Na, da wünsch ich Ihnen viel Glück, Herr Kollege.





19

Eine musikalische Stadt



usikalisch sind wir in Scharzberg, das unterliegt keinem Zweifel. Neulich haben sogar die Wagenschieber und Weichensteller unsers Bahnhofs einen eignen Gesangverein gebildet. Man wird fragen: Wie ist es möglich, daß ein Gesangverein von Wagenschiebern etwas leistet, da doch immer mehr als die Hälfte dieser Leute im Dienste ist? Sie leisten gerade so viel wie die andern, die auch nie vollzählig sind. Ich erwähne die Thatsache auch nur darum, weil der Wagenschieberverein gerade der dreißigste Männergesangverein unsrer Stadt ist.

Jeder dieser Vereine hat einen schönen Namen, bei dem es meist mehr auf Wohlklang als Sinn und richtige Sprachform ankommt, z. B. Euphrosine, Polihymnia, Fidelia, Hilaria, Apollonia; jeder hat seinen Vorstand, seinen Dirigenten, sein Kneiplokal, seine Fahne und sein Stiftungsfest mit oder ohne Konzert, aber jedenfalls mit Tanz. Am Sängerbundesfeste treten alle diese Vereine, soweit sie unter einen Hut

zu bringen sind, zu einem großen Klangkörper zusammen. Ein Vierteljahr vorher schon werden in allen einzelnen Vereinen die gemeinsam zu singenden Lieder eingeübt, natürlich hier so und dort so. Dann kommt die gemeinsame Probe, in der man sich um die Plätze zankt und die Stimmen einigermaßen zusammenbringt. Viel zu ändern ist nicht an der Geschichte, denn was bei diesen Sängern einmal eingerammt ist, das sitzt fest. Dann kommt die Aufführung, bei der gewaltig gebrüllt und viel dirigiert wird. Der Sängerbundesdirektor steht groß da. Aber alle Vereinsdirigenten sagen sich im stillen, der Mann werde nachgerade alt, und sie könnten es mindestens ebenso gut. Hierauf erscheinen die einzelnen Vereine mit ihren einzelnen Dirigenten auf der Bühne. Die Dirigenten sind fast sämtlich Volksschullehrer, denen für die harte Arbeit, jede Note mühsam einzupauken, die Viertelstunde des Ruhms wohl zu gönnen ist. Viele sind wahre Meister im Dirigieren. Der eine schmiert mit kühner Schwenkung des Stockes jeder Stimme ihren Part unter die Nase, der andre lockt winkend die Töne hervor, ein dritter schwimmt auf Meereswogen mit Bewegungen wie die Rheintöchter, ein vierter singt vernehmlich in alle Stimmen, den ersten Tenor, wie den zweiten Baß hinein und markiert alle Fehler, noch einer, der gedient hat, kopiert Saro. Die „Euphrosine" brüllt nach Anleitung ihres Dirigenten aus voller Sängerbrust; die „Fidelia" singt gequetschte Kehltöne, gleichfalls nach Anleitung ihres Dirigenten; die „Apollonia," die von dem kleinen Leopold geleitet wird, ist lyrisch angelegt und zirpt. Ihr Pianissimo ist großartig, es hört eben alles auf, und selbst der Dirigent verschwindet unter seinem Pulte. Im „Liederhort" herrscht der Sanges-

Humor; in der „Polihymnia," deren Dirigent einmal etwas von dunkler Klangfarbe gehört hat, singt man alles auf den Vokal u. Alle aber stehen auf der höchsten Stufe, was deutliche Textaussprache betrifft, namentlich das W im Anfange der Wörter gestaltet sich überall zu einem klangvollen Doppel-U (Uuas uns aint als daitsche Brieder u. s. w.), alle sind großartig und unübertrefflich in der Kunst, die unbetonten Silben so pianissimo als möglich zu singen (Laß . . . dai . . . Hand . . . grai . . ., d. h. laß mich daine Hand ergraifen). Alle preisen „den Wein, den Wein, die Liebe und den Sang" und trinken Bier dazu.

Außerdem klimpert es aber auch in Scharzberg in allen Häusern. Die jungen Mädchen müssen doch auch musikalisch gebildet werden. Wenn sie dann heiraten, ist es freilich mit der Musik vorbei; aber es ist doch nett, wenn ein junges Mädchen etwas so schönes vorspielen kann, wie das „Gebet der Jungfrau" oder die „Klosterglocken" oder das „Silberfischchen" oder das „Wellenspiel" oder das „Erwachen des Löwen" oder den „Husarenritt." Auch muß doch eine anständige Familie ein Piano besitzen, und es schickt sich doch nicht, wenn das Instrument gänzlich unbenutzt dasteht. Man unterschätze den Wert der Musik nicht. In Scharzberg haben zwei „Musikdirektoren," d. h. Musiklehrer von Beruf, eine Pianofortehandlung und fünfundzwanzig Volksschullehrer durch Klavierstundengeben und Vermittlung von Musikalienkauf ihr schönes Einkommen.

Wenn man aber gar in die Nähe des Seminars kommt, so gerät man in wahre Tonfluten. Zu gleicher Zeit brummen dort zwei Orgeln, quietschen zwanzig Geigen und versuchen so und so viel verwegne Klapper-

kasten den ungleichen Kampf mit ihnen aufzunehmen.

Unser wackrer Tanneboom, das ist der Stadtpfeifer, auch ein „Musikdirektor,“ hält mit seiner Herde von Lehrlingen wöchentlich zweimal Bierkonzert, über die unter „Kunst“ im Intelligenzblatte berichtet wird mit der unvermeidlich wiederholten Mahnung, das Publikum habe die Pflicht, durch den Besuch der Konzerte die Kunst zu unterstützen. Auch bei den verschiednen Festen des „Kaufmännischen Vereins,“ der „Reschurse“ und andrer Vereine wird konzertiert. Was soll man auch bis zu Tische oder bis zum Tanze anfangen? Eine Idee hat nicht jeder Vorstand, aber eine Sängerin kann man allemal haben, und das Orchester ist sowieso da. Man hört also dieselben alten Stückchen, wie den „lieben Schwan“ aus dem Lohengrin, die Tell-Ouverture und die Glöckchen-Polka, die in den Wochenkonzerten aufgetischt werden, auch einmal als Festmusik; man kann die „Toilette“ einer Sängerin bewundern oder bekritteln, man hat das Recht zu „applaudieren“ und fühlt sich gehoben und befriedigt.

Reisende Künstler, Sänger, die es einst waren oder auch niemals sein werden, durchgegangne Konservatoristen, blinde Orgelspieler gehen nie an unsrer Stadt vorüber, ohne künstlerische Genüsse, großartige Leistungen, „genußreiche Abende“ in Aussicht zu stellen. Aber sie fallen gewöhnlich erbarmungslos hinein, ebenso wie die paar vertrauensvollen Seelen, die zu solchen Konzerten zu gehen pflegen und nun im leeren Saale sich und die Konzertgeber bemitleiden. Was denken sich auch jene Leute! Sie sind fremd, sie haben in der Stadt weder Freunde, noch Verwandte, noch sonstigen Anhang. Wie kommen sie dazu, von der Bürgerschaft

Berücksichtigung zu fordern? Ja, wenn es Größen ersten Ranges wären, deren Namen man auswendig weiß, von denen man hundertmal in den Zeitungen gelesen hat, aber die kommen zu uns nicht.

Endlich haben wir in Scharzberg noch den Bürgergesangverein und die Singakademie. Leider muß gesagt werden, daß beide Vereine zu einander stehen wie Hund und Katze. Doktor Schallop, der alles auf den Kopf zu stellen liebt, sagt: Wenn wir nur einen von beiden hätten, hätten wir mehr. Es ist auch wahr, zwei „große“ Gesangvereine ist für unsre kleine Stadt ein bißchen viel. Aber sollen die Bürger sich von den Beamten und andern nicht stadtsässigen Leuten kommandieren lassen? Nein! Soll der Bürgergesangverein, der nun schon länger als fünfzig Jahre besteht, zum besten dieser Singakademie von gestern abdanken? Nein! Soll unser Direktor, der seit mehr als zwanzig Jahren als Musiker groß dasteht, diesem jungen Maiering nachstehen? Nein! Sollen sich unsre Töchter von den Herren Referendaren und Leutnants geringschätzig behandeln lassen? Nein! Mögen sich die Brandmeiers und Riesels und wie sie heißen an das vornehme Volk wegwerfen, wir bleiben unter uns. Das war die Meinung der Väter der Stadt und der andern ehrsamen Bürger, die Mitglieder des Bürgergesangvereins waren — in der Weise, daß sie die Beiträge bezahlten und ihre Töchter sangen. Die Sänger zu beschaffen war Sache des Herrn Dirigenten. So war das von jeher gewesen, und so sollte das auch sein und bleiben. Die Väter zahlen ihren Beitrag und die Töchter singen — bis zur Verlobung, dann haben die Dummheiten ein Ende. Aber kann denn nicht auch eine Frau singen? Warum nicht gar! Ein Frau ist

für ihr Haus da und hat keine Allotria zu treiben. Die Frau Apothekerin hat es einmal versucht, auch als junge Frau zur „Singestunde“ zu gehen, der haben wir aber das Handwerk gründlich gelegt. Übrigens ist die Frau Apothekerin — unter uns gesagt — ein bischen — na, ich will nichts sagen! Mit den Sängern hats seine Schwierigkeit. Die Hauptsache müssen die Herren Lehrer thun. Dafür dürfen die jüngern von ihnen auch Bürgertöchter der dritten oder vierten Vermögensstufe heiraten. Hierzu kommen ein paar „junge Leute,“ das sind Kommis, die zum Singen kommandiert werden, und ein paar ältere Herren von jugendlichem Gemüte. Mit dem Tenor steht es übel. Ein richtiger Tenor ist unter den Sängern überhaupt nicht zu finden, und Herr Pauli, der sich für einen Tenor hält, ist viel zu alt und abgesungen; wenn der lieber ganz still wäre! Eigentlich giebt es in der Stadt nur einen einzigen Tenor, und das ist der lange Leopold, den haben sie aber in der Singakademie, und bis jetzt wenigstens ist es unmöglich, ihn der Singakademie abzuspannen.

Vom Vorstande ist nicht viel zu sehen. Im Grunde giebt es nur den Vereinsdiener, der die Proben ansagt und die Beiträge holt, und den Dirigenten, der mit unbeschränkter Vollmacht gebietet, als wäre er der Unternehmer des Ganzen. Sein Selbstbewußtsein ist sehr groß, man kann auch lange suchen, ehe man einen Mann findet, der gleich großes leistet als Musikant und Rechenmeister. Vielleicht ist dem Leser schon einmal die Schrift in die Hand gekommen: „Leitfaden für das Kopfrechnen der gehobnen Bürgerschule.“ Dieser Leitfaden ist von unserm Dirigenten verfaßt; er hat die allergünstigsten Rezensionen erfahren und ist sogar

von der Königlichen Regierung empfohlen worden. Aber ebenso groß wie als Rechenmeister ist dieser Dirigent als Musiker. Man hat gefragt, wie denn das beides zusammenpasse. Ja, warum soll es denn nicht passen? Die Musik ist die Kunst, die auf Zahlen beruht. Die Höhe der Töne hängt von der Schwingungszahl ab, Rhythmus und Takt gehören in das Gebiet der Bruchrechnung. Der Generalbaß besteht aus Zahlen, man kann eine Harmonisierung, einen Kontrapunkt ganz gut auf der Tafel ausrechnen. Dr. Schallop meint natürlich, das alles habe mit der Kunst nichts zu thun. Mein Gott, mehr als Noten kann doch kein Mensch spielen oder singen.

Als Rechenmeister hält unser Dirigent — ich habe vergessen zu sagen, daß er Leixner heißt — auf „korrekte" Aufführungen, korrekt wie sein Unterricht in der zweiten Knabenklasse und wie sein Orgelspiel in der St. Moritzkirche. Da fehlt kein Achtelchen, da ist jedes piano und forte an seiner richtigen Stelle. Und was das schönste ist, man merkt es gleich, hier solls leise gehen und da solls laut gehen, dies soll staccato sein und jenes legato. Alles ist hübsch deutlich und klar und findet auch bei der Hörerschaft das gebührende Verständnis. Überdies kennt Leixner die Grenzen der Leistungsfähigkeit seines Chors; darum macht er sich nicht gern an große Sachen. Wenn einmal Rombergs „Glocke" oder Haydns „Schöpfung" drankommt, so bedeutet das eine Haupt- und Staatsaktion. Dafür hat er große Vorliebe für kleine Kompositionen unbekannter Autoren, die nach seiner Meinung stets „bekanntlich" zu den bedeutendsten Musikern der Gegenwart gehören. Wenn Übungsabend ist, so versammeln sich die Töchter der Stadt pünktlich im obern Saale

des „Prinzen Albrecht.“ Das Schwatzen vor Anfang der Übung ist das Schönste von der ganzen Sache. Unten in der Herrenstube sitzen die Väter der Stadt beim Schoppen, und an sie schließen sich zunächst auch die Herren Sänger an. Man ist unentbehrlich, also hat man es nicht eilig, sondern läßt gern ein bischen auf sich warten. Während dessen hat der Herr Dirigent die Notenhefte auszuteilen. Er macht es mit einiger Umständlichkeit und fügt auch bei den jungen Mädchen, die bei ihm Singestunde haben, einige geheimnisvolle Bemerkungen hinzu, wodurch jene als Wissende ausgezeichnet werden. Hierauf öffnet er den Flügel und stellt seinen Stuhl zurecht, durchschreitet den Saal nach allen Richtungen und sieht mehrmals nach der Uhr. Dann wird der Musikbote hinabgeschickt: die Herren möchten doch die Güte haben, heraufzukommen. Es kommt keiner. Nach einiger Zeit ergeht die zweite Botschaft: die Herren möchten aber nun heraufkommen. Jetzt kommt man sachte angezogen. Sagen darf der Dirigent nichts, sonst reißen die Herren ihm wieder aus; überdies sind sie der Mehrzahl nach Kollegen, die er mit Schonung behandeln muß. Mit den Damen werden nicht soviel Umstände gemacht.

Nun gehts los. — Meine Herren, Nummer 26 aus der Schöpfung: „Vollendet ist das große Werk.“ Einige Takte werden fortissimo vorgespielt. Der arme Flügel! — Meine Herren, erinnern Sie sich daran, was ich das vorigemal gesagt habe, im Tenor heißt es also: Vollen—det i—st das große Werk. Sopran und Baß haben: Vollendet ist da—as große Werk. Also nun! — Abgeklopft. — Der Alt hat im eins — zwei — drei — vier — fünf — sechsten Takte wieder ge-

sungen f—f—c—f. Es heißt f—f—b—f. Wir müssen die Stimmen noch einmal einzeln durchnehmen. Der Alt singt nun seinen Part fünfmal hintereinander. Endlich gehts. — Nun also weiter! Auch unsre Freud, auch unsre Freud, auch unsre Freud — Sopran! auch unsre Freud erscha—a—alle laut. Tenor mit dem zweiten Achtel: Des Herren Lo—o—ob! Raus im Alt: Des Herren Lo—o—ob erschalle laut! Und so weiter in dulce infinitium. Es kostet volle dreiviertel Jahr, ehe die Schöpfung durchgeübt und mit allen „dynamischen Schattierungen" ausgestattet ist.

Dafür ist aber auch eine Aufführung ein großes Ereignis. In der Zeitung wird schon wochenlang vorher auf den bevorstehenden Genuß hingewiesen. Die Töchter werden neu eingekleidet, die Mütter sind in Aufregung, endlich kommt der Abend, der Konzertabend. Der Saal ist bis zum letzten Platze gefüllt, alles ist da, nur die Herren Väter sitzen nach wie vor beim Bier unten in der Herrenstube. Die musikalischen Größen der Stadt stehen im Hintergrunde mit wahren Sphinxgesichtern. Jetzt rauschen die Sängerinnen, die man von auswärts verschrieben hat, in den Saal. Allgemeines Kopfwenden, heftiges Geflüster: resedagrüne Seide mit Marschall-Niel-Rosen. — Ah! Gelber Atlas mit schwarzen Spitzen. — Hm! Die Damen begeben sich auf ihre Plätze und ruscheln sich zurecht. Angelegentliches Gespräch mit dem Dirigenten. Das Cello wird noch vier Zoll nach links gerückt, die Flöte wird näher herangezogen. Letzte Unterredung mit Meister Tanneboom, der sich ebenso wie die andern Geiger mit Stimmen gar kein Genüge thun kann. Leixner betritt den Dirigentenplatz. Ermunternder Blick zum Tenor hin, warnende Vermahnung an den

Alt. Die Damen im Sopran müssen noch etwas zusammenrücken. Noch eine kurze Bemerkung für die Sängerinnen, noch ein schneller Überblick über die Partitur. Endlich los.

Die Chöre müssen ja gehen, dazu sind sie viel zu fest eingepaukt. Freilich sang man sich zuletzt im Eifer in ein gewisses Mezzoforte hinein, worunter einige „dynamische Schattierungen" Schaden litten. Aber so was kommt überall vor. Die Solosängerinnen genierten sich nicht, sondern sie sangen, was das Zeug hielt. Dafür kriegten sie es aber auch bezahlt, und für sein Geld will man etwas hören. Das Orchester war unübertrefflich. Schon das Chaos zu Anfang der Schöpfung gelang meisterlich. Wenn Saint Saëns in seinem berühmten Totentanze eine verstimmte Klarinette einführt, so erscheinen zwei verstimmte Klarinetten im Chaos nicht zu viel zu sein. Leider verstand Meister Tanneboom diese musikalische Feinheit nicht, sonst hätte er nicht selbigen Abends die betreffenden unglücklichen Lehrlinge abgeohrfeigt. Daß einmal die Trompeten auseinander kamen und die Pauke falsch einsetzte, waren vereinzelte Unglücksfälle. Auch so etwas kommt überall vor. Leixner kannte das und ging großmütig darüber hin.

Wer hätte gewagt, etwas dagegen einzuwenden, daß der große Tag mit einem „Tänzchen" schloß? Die Jugend tanzt nun einmal gern, die neuen Kleider waren angeschafft und angezogen, die Musik war da, also mußte sichs der alte Haydn schon gefallen lassen, daß man auf seine Musik Walzer und Polka folgen ließ. So blieb man denn beisammen. Der Saal wurde geräumt, gesprengt und gekehrt, und das wahre Vergnügen konnte nun losgehen. Tannebooms Künstler,

die sich bei der „Schöpfung“ sehr unbehaglich befunden hatten, strichen mit Befriedigung ihre alten Tänze. Die beiden Sängerinnen durften dableiben und mittanzen. Auch die Herren Väter erschienen jetzt, nachdem das Gespräch in der Herrenstube oder die Skatpartie beendet war. Jetzt gab es auch was zu essen. Der Wirt hatte aus dem Hasselbacher Teich Karpfen kommen lassen; so was läßt man sich nicht entgehen.

Leixner durchwandelte seine Scharen in gehobner Stimmung. Kein Mensch aus der Bürgerschaft sagte ein Wort der Anerkennung. Niemand wagte es überhaupt, ein Urteil zu äußern. Man hatte die bange Ahnung, daß eine Dummheit zu Tage kommen könnte, und so hüllte man sich in philosophisches Schweigen. Der eine oder der andre der kunstverständigen Kollegen brachte, soweit es der stille Neid gestattete, einige lobende Redensarten an. Leixner nahm sie entgegen mit einer Miene, als wollte er sagen: Was könnt ihr armen Teufel geben! Aber im stillen ging es ihm ein wie Honigseim. Zum Schlusse setzten sich Leixner und Tanneboom, wie es herkömmlich war, zusammen hinter eine Flasche Wein, um die großen Ereignisse noch einmal durchzusprechen und sich gegenseitig in den Himmel zu heben. Setzte sich, wie es auch herkömmlich war, der Redakteur des Intelligenzblattes als dritter hinzu, so wurde das Geschäft der gegenseitigen Anerkennung mit besonderm Eifer fortgesetzt. Um zwölf Uhr ging alles heim, damit man nicht drei Mark in die Armenkasse zu zahlen brauchte. Und es war „sehr nett“ gewesen.

Natürlich mußte am andern Tage eine Rezension in der Zeitung stehen. Wenn nur nicht der gute Rösing, der Redakteur, in musikalischen Dingen so gar un=

geschickt wäre! Überläßt man es ihm, so macht er unzweifelhaft irgend eine große Dummheit, oder er ergeht sich in schwungvollen nichtssagenden Redensarten. Also bleibt nichts übrig, als das Ding selbst zu machen, wenn man etwas ordentliches haben will. So zog denn am andern Morgen der Klassenerste mit dem „Material“ zur Kritik, das Leixner schon im voraus zusammengestellt hatte, zur Expedition. Rösing hatte nur noch Kopf und Schwanz daran zu machen, und am Abend stand eine lange Rezension im Intelligenzblatte.

Sie ging von der in vorwurfsvollem Tone vorgetragnen Bemerkung aus, daß man unsterbliche Meisterwerke wie Haydns „Schöpfung“ viel zu selten zu Gehör bekomme. Man sei der Opferfreudigkeit des Gesangvereins und seines bewährten Dirigenten zu großem Dank verpflichtet, daß unsrer Stadt der Genuß, die „Schöpfung“ zu hören, nicht vorenthalten geblieben sei. Dann folgte aus Riemanns Musiklexikon ein Absatz über das Oratorium im allgemeinen, über Haydn im besondern und Haydns „Schöpfung“ im allerbesondersten. Die Aufführung war natürlich über alles Lob erhaben gewesen, die Chöre sicher eingeübt und mit „dynamischen Feinheiten“ ausgestattet, die Leitung durch „unsern wohlbewährten Leixner musterhaft,“ der Gesamteindruck „ein gewaltiger.“ Auch das Orchester unter der Leitung „unsers Tanneboom“ war „recht brav“ gewesen. Die fremden Sängerinnen kriegten in etwas geheimnisvoller Form ihren Klaps. Etwas muß man doch in einer Rezension tadeln, und bei einer fremden Sängerin kann das keine übeln Folgen haben.

Man las die Rezension mit vieler Andacht. Nun

Humor; in der „Polihymnia," deren Dirigent einmal etwas von dunkler Klangfarbe gehört hat, singt man alles auf den Vokal u. Alle aber stehen auf der höchsten Stufe, was deutliche Textaussprache betrifft, namentlich das W im Anfange der Wörter gestaltet sich überall zu einem klangvollen Doppel-U (Uuas uns aint als daitsche Brieder u. s. w.), alle sind großartig und unübertrefflich in der Kunst, die unbetonten Silben so pianissimo als möglich zu singen (Laß . . . dai . . . Hand . . . grai . . ., d. h. laß mich daine Hand ergraifen). Alle preisen „den Wein, den Wein, die Liebe und den Sang" und trinken Bier dazu.

Außerdem klimpert es aber auch in Scharzberg in allen Häusern. Die jungen Mädchen müssen doch auch musikalisch gebildet werden. Wenn sie dann heiraten, ist es freilich mit der Musik vorbei; aber es ist doch nett, wenn ein junges Mädchen etwas so schönes vorspielen kann, wie das „Gebet der Jungfrau" oder die „Klosterglocken" oder das „Silberfischchen" oder das „Wellenspiel" oder das „Erwachen des Löwen" oder den „Husarenritt." Auch muß doch eine anständige Familie ein Piano besitzen, und es schickt sich doch nicht, wenn das Instrument gänzlich unbenutzt dasteht. Man unterschätze den Wert der Musik nicht. In Scharzberg haben zwei „Musikdirektoren," d. h. Musiklehrer von Beruf, eine Pianofortehandlung und fünfundzwanzig Volksschullehrer durch Klavierstundengeben und Vermittlung von Musikalienkauf ihr schönes Einkommen.

Wenn man aber gar in die Nähe des Seminars kommt, so gerät man in wahre Tonfluten. Zu gleicher Zeit brummen dort zwei Orgeln, quietschen zwanzig Geigen und versuchen so und so viel verwegne Klapper-

kasten den ungleichen Kampf mit ihnen aufzunehmen.

Unser wackrer Tanneboom, das ist der Stadtpfeifer, auch ein „Musikdirektor,“ hält mit seiner Herde von Lehrlingen wöchentlich zweimal Bierkonzert, über die unter „Kunst“ im Intelligenzblatte berichtet wird mit der unvermeidlich wiederholten Mahnung, das Publikum habe die Pflicht, durch den Besuch der Konzerte die Kunst zu unterstützen. Auch bei den verschiednen Festen des „Kaufmännischen Vereins,“ der „Reschurse“ und andrer Vereine wird konzertiert. Was soll man auch bis zu Tische oder bis zum Tanze anfangen? Eine Idee hat nicht jeder Vorstand, aber eine Sängerin kann man allemal haben, und das Orchester ist sowieso da. Man hört also dieselben alten Stückchen, wie den „lieben Schwan“ aus dem Lohengrin, die Tell-Ouverture und die Glöckchen-Polka, die in den Wochenkonzerten aufgetischt werden, auch einmal als Festmusik; man kann die „Toilette“ einer Sängerin bewundern oder bekritteln, man hat das Recht zu „applaudieren“ und fühlt sich gehoben und befriedigt.

Reisende Künstler, Sänger, die es einst waren oder auch niemals sein werden, durchgegangne Konservatoristen, blinde Orgelspieler gehen nie an unsrer Stadt vorüber, ohne künstlerische Genüsse, großartige Leistungen, „genußreiche Abende“ in Aussicht zu stellen. Aber sie fallen gewöhnlich erbarmungslos hinein, ebenso wie die paar vertrauensvollen Seelen, die zu solchen Konzerten zu gehen pflegen und nun im leeren Saale sich und die Konzertgeber bemitleiden. Was denken sich auch jene Leute! Sie sind fremd, sie haben in der Stadt weder Freunde, noch Verwandte, noch sonstigen Anhang. Wie kommen sie dazu, von der Bürgerschaft

Berücksichtigung zu fordern? Ja, wenn es Größen ersten Ranges wären, deren Namen man auswendig weiß, von denen man hundertmal in den Zeitungen gelesen hat, aber die kommen zu uns nicht.

Endlich haben wir in Scharzberg noch den Bürgergesangverein und die Singakademie. Leider muß gesagt werden, daß beide Vereine zu einander stehen wie Hund und Katze. Doktor Schallop, der alles auf den Kopf zu stellen liebt, sagt: Wenn wir nur einen von beiden hätten, hätten wir mehr. Es ist auch wahr, zwei „große" Gesangvereine ist für unsre kleine Stadt ein bischen viel. Aber sollen die Bürger sich von den Beamten und andern nicht stadtsässigen Leuten kommandieren lassen? Nein! Soll der Bürgergesangverein, der nun schon länger als fünfzig Jahre besteht, zum besten dieser Singakademie von gestern abdanken? Nein! Soll unser Direktor, der seit mehr als zwanzig Jahren als Musiker groß dasteht, diesem jungen Maiering nachstehen? Nein! Sollen sich unsre Töchter von den Herren Referendaren und Leutnants geringschätzig behandeln lassen? Nein! Mögen sich die Brandmeiers und Riesels und wie sie heißen an das vornehme Volk wegwerfen, wir bleiben unter uns. Das war die Meinung der Väter der Stadt und der andern ehrsamen Bürger, die Mitglieder des Bürgergesangvereins waren — in der Weise, daß sie die Beiträge bezahlten und ihre Töchter sangen. Die Sänger zu beschaffen war Sache des Herrn Dirigenten. So war das von jeher gewesen, und so sollte das auch sein und bleiben. Die Väter zahlen ihren Beitrag und die Töchter singen — bis zur Verlobung, dann haben die Dummheiten ein Ende. Aber kann denn nicht auch eine Frau singen? Warum nicht gar! Ein Frau ist

für ihr Haus da und hat keine Allotria zu treiben. Die Frau Apothekerin hat es einmal versucht, auch als junge Frau zur „Singestunde" zu gehen, der haben wir aber das Handwerk gründlich gelegt. Übrigens ist die Frau Apothekerin — unter uns gesagt — ein bischen — na, ich will nichts sagen! Mit den Sängern hats seine Schwierigkeit. Die Hauptsache müssen die Herren Lehrer thun. Dafür dürfen die jüngern von ihnen auch Bürgertöchter der dritten oder vierten Vermögensstufe heiraten. Hierzu kommen ein paar „junge Leute," das sind Kommis, die zum Singen kommandiert werden, und ein paar ältere Herren von jugendlichem Gemüte. Mit dem Tenor steht es übel. Ein richtiger Tenor ist unter den Sängern überhaupt nicht zu finden, und Herr Pauli, der sich für einen Tenor hält, ist viel zu alt und abgesungen; wenn der lieber ganz still wäre! Eigentlich giebt es in der Stadt nur einen einzigen Tenor, und das ist der lange Leopold, den haben sie aber in der Singakademie, und bis jetzt wenigstens ist es unmöglich, ihn der Singakademie abzuspannen.

Vom Vorstande ist nicht viel zu sehen. Im Grunde giebt es nur den Vereinsdiener, der die Proben ansagt und die Beiträge holt, und den Dirigenten, der mit unbeschränkter Vollmacht gebietet, als wäre er der Unternehmer des Ganzen. Sein Selbstbewußtsein ist sehr groß, man kann auch lange suchen, ehe man einen Mann findet, der gleich großes leistet als Musikant und Rechenmeister. Vielleicht ist dem Leser schon einmal die Schrift in die Hand gekommen: „Leitfaden für das Kopfrechnen der gehobnen Bürgerschule." Dieser Leitfaden ist von unserm Dirigenten verfaßt; er hat die allergünstigsten Rezensionen erfahren und ist sogar

Berücksichtigung zu fordern? Ja, wenn es Größen ersten Ranges wären, deren Namen man auswendig weiß, von denen man hundertmal in den Zeitungen gelesen hat, aber die kommen zu uns nicht.

Endlich haben wir in Scharzberg noch den Bürgergesangverein und die Singakademie. Leider muß gesagt werden, daß beide Vereine zu einander stehen wie Hund und Katze. Doktor Schallop, der alles auf den Kopf zu stellen liebt, sagt: Wenn wir nur einen von beiden hätten, hätten wir mehr. Es ist auch wahr, zwei „große" Gesangvereine ist für unsre kleine Stadt ein bischen viel. Aber sollen die Bürger sich von den Beamten und andern nicht stadtsässigen Leuten kommandieren lassen? Nein! Soll der Bürgergesangverein, der nun schon länger als fünfzig Jahre besteht, zum besten dieser Singakademie von gestern abdanken? Nein! Soll unser Direktor, der seit mehr als zwanzig Jahren als Musiker groß dasteht, diesem jungen Maiering nachstehen? Nein! Sollen sich unsre Töchter von den Herren Referendaren und Leutnants geringschätzig behandeln lassen? Nein! Mögen sich die Brandmeiers und Riesels und wie sie heißen an das vornehme Volk wegwerfen, wir bleiben unter uns. Das war die Meinung der Väter der Stadt und der andern ehrsamen Bürger, die Mitglieder des Bürgergesangvereins waren — in der Weise, daß sie die Beiträge bezahlten und ihre Töchter sangen. Die Sänger zu beschaffen war Sache des Herrn Dirigenten. So war das von jeher gewesen, und so sollte das auch sein und bleiben. Die Väter zahlen ihren Beitrag und die Töchter singen — bis zur Verlobung, dann haben die Dummheiten ein Ende. Aber kann denn nicht auch eine Frau singen? Warum nicht gar! Ein Frau ist

für ihr Haus da und hat keine Allotria zu treiben. Die Frau Apothekerin hat es einmal versucht, auch als junge Frau zur „Singestunde" zu gehen, der haben wir aber das Handwerk gründlich gelegt. Übrigens ist die Frau Apothekerin — unter uns gesagt — ein bischen — na, ich will nichts sagen! Mit den Sängern hats seine Schwierigkeit. Die Hauptsache müssen die Herren Lehrer thun. Dafür dürfen die jüngern von ihnen auch Bürgertöchter der dritten oder vierten Vermögensstufe heiraten. Hierzu kommen ein paar „junge Leute," das sind Kommis, die zum Singen kommandiert werden, und ein paar ältere Herren von jugendlichem Gemüte. Mit dem Tenor steht es übel. Ein richtiger Tenor ist unter den Sängern überhaupt nicht zu finden, und Herr Pauli, der sich für einen Tenor hält, ist viel zu alt und abgesungen; wenn der lieber ganz still wäre! Eigentlich giebt es in der Stadt nur einen einzigen Tenor, und das ist der lange Leopold, den haben sie aber in der Singakademie, und bis jetzt wenigstens ist es unmöglich, ihn der Singakademie abzuspannen.

Vom Vorstande ist nicht viel zu sehen. Im Grunde giebt es nur den Vereinsdiener, der die Proben ansagt und die Beiträge holt, und den Dirigenten, der mit unbeschränkter Vollmacht gebietet, als wäre er der Unternehmer des Ganzen. Sein Selbstbewußtsein ist sehr groß, man kann auch lange suchen, ehe man einen Mann findet, der gleich großes leistet als Musikant und Rechenmeister. Vielleicht ist dem Leser schon einmal die Schrift in die Hand gekommen: „Leitfaden für das Kopfrechnen der gehobnen Bürgerschule." Dieser Leitfaden ist von unserm Dirigenten verfaßt; er hat die allergünstigsten Rezensionen erfahren und ist sogar

von der Königlichen Regierung empfohlen worden. Aber ebenso groß wie als Rechenmeister ist dieser Dirigent als Musiker. Man hat gefragt, wie denn das beides zusammenpasse. Ja, warum soll es denn nicht passen? Die Musik ist die Kunst, die auf Zahlen beruht. Die Höhe der Töne hängt von der Schwingungszahl ab, Rhythmus und Takt gehören in das Gebiet der Bruchrechnung. Der Generalbaß besteht aus Zahlen, man kann eine Harmonisierung, einen Kontrapunkt ganz gut auf der Tafel ausrechnen. Dr. Schallop meint natürlich, das alles habe mit der Kunst nichts zu thun. Mein Gott, mehr als Noten kann doch kein Mensch spielen oder singen.

Als Rechenmeister hält unser Dirigent — ich habe vergessen zu sagen, daß er Leixner heißt — auf „korrekte" Aufführungen, korrekt wie sein Unterricht in der zweiten Knabenklasse und wie sein Orgelspiel in der St. Moritzkirche. Da fehlt kein Achtelchen, da ist jedes piano und forte an seiner richtigen Stelle. Und was das schönste ist, man merkt es gleich, hier solls leise gehen und da solls laut gehen, dies soll staccato sein und jenes legato. Alles ist hübsch deutlich und klar und findet auch bei der Hörerschaft das gebührende Verständnis. Überdies kennt Leixner die Grenzen der Leistungsfähigkeit seines Chors; darum macht er sich nicht gern an große Sachen. Wenn einmal Rombergs „Glocke" oder Haydns „Schöpfung" drankommt, so bedeutet das eine Haupt- und Staatsaktion. Dafür hat er große Vorliebe für kleine Kompositionen unbekannter Autoren, die nach seiner Meinung stets „bekanntlich" zu den bedeutendsten Musikern der Gegenwart gehören. Wenn Übungsabend ist, so versammeln sich die Töchter der Stadt pünktlich im obern Saale

des „Prinzen Albrecht.“ Das Schwatzen vor Anfang der Übung ist das Schönste von der ganzen Sache. Unten in der Herrenstube sitzen die Väter der Stadt beim Schoppen, und an sie schließen sich zunächst auch die Herren Sänger an. Man ist unentbehrlich, also hat man es nicht eilig, sondern läßt gern ein bischen auf sich warten. Während dessen hat der Herr Dirigent die Notenhefte auszuteilen. Er macht es mit einiger Umständlichkeit und fügt auch bei den jungen Mädchen, die bei ihm Singestunde haben, einige geheimnisvolle Bemerkungen hinzu, wodurch jene als Wissende ausgezeichnet werden. Hierauf öffnet er den Flügel und stellt seinen Stuhl zurecht, durchschreitet den Saal nach allen Richtungen und sieht mehrmals nach der Uhr. Dann wird der Musikbote hinabgeschickt: die Herren möchten doch die Güte haben, heraufzukommen. Es kommt keiner. Nach einiger Zeit ergeht die zweite Botschaft: die Herren möchten aber nun heraufkommen. Jetzt kommt man sachte angezogen. Sagen darf der Dirigent nichts, sonst reißen die Herren ihm wieder aus; überdies sind sie der Mehrzahl nach Kollegen, die er mit Schonung behandeln muß. Mit den Damen werden nicht soviel Umstände gemacht.

Nun gehts los. — Meine Herren, Nummer 26 aus der Schöpfung: „Vollendet ist das große Werk.“ Einige Takte werden fortissimo vorgespielt. Der arme Flügel! — Meine Herren, erinnern Sie sich daran, was ich das vorigemal gesagt habe, im Tenor heißt es also: Vollen—det i—st das große Werk. Sopran und Baß haben: Vollendet ist da—as große Werk. Also nun! — Abgeklopft. — Der Alt hat im eins — zwei — drei — vier — fünf — sechsten Takte wieder ge-

sungen f—f—c—f. Es heißt f—f—b—f. Wir müssen die Stimmen noch einmal einzeln durchnehmen. Der Alt singt nun seinen Part fünfmal hintereinander. Endlich gehts. — Nun also weiter! Auch unsre Freud, auch unsre Freud, auch unsre Freud — Sopran! auch unsre Freud erscha—a—alle laut. Tenor mit dem zweiten Achtel: Des Herren Lo—o—ob! Raus im Alt: Des Herren Lo—o—ob erschalle laut! Und so weiter in dulce infinitium. Es kostet volle dreiviertel Jahr, ehe die Schöpfung durchgeübt und mit allen „dynamischen Schattierungen" ausgestattet ist.

Dafür ist aber auch eine Aufführung ein großes Ereignis. In der Zeitung wird schon wochenlang vorher auf den bevorstehenden Genuß hingewiesen. Die Töchter werden neu eingekleidet, die Mütter sind in Aufregung, endlich kommt der Abend, der Konzertabend. Der Saal ist bis zum letzten Platze gefüllt, alles ist da, nur die Herren Väter sitzen nach wie vor beim Bier unten in der Herrenstube. Die musikalischen Größen der Stadt stehen im Hintergrunde mit wahren Sphinxgesichtern. Jetzt rauschen die Sängerinnen, die man von auswärts verschrieben hat, in den Saal. Allgemeines Kopfwenden, heftiges Geflüster: resedagrüne Seide mit Marschall=Niel=Rosen. — Ah! Gelber Atlas mit schwarzen Spitzen. — Hm! Die Damen begeben sich auf ihre Plätze und ruscheln sich zurecht. Angelegentliches Gespräch mit dem Dirigenten. Das Cello wird noch vier Zoll nach links gerückt, die Flöte wird näher herangezogen. Letzte Unterredung mit Meister Tanneboom, der sich ebenso wie die andern Geiger mit Stimmen gar kein Genüge thun kann. Leixner betritt den Dirigentenplatz. Ermunternder Blick zum Tenor hin, warnende Vermahnung an den

Alt. Die Damen im Sopran müssen noch etwas zusammenrücken. Noch eine kurze Bemerkung für die Sängerinnen, noch ein schneller Überblick über die Partitur. Endlich los.

Die Chöre müssen ja gehen, dazu sind sie viel zu fest eingepaukt. Freilich sang man sich zuletzt im Eifer in ein gewisses Mezzoforte hinein, worunter einige „dynamische Schattierungen" Schaden litten. Aber so was kommt überall vor. Die Solosängerinnen genierten sich nicht, sondern sie sangen, was das Zeug hielt. Dafür kriegten sie es aber auch bezahlt, und für sein Geld will man etwas hören. Das Orchester war unübertrefflich. Schon das Chaos zu Anfang der Schöpfung gelang meisterlich. Wenn Saint Saëns in seinem berühmten Totentanze eine verstimmte Klarinette einführt, so erscheinen zwei verstimmte Klarinetten im Chaos nicht zu viel zu sein. Leider verstand Meister Tanneboom diese musikalische Feinheit nicht, sonst hätte er nicht selbigen Abends die betreffenden unglücklichen Lehrlinge abgeohrfeigt. Daß einmal die Trompeten auseinander kamen und die Pauke falsch einsetzte, waren vereinzelte Unglücksfälle. Auch so etwas kommt überall vor. Leixner kannte das und ging großmütig darüber hin.

Wer hätte gewagt, etwas dagegen einzuwenden, daß der große Tag mit einem „Tänzchen" schloß? Die Jugend tanzt nun einmal gern, die neuen Kleider waren angeschafft und angezogen, die Musik war da, also mußte sichs der alte Haydn schon gefallen lassen, daß man auf seine Musik Walzer und Polka folgen ließ. So blieb man denn beisammen. Der Saal wurde geräumt, gesprengt und gekehrt, und das wahre Vergnügen konnte nun losgehen. Tannebooms Künstler,

die sich bei der „Schöpfung“ sehr unbehaglich befunden hatten, strichen mit Befriedigung ihre alten Tänze. Die beiden Sängerinnen durften dableiben und mittanzen. Auch die Herren Väter erschienen jetzt, nachdem das Gespräch in der Herrenstube oder die Skatpartie beendet war. Jetzt gab es auch was zu essen. Der Wirt hatte aus dem Hasselbacher Teich Karpfen kommen lassen; so was läßt man sich nicht entgehen.

Leixner durchwandelte seine Scharen in gehobner Stimmung. Kein Mensch aus der Bürgerschaft sagte ein Wort der Anerkennung. Niemand wagte es überhaupt, ein Urteil zu äußern. Man hatte die bange Ahnung, daß eine Dummheit zu Tage kommen könnte, und so hüllte man sich in philosophisches Schweigen. Der eine oder der andre der kunstverständigen Kollegen brachte, soweit es der stille Neid gestattete, einige lobende Redensarten an. Leixner nahm sie entgegen mit einer Miene, als wollte er sagen: Was könnt ihr armen Teufel geben! Aber im stillen ging es ihm ein wie Honigseim. Zum Schlusse setzten sich Leixner und Tanneboom, wie es herkömmlich war, zusammen hinter eine Flasche Wein, um die großen Ereignisse noch einmal durchzusprechen und sich gegenseitig in den Himmel zu heben. Setzte sich, wie es auch herkömmlich war, der Redakteur des Intelligenzblattes als dritter hinzu, so wurde das Geschäft der gegenseitigen Anerkennung mit besonderm Eifer fortgesetzt. Um zwölf Uhr ging alles heim, damit man nicht drei Mark in die Armenkasse zu zahlen brauchte. Und es war „sehr nett“ gewesen.

Natürlich mußte am andern Tage eine Rezension in der Zeitung stehen. Wenn nur nicht der gute Rösing, der Redakteur, in musikalischen Dingen so gar un=

geschickt wäre! Überläßt man es ihm, so macht er unzweifelhaft irgend eine große Dummheit, oder er ergeht sich in schwungvollen nichtssagenden Redensarten. Also bleibt nichts übrig, als das Ding selbst zu machen, wenn man etwas ordentliches haben will. So zog denn am andern Morgen der Klassenerste mit dem „Material" zur Kritik, das Leixner schon im voraus zusammengestellt hatte, zur Expedition. Rösing hatte nur noch Kopf und Schwanz daran zu machen, und am Abend stand eine lange Rezension im Intelligenzblatte.

Sie ging von der in vorwurfsvollem Tone vorgetragnen Bemerkung aus, daß man unsterbliche Meisterwerke wie Haydns „Schöpfung" viel zu selten zu Gehör bekomme. Man sei der Opferfreudigkeit des Gesangvereins und seines bewährten Dirigenten zu großem Dank verpflichtet, daß unsrer Stadt der Genuß, die „Schöpfung" zu hören, nicht vorenthalten geblieben sei. Dann folgte aus Riemanns Musiklexikon ein Absatz über das Oratorium im allgemeinen, über Haydn im besondern und Haydns „Schöpfung" im allerbesondersten. Die Aufführung war natürlich über alles Lob erhaben gewesen, die Chöre sicher eingeübt und mit „dynamischen Feinheiten" ausgestattet, die Leitung durch „unsern wohlbewährten Leixner musterhaft," der Gesamteindruck „ein gewaltiger." Auch das Orchester unter der Leitung „unsers Tanneboom" war „recht brav" gewesen. Die fremden Sängerinnen kriegten in etwas geheimnisvoller Form ihren Klaps. Etwas muß man doch in einer Rezension tadeln, und bei einer fremden Sängerin kann das keine übeln Folgen haben.

Man las die Rezension mit vieler Andacht. Nun

erfuhr man doch auch, was man gehört hatte. Auch Leixner konnte es nicht lassen, sie mit liebevollem Verweilen seiner Gedanken ein halbes Dutzend mal zu lesen. Das war sein Lohn für die viele Arbeit.

Selbigen Abend ward in verschiednen Gasthäusern barbarisch auf Leixner geschimpft. Wir müssen leider sagen, daß die Herren Kollegen die schlimmsten waren. — Was dieser Leixner sich einbildet, hieß es, der denkt, weil seine Frau eine geborne Häseler ist — was dem seine Frau ist, das ist meine Frau allemal.

— Und mit der Musik ist es auch nicht so weit her bei ihm, wie er sich einbildet.

— Und die Rezension hat er doch selber geschrieben.

— Kinder, laßt ihn, er hat sein musikalisches Einmaleins hergesagt und sich zum Lohne einen raufgesetzt.

Musikalisch sind wir in Scharzberg, das muß man uns lassen. Aber wo bleibt die Singakademie? Die kommt das nächstemal dran.





20

Höhere Musik



öhere Musik ist im Grunde genommen solche, die von den höhern Ständen gemacht wird. Jedermann wird mir zugeben, daß ein Konzert, das der Moritzkantor veranstaltet, und eins, dem der Herr Musikdirektor die musikalische Weihe giebt, ganz verschiedne Dinge sind, selbst wenn hier wie da dieselbe Schöpfung oder dasselbe Requiem aufgeführt würde. Doktor Schallop behauptet zwar in seiner etwas „abstrakten" Weise: Musik sei Musik; aber ebenso gut könnte man sagen: Kaffee sei Kaffee, oder Rotwein sei Rotwein. Trinke doch einer Rotwein aus einem Blechmaß und sehe, ob es ihm nicht schmecken wird wie Tinte! Ebenso wenig kann ein Mensch von Geschmack diese bürgerlichen Musikbestrebungen vertragen, wie sie bei uns beliebt sind. Wenn ich nur den fettigen Rockkragen des Herrn Kantors sehe, oder die engen Ärmel seines sogenannten Fracks oder Röschens Rümplings Toilette: Vergißmeinnicht mit knallroter Schleife, und die ganze Schar von Huschegänschen, die dort in der ersten

Reihe sitzen, so habe ich schon genug. Musik an sich ist ein physikalischer Vorgang; erst dann, wenn die persönliche Beziehung zwischen Musikmachenden und Musikhörenden hinzukommt, wird aus den Tonschwingungen Musik. Darum ist es keineswegs gleichgiltig, wer die Musik macht, und wer sie hört, und es war ein Zeichen riesiger Harmlosigkeit, als die Herren vom städtischen Gesangverein erwarteten, die bessern Kreise würden sich ihrem Unternehmen anschließen. So pflegt der Herr Gymnasialdirektor die Sache darzustellen, und er hat gewiß recht; denn das hat er ja immer. Wenn dennoch die der höhern Musik gewidmeten Bestrebungen nicht den dauernden Erfolg hatten, den man zu erwarten berechtigt war, so lag das an dem beschränkten Gesichtskreise, den kleinen Verhältnissen unsrer Stadt, es lag an Herrn Maiering und ganz besonders an Herrn Saborski. Aber ich muß die Geschichte im Zusammenhange erzählen.

Ehe der Herr Gymnasialdirektor in unsre Stadt versetzt wurde, hatte man nur in den Familien Musik gemacht. Und das war sehr nett. Denn was kann man vor Tische besseres thun, als ein paar Lieder singen? Man kann doch nicht immer Albums zeigen, und das Herumstehen an den Wänden und die etwas altfränkischen Komplimente des Herrn Generals a. D. werden doch mit der Zeit eintönig. Fräulein Ermisch kann zwar nicht viel, aber sie ist die Tochter des Herrn Bergrats, ein Goldfisch und eine wirklich nette junge Dame. Es ist kein Wunder, daß die vier Lieder, die sie in der Singestunde gelernt hat, immer wieder mit Begeisterung aufgenommen werden. Dann ist Fräulein von Grasheuer da, die bei einem wirklichen

Tenoristen Singestunde gehabt hat. Dann haben wir noch Fräulein Schmerle, die das Konservatorium in Dresden besucht hat — sie giebt jetzt selbst Singestunden — und durch edle Haltung und dramatische Accente ersetzt, was ihr an Stimme fehlt. Allzujung ist sie nicht mehr. Aber wie sie den linken Arm straff herabhängen läßt, wie sie das Notenblatt handhabt, wie sie schmerzlich lächelt oder „nicht mehr grollt“ — das ist großartig. Genau so wie die Knaller-Schluchzinger. Der Herr Leutnant Krause spielt die Violine. Freilich kratzt er etwas, und viel mehr als „Lang, lang ists her“ und Gounods Meditation kann er nicht. Aber man ist unter sich, und das mildert natürlich das Urteil. Der kleine Brandes wendet um. So hört man denn seine alten Bekannten — gute Musik kann man ja nicht oft genug hören — immer und immer wieder: „Du meine Seele, du mein Herz“ und den „Manzanaares“ und „Es war ein Traum“ und „Ich wollt, meine Liebe ergösse sich,“ wobei die beiden Stimmen an dramatischem Ausdruck das höchste leisten, wenn sie auch nicht miteinander in Tritt kommen, und hat bei den langen Vorbereitungen, dem Blättern in den Notenheften, den Bitten und Entschuldigungen auch Zeit, ein vernünftiges Wort zu reden. Ists vorüber, so geraten die Herren in Entzücken, und die Damen nicken der Sängerin mütterlich wohlwollend zu: Reizend. Nicht wahr? Sehr nett. Prachtvolle Stimme.

Aber mit der Zeit wird auch der beste Kuchen altbacken. Es kam die Zeit, wo jedermann fühlte: jetzt muß etwas Neues geschehen, und zu diesem Zeitpunkte erschien der Herr Gymnasialdirektor mit seiner Frau auf der Bildfläche. Daß er besonders musikalisch

wäre, kann man nicht behaupten; wenigstens steht fest, daß er einmal Chopin für Bach gehalten hat. Desto musikalischer ist die Frau Direktorin; und er ist ein guter Ehemann. In seinem Amte ist er der reine Tyrann, und aller Welt gegenüber setzt er seinen dicken Kopf durch, aber seine Frau übertyrannt den Tyrannen. Was seine Frau in musikalischer Hinsicht sagt und will, das ist Evangelium und wird durch—egesetzt.

Sie war lange Zeit ein hervorragendes Mitglied der Singakademie in H. gewesen, Solosängerin und Stütze des Alt. Die musikalischen Leistungen bei Generals oder Bergrats oder den andern Familien, die zur Gesellschaft gehörten, konnten ihr durchaus nicht genügen. Als einmal wieder der „Manzanaares“ und der „Traum“ vom Stapel gelassen worden waren, nickte sie freundlich-ernst ihrem lieben Manne zu, und dieser räusperte sich und sprach den Gedanken aus, daß man einen Gesangverein für bessere Musik, bestehend aus den bessern Kreisen des Ortes und unter einem bessern Dirigenten, gründen müsse. Keinen kleinen Singeverein, sondern etwas ordentliches. Man brauche ja nichts Neues zu erfinden, man könne sich ja an großstädtische Muster halten. Die Frau Direktorin stimmte ihrem Manne lebhaft zu. Die Sängerinnen waren begeistert, alle erhobnen Bedenken wurden mit siegreichen Gründen niedergeschlagen, und als die Gesellschaft auseinander ging, war der Verein beschlossene Sache. Es stand auch fest, daß zur Erinnerung an die glorreichen Zeiten in H. und zur Betonung des Unterschiedes von einem gewöhnlichen Vereine der Name „Singakademie“ gewählt werden solle.

Ich übergehe die nun folgenden Verhandlungen über die Statuten, die Sitzungen, die Erzürnungen, Mißverständnisse, Gehässigkeiten und Zeitungsstreitereien; der Herr Direktor führte seine Sache durch, und eines Tages war die Singakademie fertig. Sie bestand aus ordentlichen, außerordentlichen und Ehrenmitgliedern und hatte einen Vorstand, der sich aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenwart, dem Archivar, dem Introdukteur (sein Amt bestand darin, die Sängerinnen am krummen Arme auf das Podium zu führen) und sieben Beisitzern zusammensetzte. Der musikalische Dirigent war Beamter des Vereins, wurde vom Vorstand angestellt und besoldet und hatte den Weisungen des Vorstands zu folgen. Über jede Sitzung wurde Protokoll geführt, das Statut, in dem alle möglichen und unmöglichen Fälle vorgesehen waren, wurde gedruckt, es fehlte nur noch — der Dirigent.

Es war keiner zu finden — durchaus nicht. Denn die verschiednen Herrn Kantoren und sonstigen musikalischen Kräfte waren längst von ihren eignen Gesangvereinen in Anspruch genommen, und ein wegwerfendes Wort von Schulmeisterseelen, das in einer Vorstandssitzung gefallen und nicht verschwiegen geblieben war, hatte viel böses Blut gemacht. Schon dachte man daran, den ganzen schönen Plan fallen zu lassen oder sich einen Dirigenten von auswärts zu verschreiben, als es einem findigen Vorstandsmitgliede gelang, Herrn Maiering zu entdecken. Herr Maiering war Organist an der Schloßkirche, äußerlich ein schüchternes Männchen, aber innerlich ein großer Künstler. Namentlich in seinen eignen Augen. Er hatte sich aus kleinen Verhältnissen mühselig

emporgearbeitet und hatte wirklich das Zeug zu einem tüchtigen Musikanten, aber auch einen ans groteske streifenden Eigendünkel. Aber beides war sein Geheimnis.

Während er sich innerlich mit dicken Weihrauchwolken umgab, während er flammende Reden hielt, brachte er es äußerlich nicht über ein paar schüchterne Worte.

Als er das Schreiben erhielt, worin ihm angetragen wurde, Dirigent zu werden, ward er blaß und rot, warf den Brief an die Wand und wütete: Was? bin ich ein Bedienter? Bin ich ein Pudelhund, der über den Stock springt? Angestellter des Herrn Direktors und seiner dummen Bande? Das fehlte noch! Auf Befehl einüben? Heute Orpheus in der Unterwelt und morgen Missa solemnis? Einen Leierkasten sollen sie kaufen, einen Packträger sollen sie sich mieten, aber keinen Künstler zum „Angestellten des Vereins" machen! — Das Honorar und die Ehre, einer Singakademie vorzustehen, lockten freilich, aber nichts da, man ist kein Bedienter. Er antwortete gar nicht.

Nun kam der Herr Direktor, der nicht so leicht abzuschütteln war, selber an. Herr Maiering schäumte innerlich über solche Unverschämtheit, brachte aber nur die schüchterne Bemerkung heraus, daß er seinen Fähigkeiten nach wohl nicht in die Formen eines solchen Vereins passen dürfte. Aber der Herr Direktor schlug alle Bedenken mit siegreichen Gründen nieder, und ehe sichs Herr Maiering versah, war er gefangen und angestellt.

Nun konnte es also losgehen. Die Singakademie war etwas Neues. Das Neue lockt an, und so fehlte

es weder an Mitgliedern noch an Sängern. So mancher, von dem mans nicht gedacht hätte, sogar der lange Leopold, ein viel begehrter Tenor, verließ die Fahne des Bürgergesangvereins und ging zur Singakademie über. Die „Gesellschaft“ erschien vollzählig, sogar vom Lande stellte man sich ein. Vorn saßen die Sängerinnen in langen Reihen, und hinten ballten sich Tenor und Baß zu dunkeln Haufen zusammen. Im Hintergrunde drückten sich ein paar Leutnants herum, die es auf Lieschen Ermisch abgesehen hatten, übrigens aber weder Stimme noch eine Ahnung von Noten hatten. Fräulein von Grasheuer, Fräulein Schmerle und die Frau Direktorin nahmen als Stützen des Ganzen rechts und links vom Flügel Platz. Herr Oppenheim machte sich als „Archivar“ wichtig und ließ es sich nicht nehmen, jeder Dame ihre Stimme eigenhändig und mit einer verbindlichen Redensart zu übergeben. Der Kassierer, ein alter pensionierter Steuermensch, zog lauernd mit seinem Buche herum, und der Herr Direktor bewegte sich vor der Front mit dem Anstande eines Majors. Herr Maiering, der innerlich mit Knirschen, äußerlich mit Zittern und Zagen die Leitung übernommen hatte, machte seine Sache gar nicht übel und entwickelte, sobald es sich um Noten handelte, eine Thatkraft, die ihm niemand zugetraut hätte.

Er hatte es — allerdings mit Mühe — durchgesetzt, daß mit etwas Kleinem, mit ein paar Chorliedern begonnen wurde. Nach langen Proben gingen sie so leidlich, gut im Verständnis, aber weniger gut in Takt und Ton. Nun sollte aber etwas Großes kommen. Man schwankte zwischen dem Messias und der Matthäuspassion. Die Klavierauszüge wanderten

hin und her, und jedes suchte sich schon im voraus seine Soli aus. Man hielt Vorstandssitzungen und entschied sich aus zahlreichen Gründen für die Matthäuspassion. Der eigentliche Grund war, daß die Frau Direktorin die Arie „Buß und Reu" zu ihren Glanznummern zählte. Man schaffte also die Noten an und wies Herrn Maiering an, die Matthäus-passion einzuüben.

Herr Maiering bekam Zuckungen. — Das ist ja die reine Prostitution der Kunst, rief es in ihm, es ist ein Frevel an dem Andenken Bachs, es ist mehr als ein Frevel, es ist eine Blamage! Sind die Leute verrückt? Dieser piepende Sopran, diese musikalische Impotenz, dieses Orchester, und Tanneboom als Sologeiger, und ein Bachisches zweichöriges Oratorium! Es ist ja, um auf die Bäume zu steigen, es ist ja zu abgeschmackt. Und das soll ich machen? ich? Nein, zu dieser Blamage gebe ich mich nicht her!

Er gab sich aber doch dazu her, denn erstens hatte sich seine Frau in Erwartung des Gehalts das längst erwünschte neue Kleid schon angeschafft, und zweitens — was hätten die Kollegen gesagt, wenn er schon vor Anfang der Sache die Schippe weggeworfen hätte? Er machte sich also seufzend an die Arbeit in der Überzeugung, daß — nichts draus werden würde. Und wirklich, nach vier Wochen zeigte sichs, daß die beiden Chöre nicht unter einen Hut zu bringen waren, und daß der Alt des zweiten Chors nie begreifen würde, was er zu singen habe und was nicht. Man legte die Noten, die ein Heidengeld gekostet hatten, beiseite und fing etwas neues an: Mendelssohns Paulus. Die Frau Direktorin hätte lieber den Messias oder den Josua gehabt, doch gab sie sich zuletzt zu-

frieden in der stillen Hoffnung, auch mit der Arie: „Doch der Herr verläßt die Seinen nicht,“ was sonst auch eine ihrer Glanzleistungen gewesen war, zu einer gewissen Geltung zu kommen.

Nach einem halben Jahre gingen die Chöre so einigermaßen. Es wurde mit viel Verständnis gesungen — eine Singakademie ist doch etwas ganz andres als ein Gesangverein! —, aber eigentlicher Verlaß war auf keine Stimme, am wenigsten auf den Sopran, dessen große Menge nichts leistete, während die Führerinnen, die jede für sich Solo sangen, die Sache mit ihren „dramatischen Accenten“ verdarben. Aber was war da zu machen? Fräulein von Grasheuer hatte bei einem Tenoristen Singstunde gehabt, und Fräulein Schmerle war auf dem Konservatorium in Dresden gewesen; die mußten es doch können. Und nun gar gegen die Direktorin, die ihren Alt mit tiefstem Verständnis im Tone der seufzenden Kreatur sang — gegen die war gleich gar nicht aufzukommen. Aber man war mit sich zufrieden. Die Freunde kamen zur Probe und lobten alles und jedes.

So kam die Aufführung heran. Der Vorstand, der einige Monate geruht hatte, trat wieder in Thätigkeit, und Herr Maiering wurde nun feierlich zu den Sitzungen hinzugezogen. Zuerst handelte es sich um die Beschaffung des Orchesters. Tanneboom wurde abgelehnt. Dabei fielen Redensarten wie Stadtpfeifer und Jammerkerle, die Tanneboom wieder erfuhr, und worüber er teufelswild wurde. Dann dachte man an die Militärmusik. Hiergegen erhob die Frau Direktorin entrüsteten Einspruch. Das erfuhr der „Kapellmeister“ wieder, wurde auch wild und brütete Rache. Dann wollte man ein ganzes Orchester von auswärts

kommen lassen. Hiergegen sträubte sich wieder der Kassierer. Zuletzt mußte man Herrn Tanneboom gute Worte geben und seine gepfefferten Preise bewilligen. Natürlich mußte das Orchester verstärkt werden. Der Herr Direktor hatte sich die Mühe genommen, die Partitur durchzusehen und alle A-, C-, Es- und B-Klarinetten und Hörner auszuziehen. Er war damit auf acht Klarinettisten, sechs Hornisten und ebensoviel Trompeter gekommen; für diese müsse man vor allen Dingen sorgen. Maiering schrie innerlich auf: Unsinn! Unsinn! Der weiß nicht, daß man die Klarinetten wechselt und in die Trompeten Einsätze steckt! Und so einer will den Direktor spielen. Gehen Sie zum Teufel, Herr! Blamiert haben Sie sich nun gerade genug. Hierauf machte er dem Herrn Direktor in aller Bescheidenheit die Sachlage klar. Als dieser sie endlich begriffen hatte, zog er zwar grollend seinen Antrag zurück, aber ein Stachel von Bitterkeit blieb in seiner Seele sitzen. Er überließ nun die Sache Tanneboomen, was von vornherein das gescheiteste gewesen wäre.

Noch schwieriger aber war die Frage der Solisten. Natürlich wollte Maiering für jede Stimme eine auswärtige Kraft haben, und ebenso natürlich wollten die Damen Grasheuer und Schmerle sowie die Frau Direktorin die betreffenden Partien selbst singen. Auch rechnete der lange Leopold ernstlich auf die Tenorpartie. Man kann sich denken, was das für ein Durcheinander gab. Maiering kämpfte für seinen Paulus, hielt Reden und bekam sogar heroische Anwandlungen. Aber es half alles nichts. Zuletzt einigte man sich dahin, die Frauenstimmen mit eignen Kräften zu besetzen und für die Männerstimmen Sänger kommen

zu lassen. Dabei gab es aber bereits ernstliche Auseinandersetzungen zwischen dem Direktor und dem Dirigenten.

Nun begannen die großen Proben mit Orchester. Der Herr Direktor ordnete an, die Frau Direktorin redete hinein, die Damen Grasheuer und Schmerle sprachen Wünsche aus, Tanneboom kam mit Beschwerden, und die Musiker räsonnierten im geheimen. Maiering zitterte vor Wut. Die Chöre gingen schlechter denn je. Es war nicht zu leugnen, sie gingen erbärmlich. Es war ebensowenig zu leugnen, daß Tannebooms Lehrlinge in den Stimmen der Holzbläser unverantwortliche Dinge machten.

— Das liegt daran, sagte die Frau Direktorin zu ihrem Manne, daß das Orchester falsch aufgestellt ist. In H. hatten wir die Kontrabässe auf beiden Flügeln und das Soloquartett in der Mitte.

— Aber erlauben Sie, Herr Tanne—eboom, rief der Herr Direktor durch den Saal, Ihr Orchester ist ja auch ganz falsch auf—egestellt. Die Kontrabässe müssen auf die beiden—e Seiten; sehen Sie, dort—ehin, an die—e Pfeiler.

— Das geht nicht, die Pfeiler schlucken den Ton weg.

— Ach—e was! es wird schon gehen. Machen Sie einmal Platz da mit Ihrer—e Pauke. So, nun Sie hierher! Nicht wahr, Herr Oppen—eheim, so macht sichs besser?

Jetzt kam auch noch Herr Oppenheim dazwischen und gab seine Weisheit dazu: Sehen Sie, Herr Tanne—eboom, so gehts.

— Aber hören werden Sie nicht viel!

Als man endlich wieder in Ordnung war, fehlte —

der Dirigent. Man hatte ihn in die Garderobe gehn sehen. Dort stand er auch und starrte brütend zum Fenster hinaus. So fand ihn der Herr Direktor.

— Herr Maiering, wollen Sie die Probe fort—esetzen.

— Fällt mir gar nicht ein.

— Was?

— Wenn Sie sich einfallen lassen, im Orchester herumzudirigieren, dann dirigieren Sie nur auch die Chöre.

— Herr, Sie sind Beamter des Vereins und haben zu—e thun, was an—egeordnet wird.

— Und Sie verstehen nichts von der Sache.

— Herr, Sie sind —

Der Direktor sprang auf den Dirigenten zu, und dieser flüchtete sich hinter ein paar Überzieher. Glücklicherweise legten sich einige Vorstandsmitglieder dazwischen und trennten die Streitenden. Da Herr Maiering nach dieser unnatürlichen Anstrengung innerlich zusammenklappte und der Herr Direktor fühlte, daß er zu weit gegangen sei, so gelang es endlich, eine scheinbare Versöhnung herbeizuführen. Herr Maiering kehrte zum Dirigentenpulte zurück, aber die Freudigkeit zur Sache war ihm gänzlich verloren gegangen.

Endlich kam die Aufführung. Ich will nur kurz sagen, daß sie „glänzend verlief." Als man am Abend im engern Kreise zu einem Zweckessen versammelt war, Toast auf Toast folgte und jedermann sich preisen hörte, waren alle Gemüter von großer Genugthuung erfüllt, das Schuldbuch war vernichtet, es fand eine allgemeine Verbrüderung — im bildlichen Sinne geredet — statt. Einen solchen Verein wie die Sing=

akademie, einen solchen Vorstand, einen solchen Dirigenten, solche Sänger und solches Publikum hatte es noch nie gegeben. Der Anfang war gemacht, nun sollte die Welt Größeres sehen.

Aber, aber! Als die Abrechnung gemacht wurde, kam zu Tage, daß man, genau genommen, bankrott war. Die glorreiche Aufführung hatte sehr viel gekostet und trotz des vollen Saales wenig eingebracht. Denn die Mitglieder hatten freien Eintritt gehabt, Freibillets waren in Menge ausgegeben worden, und die Anhängerschaft des Bürgergesangvereins hatte sich ferngehalten oder war in das Doppel=Extrakonzert zweier vereinigten Militärmusikchöre gegangen, das ein paar Tage vorher unter abwechselnder „persönlicher" Leitung der beiden Herren „Kapellmeister" stattgefunden hatte. Und in zwei Konzerte innerhalb einer Woche geht kein Bürger, der auf sich und seines Nächsten Urteil etwas hält.

Nun ging es mit frischen Kräften von vorn los. Der Direktor und der Dirigent hatten ihre Rollen vertauscht. War vorher der erstere das treibende, letzterer das zögernde Element, so war nun Maiering Feuer und Flamme für neue Noten und neue Unternehmungen, und der Herr Direktor machte Schwierigkeiten, steckte die amtliche Miene heraus und konnte es bei der geschäftlichen Lage des Vereins nicht verantworten, daß unnötige Ausgaben gemacht würden. So konnte es zu keinem rechten Aufschwunge kommen, obwohl der kleine Maiering für die Sache begeistert war und auch einen Teil des Vereins zu begeistern wußte. Der böse Punkt war und blieb der Paragraph: „Der Dirigent ist Angestellter des Vereins." Denn da der Herr Direktor den Verein verkörperte, und

da es nicht zu des Lebens höchsten Gütern gehörte, Angestellter des Herrn Direktors zu sein, so ist es begreiflich, daß ein so empfindlicher Herr wie Herr Maiering fortwährend Grund zur Unzufriedenheit und zu heimlichen flammenden Reden hatte.

Schon nach der Aufführung des Paulus hatte es einen tiefen Verdruß gegeben. Die Lokalblätter hatten einen farblosen Bericht über die Aufführung gebracht. Natürlich, man wollte es mit niemand verderben. In den „Musikalischen Klängen" erschien bald darauf ein langer Aufsatz, worin alles und jedes, selbst Tannebooms schreckliche Lehrlinge, vor allem aber die Frau Direktorin gelobt wurde, während über die Leistung Maierings mit einer kühlen Redensart hinweggegangen wurde. Es war nicht schwer zu erraten, von wem der Aufsatz ausgegangen war. Ähnliches wiederholte sich. Warum sollte man mit einem Manne große Umstände machen, der doch Angestellter des Vereins war und seine dreihundert Mark erhielt? Maiering kochte vor Wut. Warum war er Dirigent geworden, warum plagte er sich das ganze Jahr, warum paukte er die Stimmen so lange ein, bis ihm die Musik auf Lebensdauer widerwärtig geworden war? Um die dreihundert Mark? Lächerlich! Um den Ruhmeskranz, der die Stirn des Künstlers krönt, d. h. um die drei Zeilen: Der Dirigent, Herr Maiering, führte den Taktstock mit gewohnter Meisterschaft und wußte das unsterbliche Werk Mendelssohns oder Mozarts zur vollen Geltung zu bringen. Und dies versagte man ihm mit ausgesuchter Niedertracht. Dieses Weib! dieser Satan! Sollte man sich vor ihr und ihrem Manne, dem Direktor, beugen? Niemals! Und so faßte Maiering eines Tages Mut, meldete

sich als Organist nach einer größern Stadt, erhielt die Stelle und war binnen kurzem verschwunden.

Nun kamen trübe Tage. In der Not frißt der Teufel Fliegen, in der Not nimmt man auch einen Menschen wie den roten Maier zum Dirigenten. Aber mit dem ging es ganz und gar nicht. Die Singakademie stürzte von ihrer künstlerischen Höhe herab, geriet in den Liedertafelton und mußte es erleben, daß sich der Bürgergesangverein ihr gegenüber als Hort der Kunst und als Pflegestätte klassischer Musik aufspielte. Hernach nahm man Herrn Matthias, den Nachfolger Maierings im Organistenamte, der wohl etwas hätte leisten können, wenn er nicht zuviel getrunken hätte. Nach einem heillosen Skandal verschwand auch er. Nun saß man wieder fest. Schon redete man einer Vereinigung mit dem Bürgergesangverein das Wort — einer ganz unmöglichen Sache, denn wie hätte man die beiderseitigen Vorstände miteinander vereinigen sollen, und wie hätte man dem Herrn Direktor zumuten sollen, abzudanken oder an zweite Stelle zu treten? —, da faßte der Vorstand auf Eingeben der Frau Doktorin einen großen Entschluß. Warum mit Kräften zweiten Ranges arbeiten? Man läßt sich aus Leipzig oder Berlin einen wirklichen Künstler kommen, verschafft ihm den Organistenposten und den Gesangunterricht auf dem Gymnasium, zahlt ihm den Gehalt des Dirigenten der Singakademie und sorgt dafür, daß er Unterricht in den guten Familien zu geben hat, so ist die Sache gemacht. Der Mann kann leben, und die Akademie hat einen ordentlichen Dirigenten.

Gesagt, gethan. Der Herr Direktor setzte das Nötige bei dem Magistrat, dem Gemeindekirchenrat und

der Regierung durch, und nach vier Wochen sah das Städtchen zum erstenmal einen wirklichen Künstler „in seinen Mauern weilen.“ Ja, das war etwas ganz andres, als der gute Maiering, vom roten Maier und Ehren-Matthias gar nicht zu reden. Anzug von großstädtischem Schnitt, Künstlerhut, gewaltiger dunkelschwarzer Haarschopf, Klemmer, interessanter junger Mann, blaß, etwas weltschmerzlich, vollendete Sicherheit des Auftretens, in der That etwas ganz andres als der gute Maiering mit seiner unbeholfnen Bescheidenheit.

Bescheiden war der neue gar nicht. Er war vielleicht etwas zu sicher in seinem Auftreten, man wurde beinahe an einen Weinreisenden erinnert. Übrigens hieß er Saborski. Man konnte ihn also entweder für einen Polen halten oder — nein, getauft mußte er sein, sonst hätte er doch die Organistenstelle nicht bekommen. Und wie konnte er reden, was wußte er zu erzählen! Überall war er dabei gewesen, alles, was Namen hat, kannte er. Bülow, Joachim, St. Saëns, Sarasate waren seine guten Freunde, mit Wagner hatte er sich fast auf du auf du gestanden. Alle hatten ihn gerühmt, was nicht verschwiegen blieb, die Essipoff hatte ihm gegenüber einmal gesagt — es war auf einer Soiree bei Bethmanns in Frankfurt gewesen —: Lieber Saborski, wie Sie spielen — großartig!

Und es ist wahr: so ein Spiel — man hatte ähnliches noch nie gehört. Ratsch! über die ganze Klaviatur hinweg, ein paar Donnerschläge, ein grausamer Griff in die Tasten, der eine überwagnersche Dissonanz herausschlug, dann ein Wühlen und Jammern, Klingeln und Klimpern, und zuletzt eine in der Begleitung hilflos untergehende und in der Stimmung

des grauen Elends verklingende Melodie von sechs Tönen — es war keine Musik, wie man sie sonst hört, es war überhaupt keine Musik, sondern „die rücksichtslose Wahrheit des seelischen Ausdrucks."

Das also war der neue Dirigent. Die Herzen flogen ihm entgegen, die Mädchen waren wie toll, und die maßgebenden Personen, denen es freilich etwas Neues war, Bach und Mozart in der Weise Beckmessers dargestellt und Beethoven nur sehr bedingungsweise anerkannt zu sehen, fügten sich der höhern Gnade und dem einstimmigen Urteil der öffentlichen Meinung. Denn die Presse nahm sich des Herrn „Direktor" Saborski auf das lebhafteste an, beide Blätter wurden nicht müde, musikalische Berichte und Mitteilungen zu bringen, in denen der Name Saborski nie fehlen durfte. Der Redakteur des „Kreisboten" hieß übrigens Löwenstein, und der Besitzer des „Korrespondenten" Cohnheim.

Viel Musik wurde nicht gemacht; dagegen wurde viel über Musik geredet und zwar in dem unverfälschten Jargon der „wirklichen Künstler." Es zeigte sich, daß Herr Saborski irgend einer neuern musikalischen Partei angehörte, die zwar gegenwärtig noch nicht sehr groß war, aber doch die Anwartschaft auf die Zukunft besaß. Es war eine erfreuliche Sache, sich an einen der Führer dieser Partei anschließen zu können, um gleichfalls etwas von der Zukunft abzubekommen. Es war auch sehr erfreulich, daß durch die Bemühungen des Herrn Dirigenten der Kultus der Person zu seinem Rechte kam. Musik, Musik — wenn man da mitreden will, kann man sich schwer blamieren, aber über Personen kann jeder reden, und eine Autorität ist etwas viel Bequemeres, als Sachen

und Gründe. Zu einer großen Aufführung kam es nicht. Die Programme wiesen lauter kleine Stücke auf; Mixed=Pickels nannte sie Doktor Schallop. Dafür ließ man fremde Künstler kommen und erbaute sich — nicht sowohl am Hören, als an der eignen Urteilsfähigkeit. Aber kein Konzertabend, an dem nicht Herr Saborski ein halbes Dutzend Kompositionen aufstrebender genialer Künstler, deren Namen freilich noch unbekannt waren, vorgetragen hätte. In dem zwei Tage später folgenden Konzertbericht wurden natürlich diese Stückchen, die der Musikdirigent „mit umfassender Kennerschaft gewählt" und „mit vollendeter Meisterschaft gespielt" hatte, als der Höhepunkt des Abends gepriesen.

Über diesen Genüssen übersah man es, daß wenig gesungen wurde. Es lag dazu übrigens noch ein ernsterer Grund vor als die Liebhaberei Saborskis, und dieser hieß: Tenornot. Der lange Leopold hat es auf seinem Gewissen. Zu seinem Ruhme muß gesagt werden, daß er den Verlockungen der Bürgergesangvereinler, die diesen besten aller Tenöre gar zu gern wieder an sich gezogen hätten, lange Zeit tapfer widerstand. Eines Tages aber meldete er unvermutet seinen Austritt an, und acht Tage später sang er Solo in einem Bürgervereinskonzert. Er hatte sich bei einer der Sängerinnen der Singakademie einen Korb geholt, und da war es natürlich vorbei. Nun wurde auch noch Oberlehrer Schrimps zufolge des täglichen Ärgers und Bieres rettungslos heiser, und da war es mit dem Tenor gänzlich aus. Denn die übrigen hatten entweder keine Stimme oder kannten keine Note. Was fängt aber eine Singakademie ohne Tenor an? Man versuchte alles mögliche; man hielt Umschau

unter den Männergesangvereinen, aber da in der Singakademie kein Bier getrunken wurde, wollte kein Mensch anbeißen. Man zog sogar Primaner und Sekundaner heran, was dem Herrn Direktor sehr gegen den Strich ging, aber er brachte das Opfer. Als sich aber die jungen Herren anfingen unnütz zu machen, mußte die Erlaubnis zurückgezogen werden. Nun blieben nur noch die paar Frauenchöre übrig, die einsichtige Komponisten als Nothelfer geschaffen haben, und Künstler von auswärts. Aber solche Künstler, selbst solche dritten und vierten Ranges, sind bekanntlich teuer. Die Kasse kam aus den Schulden nicht heraus.

Und Herrn Saborski ging es ebenso. Die in Aussicht gestellte Erhöhung seines Gehalts konnte beim besten Willen nicht gezahlt werden. Mit dem Musikunterrichte wollte es auch nicht gehen, teils weil der Herr „Direktor" zu teuer, teils weil er erwachsenen Mädchen gegenüber zu liebenswürdig war, und die großstädtischen Manieren litten unter dem Drucke der Verhältnisse.

Saborski war stolz darauf gewesen, die gläubige Verehrung vor den großen Meistern bei seinen Hörern zu zerzupfen. Nun strafte sichs. Nun übte man dieselbe zersetzende Kritik, mit der er vorgegangen war, gegen ihn selbst und seine Konzerte: Der gute Saborski, was er da wieder für Leute hat kommen lassen! Es ist ja zu jammervoll! Eigentlich kann man anständigerweise nicht mehr hingehn. Und so blieb einer nach dem andern weg.

Hierzu kamen noch die von durchreisenden Berühmtheiten gegebnen Konzerte. Da liefen die Leute hin. Die Singakademie mochte noch so dringlich an

den opferfreudigen Sinn der Einwohner appellieren, ihre Konzerte wurden immer spärlicher besucht. Die Einnahme des Vierteljahrs, in das ein solches Künstlerkonzert fiel, war rettungslos ruiniert. Der Herr Direktor ereiferte sich, die Frau Direktorin hielt im Kaffeekränzchen Reden, die Vorstandsmitglieder verpflichteten sich, dahin zu wirken, daß diese Künstlerkonzerte nicht besucht würden, und das liebe Publikum war Thon in der Hand des Bildners.

Wirklich setzte man es durch, daß ein blinder Orgelspieler abgewiesen wurde, und ein halbes Dutzend Konservatoristen, die in den Ferien ums liebe Brot ein Konzert geben wollten, grausam hineinfielen. Aber eines Tages wurde bekannt gemacht, daß die große Fischer-Klapka, nachdem sie in Petersburg, London, Newyork und ganz Amerika Ruhm und Gold erworben hatte, die Stadt mit einem Konzert beehren wolle. Sofort eilte der Kassierer zum Redakteur des „Korrespondenten“ und sprach die bestimmte Erwartung aus, daß der „Korrespondent“ zur Singakademie halten und der fremden Sängerin nicht die Wege ebnen werde. Aber der Redakteur zuckte die Achseln, berief sich auf den Besitzer des Blattes und behauptete, es nicht verhindern zu können, daß Reklameartikel eingesandt würden. Er selbst wollte sich zurückhalten. Der Redakteur des „Kreisboten“ versprach auch alles mögliche und gelobte sich auch im stillen, daß er dieses Versprechens wegen für die üblichen zwanzig Mark nicht zu haben sein wollte.

Aber wer vermag es, dem Siegeszuge der Kunst entgegenzutreten? Was thut nicht ein Name? Der Name der Fischer-Klapka war jedermann, vielen

schon von Jugend auf bekannt, und die Presse ließ es an nichts fehlen, den Namen der Künstlerin jedermann in Erinnerung zu bringen. Jeden Markttag erschien ein neuer Aufsatz über die Fischer-Klapka, und in jedem wurde sie in neuem Brillantfeuer gezeigt. Zum Beispiel: Der Fischer-Klapka Triumphe unter den Indianern, oder: die Fischer-Klapka bei Seiner Majestät dem Kaiser, die Fischer-Klapka als Wohlthäterin, die Fischer-Klapka im Luftballon. Das Konzertprogramm wurde ein halbes Dutzend mal abgedruckt, Photographien in allen Formaten lagen in den Schaufenstern der Buchhandlungen aus, zuletzt erschien ein Aufsatz im „Kreisboten," der das größte Aufsehen machte. In diesem Aufsatze fand die Fischer-Klapka als Künstlerin und Mensch die vollste Würdigung, die Stadt wurde glücklich gepriesen, eine solche gottbegnadete Stimme hören zu dürfen, es wurde sogar nicht verschmäht, einen verächtlichen Seitenblick auf die Konzerte der Singakademie zu werfen. Wer hatte diesen Artikel geschrieben? Herr Löwenstein verschwor sich hoch und teuer, daß er es nicht gewesen sei. Er war sogar übel gestimmt und stellte einen Aufsatz über den Geiz der Fischer-Klapka in Aussicht. Was war denn da passiert?

So gelang es, das Publikum für das Konzert bis zu der üblichen Siedehitze zu erwärmen. Sogar die Stützen der Singakademie fingen an zu wanken. Schon hatten Reimunds und Sängers, die natürlich überall dabei sein mußten, erklärt, Billets nehmen zu wollen, schon ging die Frau Direktorin mit sich zu Rate, ob sie fehlen dürfe, wenn Landrats hingingen, schon machten Braun & Komp. ein großes Geschäft in Handschuhen. Und als das Konzert begann, war

der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt, sie waren alle da. Auch die Anhänger des Bürgergesang-vereins waren in hellen Haufen erschienen. Einem solchen künstlerischen Ereignis gegenüber durfte es keine Sonderstellung geben.

Auf dem Podium stand der bekannte „unvergleichliche“ Bechsteinsche Flügel. Ein paar befrackte Menschenkinder standen zwecklos umher oder trugen Noten Gott weiß zum wie vielsten male vom Stuhle zum Instrumente und vom Instrumente zum Stuhle. Ein Cellist stimmte sein Instrument bereits zum siebenten male. Endlich erschien die Diva, rauschte aufs Podium, warf ein halbes Dutzend feurige Blicke um sich und verneigte sich tief — vor einer Größe, die offenbar nicht im Saale war, sondern sich weit hinter dem Saale befinden mußte Der Zuhörerschaft galt der Knicks jedenfalls nicht. Die Begleitung begann, die Sängerin setzte ein, der Mund klappte auf, aber — man hörte nichts. Aha, das ist die große Kunst des Pianissimo! Richtig folgten ein paar mit voller Kraft gesungne Töne hinterher. Ja sie wars, die unvergleichliche Fischer-Klapka! Die ältern Herren erinnerten sich noch sehr wohl der anmutigen Erscheinung ihrer Agathe im Freischütz, jetzt war die Dame mehr majestätisch geworden. Diese Arme! Dieser Hals — oh! Und die Stimme? Ja, es war noch das hohe h und c und das tiefe as, freilich in der Höhe etwas lokomotivenpfeifenartig und in der Tiefe fast wie eine Männerstimme, aber es waren noch die Töne, die einst Stürme von Beifall zu entfesseln pflegten. In der Mitte — offen gestanden, ich habe darüber kein Urteil, denn ich habe nichts gehört. Aber darin zeigt sich ja eben die Kunst, aus

wenigem viel zu machen und einzelne geschickt verwertete Töne so hinzusetzen, daß der Zuhörer meint, er habe die ganze Arie gehört. Natürlich sang sie ihre große Arie aus dem Freischütz. Von den übrigen Stücken ist mir wenig im Gedächtnis geblieben, es waren Sachen, die für einen besondern Triller oder einen besondern hohen oder tiefen Ton geschrieben waren. Nur ein italienisches Ding habe ich behalten. Ich würde es, wenn es nicht von der Fischer-Klapka gesungen worden wäre, für einen Gassenhauer gehalten haben. Der Cellist war mäßig, der Klavierspieler schlecht.

Der Beifall war mehr als begeistert, die Einnahme sehr ansehnlich, und die Befriedigung allgemein; es hätte der Rezension im Blatte, die sich in den überschwenglichsten Redensarten erging, gar nicht bedurft. Man hatte die Fischer-Klapka gehört und hatte seine drei Mark dafür bezahlt, dies war Thatsache.

Unsre arme Singakademie hatte das Nachsehen. Wieder traten einige leistungsfähige Mitglieder aus, wieder wurde das nächste Konzert schwach besucht, weil man keine Fischer-Klapka vorzusetzen hatte, und wieder ging der Dirigent verloren. Es war ein kleiner absichtlich herbeigeführter Streit zwischen Vorstand und Dirigenten ausgebrochen. Herr Saborski warf dem Vorstande haarsträubende Grobheiten an den Kopf und verschwand. Er soll jetzt mit der Fischer-Klapka reisen. Nun ist es auch klar, wer die Rezensionen geschrieben hat. Man hätte es schon ahnen können, als Saborski am Tage vor dem Konzert in einem funkelnagelneuen Anzuge ankam. Die Singakademie war außer sich. Und sie ist es auch

jetzt noch, denn sie sitzt vollständig fest. Wenn der geneigte Leser jemand nachweisen könnte, der ihre Schulden bezahlen will, so wäre sie ihm gewiß höchst dankbar. Freilich würde es das Ende des Vereins bedeuten, denn was ihn jetzt noch zusammen hält, sind nur die Schulden.





21

Das Backhaus



Die Braunen und die Sauern und die Schliephaken standen am Dorfbrunnen. Die Eimer waren längst gefüllt, die laufenden Angelegenheiten längst durchgesprochen, aber sie standen immer noch. Es mußte etwas los sein. Da machte auch der Schuster sein kleines Guckfenster auf und schaute angelegentlich die Dorfstraße auf und ab. Im Hintergrunde kam auch Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton angezogen und guckte. Es war ganz gewiß etwas los. Jedesmal, wenn irgend etwas zu sehen oder zu reden war, stand auch Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton im Hintergrunde, das war so sicher wie der Maikäfer im Juni. Aber noch wußte man nichts Gewisses; bis zum Dorfbrunnen war die Kunde des Ereignisses noch nicht gedrungen. Jetzt erschien auch der dicke Wirt in der Hausthür, kratzte sich unter der Mütze den Kopf und rief über die Straße hinüber dem Schuster zu: Na, Heinrich, auch ein bischen frische Morgenluft genießen? Heinrich

antwortete etwas Unverständliches und schaute gespannt nach der Schulgasse hinüber, aus der Sauer — nicht der Sauern ihr Mann, sondern ihres Mannes Brudersohnes Schwiegervater, der auch Sauer heißt und aus Kafstedt stammte — mit seinem Gespann angeklappert kam. Die Frauen guckten, der Wirt guckte, Amtmanns Kinderfrau guckte. Was war denn los?

Sauer fing schon aus der Ferne an zu erzählen vom Bäcker und von dieser Nacht und von einem Eimer. Endlich kam Klarheit in den Bericht. In der Nacht hatten sie dem Bäcker einen Schweineeimer ans Thor gehängt, ein halbes Brot hineingesteckt und dran geschrieben: Friß dein Sauzeug selber! Das war der Thatbestand, der mit verschiedner Betonung und unter verschiedner Beleuchtung drei- bis viermal vorgetragen wurde.

Amtmanns Kinderfrau hatte sich herangeschlängelt und päppelte mit dem kleinen Anton: Sauzeug sagts Jungelchen, 's Jungelchen sagt Sauzeug; ei ei, das Jungelchen sagt Sauzeug! Die Frauen am Brunnen schlugen die Hände überm Kopf zusammen, der Wirt kratzte sich noch eifriger als vorher auf dem Kopfe, und der Schuster hing seinen Kopf zum Fenster heraus, so weit es ging.

Man mißbilligte den Streich durchaus, nicht des Bäckers wegen, sondern des „lieben Gutes“ wegen. Das liebe Gut in den Schweineeimer, das ist doch eine Sünde! So was thun auch bloß die Amtsknechte, die den Hals nicht voll genug kriegen können. — Nein, die Amtsknechte sind es nicht gewesen, denn auf dem Amte backen sie selber, aber was die fremden Arbeiter sind, die im Steinbruche arbeiten, die bringen so was schon fertig. Und ein ganzes halbes Brot!

Und noch dazu in den Schweineeimer! Und Sauzeug haben sies genannt! So was straft sich aber. Braunen, so was straft sich! Wie sie auf dem Schießstande nach einem Dreierbrote geschossen hatten, hat sichs auch gestraft, da ist gleich die Cholera hinterher gekommen! Es folgten noch einige weitere Lehrstücke aus der ältern und neuern Dorfgeschichte, die wir hier füglich übergehen können.

Das war um sechs Uhr. Um acht Uhr standen des Kaufmanns Müller Stammgäste am Ladentische, um sich ihren Frühstücksschnaps zu genehmigen. Den Vorsitz — sozusagen — führte wie immer Kulk-August. — Habt ihrs denn schon gehört, was sie die Nacht angerichtet haben? Natürlich hatten es alle schon gehört. Aber es blieb übrig, zu ergründen, wessen Eimer das gewesen sein könnte. Auch warf einer die scharfsinnige Frage nach der Kreide auf. Ein andrer brachte bei, daß der Bäcker Martini zu Karsten gesagt habe — der und der, die hätten es gehört —, wenn ihm die Gemeinde keinen neuen Ofen baute, so könnte er auch kein besseres Brot backen. Und wenn sie sein Brot nicht fressen wollten, so könnten sie es ja bleiben lassen. Er hätte zu leben. Allgemeine Entrüstung. So? Ob ihn die Gemeinde dazu angenommen hätte, klumpiges Brot zu backen? Und der vorige Bäcker Ewald, dem alten Braun sein Schwiegersohn, der jetzt in Kleinum ist, der hätte auch keinen andern Ofen gehabt und hätte doch gutes Brot gebacken. Am Ofen liege es nicht, sondern am Bäcker, der immer nur Geld nehmen wolle, aber nichts dafür thun. Ja mit den Großen, die ihr eignes Korn backten, da nähme er sich wohl in acht; aber die Kleinen, die das Brot kaufen müßten, die kriegten Bohnen und Erbsen

und Gründe. Zu einer großen Aufführung kam es nicht. Die Programme wiesen lauter kleine Stücke auf; Mixed-Pickels nannte sie Doktor Schallop. Dafür ließ man fremde Künstler kommen und erbaute sich — nicht sowohl am Hören, als an der eignen Urteilsfähigkeit. Aber kein Konzertabend, an dem nicht Herr Saborski ein halbes Dutzend Kompositionen aufstrebender genialer Künstler, deren Namen freilich noch unbekannt waren, vorgetragen hätte. In dem zwei Tage später folgenden Konzertbericht wurden natürlich diese Stückchen, die der Musikdirigent „mit umfassender Kennerschaft gewählt" und „mit vollendeter Meisterschaft gespielt" hatte, als der Höhepunkt des Abends gepriesen.

Über diesen Genüssen übersah man es, daß wenig gesungen wurde. Es lag dazu übrigens noch ein ernsterer Grund vor als die Liebhaberei Saborskis, und dieser hieß: Tenornot. Der lange Leopold hat es auf seinem Gewissen. Zu seinem Ruhme muß gesagt werden, daß er den Verlockungen der Bürgergesangvereinler, die diesen besten aller Tenöre gar zu gern wieder an sich gezogen hätten, lange Zeit tapfer widerstand. Eines Tages aber meldete er unvermutet seinen Austritt an, und acht Tage später sang er Solo in einem Bürgervereinskonzert. Er hatte sich bei einer der Sängerinnen der Singakademie einen Korb geholt, und da war es natürlich vorbei. Nun wurde auch noch Oberlehrer Schrimps zufolge des täglichen Ärgers und Bieres rettungslos heiser, und da war es mit dem Tenor gänzlich aus. Denn die übrigen hatten entweder keine Stimme oder kannten keine Note. Was fängt aber eine Singakademie ohne Tenor an? Man versuchte alles mögliche; man hielt Umschau

unter den Männergesangvereinen, aber da in der Singakademie kein Bier getrunken wurde, wollte kein Mensch anbeißen. Man zog sogar Primaner und Sekundaner heran, was dem Herrn Direktor sehr gegen den Strich ging, aber er brachte das Opfer. Als sich aber die jungen Herren anfingen unnütz zu machen, mußte die Erlaubnis zurückgezogen werden. Nun blieben nur noch die paar Frauenchöre übrig, die einsichtige Komponisten als Nothelfer geschaffen haben, und Künstler von auswärts. Aber solche Künstler, selbst solche dritten und vierten Ranges, sind bekanntlich teuer. Die Kasse kam aus den Schulden nicht heraus.

Und Herrn Saborski ging es ebenso. Die in Aussicht gestellte Erhöhung seines Gehalts konnte beim besten Willen nicht gezahlt werden. Mit dem Musikunterrichte wollte es auch nicht gehen, teils weil der Herr „Direktor" zu teuer, teils weil er erwachsenen Mädchen gegenüber zu liebenswürdig war, und die großstädtischen Manieren litten unter dem Drucke der Verhältnisse.

Saborski war stolz darauf gewesen, die gläubige Verehrung vor den großen Meistern bei seinen Hörern zu zerzupfen. Nun strafte sichs. Nun übte man dieselbe zersetzende Kritik, mit der er vorgegangen war, gegen ihn selbst und seine Konzerte: Der gute Saborski, was er da wieder für Leute hat kommen lassen! Es ist ja zu jammervoll! Eigentlich kann man anständigerweise nicht mehr hingehn. Und so blieb einer nach dem andern weg.

Hierzu kamen noch die von durchreisenden Berühmtheiten gegebnen Konzerte. Da liefen die Leute hin. Die Singakademie mochte noch so dringlich an

den opferfreudigen Sinn der Einwohner appellieren, ihre Konzerte wurden immer spärlicher besucht. Die Einnahme des Vierteljahrs, in das ein solches Künstlerkonzert fiel, war rettungslos ruiniert. Der Herr Direktor ereiferte sich, die Frau Direktorin hielt im Kaffeekränzchen Reden, die Vorstandsmitglieder verpflichteten sich, dahin zu wirken, daß diese Künstlerkonzerte nicht besucht würden, und das liebe Publikum war Thon in der Hand des Bildners.

Wirklich setzte man es durch, daß ein blinder Orgelspieler abgewiesen wurde, und ein halbes Dutzend Konservatoristen, die in den Ferien ums liebe Brot ein Konzert geben wollten, grausam hineinfielen. Aber eines Tages wurde bekannt gemacht, daß die große Fischer-Klapka, nachdem sie in Petersburg, London, Newyork und ganz Amerika Ruhm und Gold erworben hatte, die Stadt mit einem Konzert beehren wolle. Sofort eilte der Kassierer zum Redakteur des „Korrespondenten" und sprach die bestimmte Erwartung aus, daß der „Korrespondent" zur Singakademie halten und der fremden Sängerin nicht die Wege ebnen werde. Aber der Redakteur zuckte die Achseln, berief sich auf den Besitzer des Blattes und behauptete, es nicht verhindern zu können, daß Reklameartikel eingesandt würden. Er selbst wollte sich zurückhalten. Der Redakteur des „Kreisboten" versprach auch alles mögliche und gelobte sich auch im stillen, daß er dieses Versprechens wegen für die üblichen zwanzig Mark nicht zu haben sein wollte.

Aber wer vermag es, dem Siegeszuge der Kunst entgegenzutreten? Was thut nicht ein Name? Der Name der Fischer-Klapka war jedermann, vielen

schon von Jugend auf bekannt, und die Presse ließ es an nichts fehlen, den Namen der Künstlerin jedermann in Erinnerung zu bringen. Jeden Markttag erschien ein neuer Aufsatz über die Fischer-Klapka, und in jedem wurde sie in neuem Brillantfeuer gezeigt. Zum Beispiel: Der Fischer-Klapka Triumphe unter den Indianern, oder: die Fischer-Klapka bei Seiner Majestät dem Kaiser, die Fischer-Klapka als Wohlthäterin, die Fischer-Klapka im Luftballon. Das Konzertprogramm wurde ein halbes Dutzend mal abgedruckt, Photographien in allen Formaten lagen in den Schaufenstern der Buchhandlungen aus, zuletzt erschien ein Aufsatz im „Kreisboten," der das größte Aufsehen machte. In diesem Aufsatze fand die Fischer-Klapka als Künstlerin und Mensch die vollste Würdigung, die Stadt wurde glücklich gepriesen, eine solche gottbegnadete Stimme hören zu dürfen, es wurde sogar nicht verschmäht, einen verächtlichen Seitenblick auf die Konzerte der Singakademie zu werfen. Wer hatte diesen Artikel geschrieben? Herr Löwenstein verschwor sich hoch und teuer, daß er es nicht gewesen sei. Er war sogar übel gestimmt und stellte einen Aufsatz über den Geiz der Fischer-Klapka in Aussicht. Was war denn da passiert?

So gelang es, das Publikum für das Konzert bis zu der üblichen Siedehitze zu erwärmen. Sogar die Stützen der Singakademie fingen an zu wanken. Schon hatten Reimunds und Sängers, die natürlich überall dabei sein mußten, erklärt, Billets nehmen zu wollen, schon ging die Frau Direktorin mit sich zu Rate, ob sie fehlen dürfe, wenn Landrats hingingen, schon machten Braun & Komp. ein großes Geschäft in Handschuhen. Und als das Konzert begann, war

der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt, sie waren alle da. Auch die Anhänger des Bürgergesang- vereins waren in hellen Haufen erschienen. Einem solchen künstlerischen Ereignis gegenüber durfte es keine Sonderstellung geben.

Auf dem Podium stand der bekannte „unver- gleichliche" Bechsteinsche Flügel. Ein paar befrackte Menschenkinder standen zwecklos umher oder trugen Noten Gott weiß zum wie vielsten male vom Stuhle zum Instrumente und vom Instrumente zum Stuhle. Ein Cellist stimmte sein Instrument bereits zum siebenten male. Endlich erschien die Diva, rauschte aufs Podium, warf ein halbes Dutzend feurige Blicke um sich und verneigte sich tief — vor einer Größe, die offenbar nicht im Saale war, sondern sich weit hinter dem Saale befinden mußte Der Zu- hörerschaft galt der Knicks jedenfalls nicht. Die Be- gleitung begann, die Sängerin setzte ein, der Mund klappte auf, aber — man hörte nichts. Aha, das ist die große Kunst des Pianissimo! Richtig folgten ein paar mit voller Kraft gesungne Töne hinterher. Ja sie wars, die unvergleichliche Fischer-Klapka! Die ältern Herren erinnerten sich noch sehr wohl der anmutigen Erscheinung ihrer Agathe im Freischütz, jetzt war die Dame mehr majestätisch geworden. Diese Arme! Dieser Hals — oh! Und die Stimme? Ja, es war noch das hohe h und c und das tiefe as, freilich in der Höhe etwas lokomotivenpfeifenartig und in der Tiefe fast wie eine Männerstimme, aber es waren noch die Töne, die einst Stürme von Beifall zu ent- fesseln pflegten. In der Mitte — offen gestanden, ich habe darüber kein Urteil, denn ich habe nichts ge- hört. Aber darin zeigt sich ja eben die Kunst, aus

wenigem viel zu machen und einzelne geschickt verwertete Töne so hinzusetzen, daß der Zuhörer meint, er habe die ganze Arie gehört. Natürlich sang sie ihre große Arie aus dem Freischütz. Von den übrigen Stücken ist mir wenig im Gedächtnis geblieben, es waren Sachen, die für einen besondern Triller oder einen besondern hohen oder tiefen Ton geschrieben waren. Nur ein italienisches Ding habe ich behalten. Ich würde es, wenn es nicht von der Fischer-Klapka gesungen worden wäre, für einen Gassenhauer gehalten haben. Der Cellist war mäßig, der Klavierspieler schlecht.

Der Beifall war mehr als begeistert, die Einnahme sehr ansehnlich, und die Befriedigung allgemein; es hätte der Rezension im Blatte, die sich in den überschwenglichsten Redensarten erging, gar nicht bedurft. Man hatte die Fischer-Klapka gehört und hatte seine drei Mark dafür bezahlt, dies war Thatsache.

Unsre arme Singakademie hatte das Nachsehen. Wieder traten einige leistungsfähige Mitglieder aus, wieder wurde das nächste Konzert schwach besucht, weil man keine Fischer-Klapka vorzusetzen hatte, und wieder ging der Dirigent verloren. Es war ein kleiner absichtlich herbeigeführter Streit zwischen Vorstand und Dirigenten ausgebrochen. Herr Saborski warf dem Vorstande haarsträubende Grobheiten an den Kopf und verschwand. Er soll jetzt mit der Fischer-Klapka reisen. Nun ist es auch klar, wer die Rezensionen geschrieben hat. Man hätte es schon ahnen können, als Saborski am Tage vor dem Konzert in einem funkelnagelneuen Anzuge ankam. Die Singakademie war außer sich. Und sie ist es auch

jetzt noch, denn sie sitzt vollständig fest. Wenn der geneigte Leser jemand nachweisen könnte, der ihre Schulden bezahlen will, so wäre sie ihm gewiß höchst dankbar. Freilich würde es das Ende des Vereins bedeuten, denn was ihn jetzt noch zusammen hält, sind nur die Schulden.





21

Das Backhaus



Die Braunen und die Sauern und die Schliephaken standen am Dorfbrunnen. Die Eimer waren längst gefüllt, die laufenden Angelegenheiten längst durchgesprochen, aber sie standen immer noch. Es mußte etwas los sein. Da machte auch der Schuster sein kleines Guckfenster auf und schaute angelegentlich die Dorfstraße auf und ab. Im Hintergrunde kam auch Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton angezogen und guckte. Es war ganz gewiß etwas los. Jedesmal, wenn irgend etwas zu sehen oder zu reden war, stand auch Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton im Hintergrunde, das war so sicher wie der Maikäfer im Juni. Aber noch wußte man nichts Gewisses; bis zum Dorfbrunnen war die Kunde des Ereignisses noch nicht gedrungen. Jetzt erschien auch der dicke Wirt in der Hausthür, kratzte sich unter der Mütze den Kopf und rief über die Straße hinüber dem Schuster zu: Na, Heinrich, auch ein bischen frische Morgenluft genießen? Heinrich

antwortete etwas Unverständliches und schaute gespannt nach der Schulgasse hinüber, aus der Sauer — nicht der Sauern ihr Mann, sondern ihres Mannes Brudersohnes Schwiegervater, der auch Sauer heißt und aus Kaffstedt stammte — mit seinem Gespann angeklappert kam. Die Frauen guckten, der Wirt guckte, Amtmanns Kinderfrau guckte. Was war denn los?

Sauer fing schon aus der Ferne an zu erzählen vom Bäcker und von dieser Nacht und von einem Eimer. Endlich kam Klarheit in den Bericht. In der Nacht hatten sie dem Bäcker einen Schweineeimer ans Thor gehängt, ein halbes Brot hineingesteckt und dran geschrieben: Friß dein Sauzeug selber! Das war der Thatbestand, der mit verschiedner Betonung und unter verschiedner Beleuchtung drei- bis viermal vorgetragen wurde.

Amtmanns Kinderfrau hatte sich herangeschlängelt und päppelte mit dem kleinen Anton: Sauzeug sagts Jungelchen, 's Jungelchen sagt Sauzeug; ei ei, das Jungelchen sagt Sauzeug! Die Frauen am Brunnen schlugen die Hände überm Kopf zusammen, der Wirt kratzte sich noch eifriger als vorher auf dem Kopfe, und der Schuster hing seinen Kopf zum Fenster heraus, so weit es ging.

Man mißbilligte den Streich durchaus, nicht des Bäckers wegen, sondern des „lieben Gutes“ wegen. Das liebe Gut in den Schweineeimer, das ist doch eine Sünde! So was thun auch bloß die Amtsknechte, die den Hals nicht voll genug kriegen können. — Nein, die Amtsknechte sind es nicht gewesen, denn auf dem Amte backen sie selber, aber was die fremden Arbeiter sind, die im Steinbruche arbeiten, die bringen so was schon fertig. Und ein ganzes halbes Brot!

Und noch dazu in den Schweineeimer! Und Sauzeug haben sies genannt! So was straft sich aber. Braunen, so was straft sich! Wie sie auf dem Schießstande nach einem Dreierbrote geschossen hatten, hat sichs auch gestraft, da ist gleich die Cholera hinterher gekommen! Es folgten noch einige weitere Lehrstücke aus der ältern und neuern Dorfgeschichte, die wir hier füglich übergehen können.

Das war um sechs Uhr. Um acht Uhr standen des Kaufmanns Müller Stammgäste am Ladentische, um sich ihren Frühstücksschnaps zu genehmigen. Den Vorsitz — sozusagen — führte wie immer Kulk-August. — Habt ihrs denn schon gehört, was sie die Nacht angerichtet haben? Natürlich hatten es alle schon gehört. Aber es blieb übrig, zu ergründen, wessen Eimer das gewesen sein könnte. Auch warf einer die scharfsinnige Frage nach der Kreide auf. Ein andrer brachte bei, daß der Bäcker Martini zu Karsten gesagt habe — der und der, die hätten es gehört —, wenn ihm die Gemeinde keinen neuen Ofen baute, so könnte er auch kein besseres Brot backen. Und wenn sie sein Brot nicht fressen wollten, so könnten sie es ja bleiben lassen. Er hätte zu leben. Allgemeine Entrüstung. So? Ob ihn die Gemeinde dazu angenommen hätte, klumpiges Brot zu backen? Und der vorige Bäcker Ewald, dem alten Braun sein Schwiegersohn, der jetzt in Kleinum ist, der hätte auch keinen andern Ofen gehabt und hätte doch gutes Brot gebacken. Am Ofen liege es nicht, sondern am Bäcker, der immer nur Geld nehmen wolle, aber nichts dafür thun. Ja mit den Großen, die ihr eignes Korn backten, da nähme er sich wohl in acht; aber die Kleinen, die das Brot kaufen müßten, die kriegten Bohnen und Erbsen

und schlechten Weizen und wer weiß was alles in ihr Brot hineingebacken.

— Eine Schande ist es — sagte Kuff-August, indem er auf den Ladentisch schlug, daß die Gläser hoch sprangen —, so was sollte in der Gemeinde gar nicht vorkommen! Der Bäcker hat seinen Kontrakt, und seinen Kontrakt muß er halten, und darauf muß der Schulze sehen, daß der Kontrakt gehalten wird, sonst ist er kein Schulze. Und Sauzeug ist es, was der Bäcker bäckt, das haben sie ihm schriftlich gegeben, und das will ich ihm auch schriftlich geben. Und wenn der Bäcker zur Verpachtung das Backhaus wieder kriegt, dann — dann geht es nicht mit rechten Dingen zu — das sage ich. Herr Müller, zwei Kleine und eine Cigarre. — Macht vierzehn Pfennige.

— Danke schön, kommen Sie bald wieder. — Damit war die Sitzung beendigt.

Um elf Uhr kamen die Kinder aus der Schule. Sogleich bildete sich ein Kreisbogen um das bewußte Thor. Der Eimer hing natürlich schon längst nicht mehr daran; aber es war doch sehr interessant, die Stelle anzusehen, wo er gehangen hatte. Einige kühne Bengel wagten sich nahe hinan und guckten durch die Thürspalte. Da fing es im Hofe an zu rumoren, und alles stob auseinander, aber nur, um das Spiel sofort von neuem anzufangen. Im Hintergrunde stand Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton und plapperte: Ei, 's Jungelchen sagt Sauzeug; sag einmal Sauzeug, mein Jungelchen!

Um zwölf Uhr fuhren die Knechte mit einer langen Reihe von Gespannen vorüber und klatschten mit den Peitschen, was sie konnten, und grinsten und lachten.

Um zwei Uhr kam der Herr Kantor an, um die Sache näher zu untersuchen, denn der Herr Kantor ist Ortsschreiber und als Schulmeister auch Schreibverständiger. Der Eimer wurde aus dem Winkel hervorgeholt, und der Herr Kantor bestimmte aus den b's und t's, daß es der und der gewesen sein müßte, um hernach ebenso bestimmt zu finden, daß ers nicht gewesen sein könnte.

Am Abend wurde die Geschichte in der Spinnstube noch einmal gründlich durchgesprochen und von allen Seiten beleuchtet, und am andern Tage stand im Kreisblatte:

Avis

Gutes Brot ist allen gut.
Wer aber schlechtes Brot backen thut,
Dem werden zwanzig aufgemessen
Und kann sein S ...... selber fressen!

Mehrere Freunde

Der Bäcker hatte Gott sei Dank ein gesundes Fell, er war ein Mensch, faul und fett, wie irgend ein Bäcker sein kann. Es focht ihn so leicht nichts an. Aber die Geschichte mit dem Eimer hatte ihn doch gewurmt, nur war er zu klug, sichs merken zu lassen. Er rumorte im Hause herum, schimpfte auf Gott und alle Welt, ließ sich aber weiter nicht sehen. Laßt sie räsonnieren, sie hören auch wieder auf! Das war seine Meinung, und die war im Grunde ganz richtig. Wenn er nur seinen guten Vorsatz gehalten hätte! Als aber das „Avis" in der Zeitung stand, durch das er im ganzen Dorfe, ja im ganzen Kreise blamiert wurde, rannte er spornstreichs in die Stadt und in die Expedition des Kreisblattes. Wer das Avis in das Kreisblatt gesetzt habe? — Das könne

ihm doch ganz egal sein. Es sei ihm nicht egal, denn er sei gemeint mit dem schlechten Brote und mit dem Zauzeuge. — Es stehe nichts im Wege, diese Erklärung zu veröffentlichen. Da liege Papier und Feder, er möge es nur niederschreiben. — Im Hintergrunde standen der Faktor und ein paar Druckermädel. Die erhoben ein großes Gelächter, und der Bäcker zog schimpfend und drohend ab. Vor den Staatsanwalt wolle er die Sache bringen.

Aber zum Staatsanwalt ging er doch nicht, vor dem hatte er wegen des Nahrungsmittelgesetzes und andrer Kleinigkeiten, die so im Geschäft vorkommen, eine unüberwindliche Abneigung. Er ging nach dem Landratsamte, und als man ihn dort abwies, aufs Gericht, wo man ihn ebenfalls fortschickte. Zuletzt wandte er sich an einen Winkeladvokaten, der seine Mark nahm, aber ihm den guten Rat gab, nichts in der Sache zu thun. Nun blieb ihm nichts weiter übrig, als seinen Ärger zu vertrinken, was er denn auch gründlich that.

Spät in der Nacht kam er heim, und als am andern Morgen um sechs Uhr die Leute mit ihren Broten kamen, war kein Backofen geheizt und kein Bäcker zu sehen. Dazu wurde die Frau Bäckern auch noch impertinent: sie möchten nur warten; wenn es ihnen nicht paßte, könnten sie ja in der Stadt backen lassen. Um elf Uhr war es zur Not so weit, daß das Brot in den Ofen konnte. Aber es hatte zu lange gestanden, war auch vom Bäcker schlecht behandelt worden. Wartet nur, sagte der Bäcker zu sich, die Hände reibend, ihr sollt die Zähne schon hoch heben!

Nun erwartete aber, was der Bäcker nicht wußte, die Frau Schulzen Besuch und hatte zu Ehren des

Besuchs Reibekuchen und andre schöne Sachen angesetzt. Der Kuchen fiel natürlich zusammen und mißriet vollständig. Er sei nicht zu genießen gewesen, war das einstimmige Urteil aller Beteiligten, nachdem man den Kuchen aufgegessen hatte. Die Frau Schulze fühlte sich als Wirtin blamiert, und der Herr Schulze hatte spöttische Redensarten von seinem Beinroder Vetter über die Gemeindebäckerei einstecken müssen und war gleichfalls sehr ärgerlich. Und so schwang er sich zu einer That auf. Ohne sich mit jemand zu besprechen, ohne auch dem Herrn Kantor nur ein Wort mitzuteilen, setzte er die Neuverpachtung des Backhauses auf die Tagesordnung, und da alles noch über das Benehmen des Bäckers empört war, setzte er es durch, daß zur Verpachtung des Backhauses ein Termin ausgeschrieben werden sollte.

Noch hatte der Bäcker kein Arg. Denn auch bei Gemeindebeschlüssen gilt das Wort: Einmal ist keinmal, und was heute beschlossen ist, läßt sich morgen wieder umwerfen. Als aber bald darauf im Kreisblatte behufs Neuverpachtung des Backhauses ein Lizitationstermin auf den und den Tag angesetzt war, zu dem Interessenten mit dem Bemerken eingeladen wurden, die Engagementsbedingungen beim Gemeindesekretär einzusehen, da merkte der Bäcker an den schönen Fremdwörtern die Klaue des Löwen, nämlich die des Herrn Kantors, und kriegte es mit der Angst. In der That, der Herr Kantor hatte keinen persönlichen Grund, den Bäcker zu halten, der für den Schulacker trotz des Kantors Vermahnungen auch nur 29 Mark hatte geben wollen. Der Bäcker war so gut wie beseitigt. Es war nur noch die Frage, wer der Nachfolger sein würde.

Natürlich hatte der Bäcker in seinen Augen vollständig Recht, es war der schnödeste Undank, wie man ihn behandelte. Ein Mann wie er konnte ja überall ankommen und durchkommen, aber man saß doch einmal schön warm in seinem Neste, man hatte sein gutes Auskommen und brauchte sich nicht zu überarbeiten. Dazu fing die Frau an zu lamentieren. Kurz, es war eine Not.

Da kam ihm eine Erleuchtung beim Skat. Er hatte falsch turniert und wollte schon die Karten hinlegen und bezahlen. Da sagte Nachbar Sauer — übrigens wieder ein andrer Sauer — zu ihm: I, wirst du das Spiel wegwerfen! Zum Bezahlen ists Zeit genug, wenns verloren ist. Er spielte sein Spiel und gewann.

— Siehst du, August — sagte Nachbar Sauer —, man soll eine Sache nicht eher verloren geben, als bis der Totengräber mitgeredet hat.

Das war sein Fall. Seine Sache schien verloren, aber der Totengräber hatte noch nicht mitgeredet. Dies machte er denselben Abend noch seiner Frau klar, und es leuchtete auch der Frau ein.

— Du gehst zum Kantor, sagte sie.

— Nein, zum Kantor gehst du, du hast das Maul besser im Zuge.

Das wiederum leuchtete der Frau ein; sie machte sich einen Bewerb bei Kantors, hing sich der Frau Kantorn an die Schürze und lamentierte so lange auf dem Hofe und in der Hausflur herum, bis der Herr Kantor mit der langen Pfeife in der Thür erschien. Nun gings erst recht los, über die schlechten Zeiten und was aus ihnen werden sollte, und wenn erst ein andrer herkäme, dann würden sie es im Dorfe

schon sehen, was sie an ihnen gehabt hätten. Und ob der andre vierzig Mark für den Schulacker geben würde, das fragte sich. Gestern hätte sie erst noch zu ihrem Manne gesagt: August, hätte sie gesagt, vierzig Mark ist der Acker wert, und das können wir ganz gut geben! — Hier wurde der Herr Kantor sehr hellhörig. Er war so wie so etwas geärgert, weil der Schulze, ohne ihn zu fragen, die Neuverpachtung in Gang gebracht hatte. Er machte also eine philosophische Miene und sagte Hm! und wieder Hm! — Aber, fuhr die Bäckerin fort, Freunde muß man haben, sagte er. Wenn Nachbar Sauer nicht gesagt hätte: Man muß kein Spiel verloren geben, ehe es verloren ist, dann hätte ich das Spiel weggeworfen. Freunde muß man haben, sagte er, und unter Freunden kommt es auf einen Zentner Mehl und ein paar Topfkuchen nicht an. Jetzt wurde auch die Frau Kantorn höchst hellhörig.

Von dem Tage an gestalteten sich die Beziehungen zwischen der Schule und dem Backhause auffallend freundschaftlich.

Am andern Tage wanderte die Bäckerin nach dem Freihofe. Hier hauste der reiche Kranich, ein Vetter des Schulzen und diesem todfeind. Sein Großvater und des Schulzen Großmutter waren Geschwister gewesen. Bei der Erbteilung war irgend etwas vorgegangen, beide Parteien hielten sich für übervorteilt, daraus war eine Feindschaft geworden, die nun schon in das dritte Glied übergegangen war. Hier brauchte die Frau Bäckern nicht viel Vorsicht anzuwenden, sie brauchte nur das bewußte rote Tuch zu entfalten, um ihres Mannes sicher zu sein. Sie trat also gleich mit großem Geheul ein. Der Schulze wolle ihren

Mann von Amt und Brot bringen; aber das wäre nur darum, weils ihr Mann immer mit dem Freihof gehalten hätte. Noch auf dem letzten Freischießen hätte er gesagt: Der erste im Dorfe und auf den sich alle verlassen könnten, hätte er gesagt, das wäre Kranich. Sie gehörten nun einmal nicht zu denen, die den Leuten nach dem Maule redeten. Aber was recht sei, müsse recht bleiben; und wenn Kranich Schulze wäre, dann kämen solche Ungerechtigkeiten nicht vor, denn Kranich drückte die kleinen Leute nicht, wie der Schulze, der wunder was von sich hielte.

Das ging dem Freibauer ein wie Honigseim, und es dauerte nicht lange, so war er für den Gedanken gewonnen, um den Schulzen zu ärgern, für den Bäcker zu stimmen. Aber freilich Mut hatte er nicht; selbst etwas zu unternehmen, das konnte man nicht von ihm verlangen. Wenn er die wohlbekannten Dorfschreier auf seiner Seite wußte, dann war er nicht abgeneigt, der Schulzenpartei die Wucht seiner Persönlichkeit und seines Geldsackes fühlen zu lassen. Einige von den Schreiern waren denn auch zu gewinnen, und allen andern voran der Kulk-August, der mit dem Schulzenregiment wieder einmal höchst unzufrieden war. Warum man denn die Gemeinde überhaupt frage? Das würde doch alles hinten herum verhandelt und im voraus fertig gemacht. Und wer das Backhaus kriegte, und wie es dann würde, und was es dann kostete, könne kein Mensch wissen; es wäre schon besser, es bliebe so, wie es wäre.

Und damit traf er den Kern der öffentlichen Meinung. Lieber alles lassen, wie es ist, lieber schlechtes Brot und schlechte Wege und schlechte Ver-

waltung haben, nur nicht irgend einer Person oder irgend einem Grunde sich unterordnen. Und nur nicht eine einfache Sache einfach anfassen, dazu ist man viel zu klug und viel zu mißtrauisch. Man war schon soweit gekommen, den Bäcker als ein Opfer der Schulzenpartei zu beklagen, man hielt es schon für ein gutes Werk, die gekränkte Unschuld in den Schutz zu nehmen, man erwog schon, wie man für sich einen Vorteil herausschlagen könnte, wenn der Bäcker bliebe. Aber von alledem verlautete kein lautes Wort, es ging alles unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit zu. Nur Kenner konnten aus dem Hin- und Hergehen einzelner Personen, deren Beziehungen zu dem oder jenem man freilich wissen mußte, erraten, daß etwas los sei. Dem Herrn Schulzen wars nicht geheuer. Er schickte zum Herrn Kantor, aber der Herr Kantor kam nicht.

Unter solchen Umständen rückte der Lizitationstermin heran. Im Kruge war ein Kommen und Gehen wie in einem Bienenkorbe. Unten in der Gaststube saßen sieben Bäcker. Natürlich war der Gemeindebäcker nicht darunter. Oben in der Gemeindestube waren die stimmberechtigten Mitglieder der Gemeinde versammelt, um die Angebote zu vernehmen und den Zuschlag zu erteilen. In der Hausthür, im schärfsten Zuge stand Amtmanns Kinderfrau und ließ den kleinen Anton alles mögliche sagen, und machte Mund, Augen und Ohren auf, um sich nur ja nichts entgehen zu lassen, und draußen am Brunnen standen die Sauern und die Braunen und noch ein paar Weiber und erörterten die Backfrage mit äußerster Gründlichkeit.

Oben in der Gemeindestube klopfte der Schulze

jetzt noch, denn sie sitzt vollständig fest. Wenn der geneigte Leser jemand nachweisen könnte, der ihre Schulden bezahlen will, so wäre sie ihm gewiß höchst dankbar. Freilich würde es das Ende des Vereins bedeuten, denn was ihn jetzt noch zusammen hält, sind nur die Schulden.





21

Das Backhaus



Die Braunen und die Sauern und die Schliephaken standen am Dorfbrunnen. Die Eimer waren längst gefüllt, die laufenden Angelegenheiten längst durchgesprochen, aber sie standen immer noch. Es mußte etwas los sein. Da machte auch der Schuster sein kleines Guckfenster auf und schaute angelegentlich die Dorfstraße auf und ab. Im Hintergrunde kam auch Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton angezogen und guckte. Es war ganz gewiß etwas los. Jedesmal, wenn irgend etwas zu sehen oder zu reden war, stand auch Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton im Hintergrunde, das war so sicher wie der Maikäfer im Juni. Aber noch wußte man nichts Gewisses; bis zum Dorfbrunnen war die Kunde des Ereignisses noch nicht gedrungen. Jetzt erschien auch der dicke Wirt in der Hausthür, kratzte sich unter der Mütze den Kopf und rief über die Straße hinüber dem Schuster zu: Na, Heinrich, auch ein bischen frische Morgenluft genießen? Heinrich

antwortete etwas Unverständliches und schaute gespannt nach der Schulgasse hinüber, aus der Sauer — nicht der Sauern ihr Mann, sondern ihres Mannes Brudersohnes Schwiegervater, der auch Sauer heißt und aus Kaffstedt stammte — mit seinem Gespann angeklappert kam. Die Frauen guckten, der Wirt guckte, Amtmanns Kinderfrau guckte. Was war denn los?

Sauer fing schon aus der Ferne an zu erzählen vom Bäcker und von dieser Nacht und von einem Eimer. Endlich kam Klarheit in den Bericht. In der Nacht hatten sie dem Bäcker einen Schweineeimer ans Thor gehängt, ein halbes Brot hineingesteckt und dran geschrieben: Friß dein Sauzeug selber! Das war der Thatbestand, der mit verschiedner Betonung und unter verschiedner Beleuchtung drei- bis viermal vorgetragen wurde.

Amtmanns Kinderfrau hatte sich herangeschlängelt und päppelte mit dem kleinen Anton: Sauzeug sagts Jungelchen, 's Jungelchen sagt Sauzeug; ei ei, das Jungelchen sagt Sauzeug! Die Frauen am Brunnen schlugen die Hände überm Kopf zusammen, der Wirt kratzte sich noch eifriger als vorher auf dem Kopfe, und der Schuster hing seinen Kopf zum Fenster heraus, so weit es ging.

Man mißbilligte den Streich durchaus, nicht des Bäckers wegen, sondern des „lieben Gutes“ wegen. Das liebe Gut in den Schweineeimer, das ist doch eine Sünde! So was thun auch bloß die Amtsknechte, die den Hals nicht voll genug kriegen können. — Nein, die Amtsknechte sind es nicht gewesen, denn auf dem Amte backen sie selber, aber was die fremden Arbeiter sind, die im Steinbruche arbeiten, die bringen so was schon fertig. Und ein ganzes halbes Brot!

Und noch dazu in den Schweineeimer! Und Sauzeug haben sies genannt! So was straft sich aber. Braunen, so was straft sich! Wie sie auf dem Schießstande nach einem Dreierbrote geschossen hatten, hat sichs auch gestraft, da ist gleich die Cholera hinterher gekommen! Es folgten noch einige weitere Lehrstücke aus der ältern und neuern Dorfgeschichte, die wir hier füglich übergehen können.

Das war um sechs Uhr. Um acht Uhr standen des Kaufmanns Müller Stammgäste am Ladentische, um sich ihren Frühstücksschnaps zu genehmigen. Den Vorsitz — sozusagen — führte wie immer Kulk-August. — Habt ihrs denn schon gehört, was sie die Nacht angerichtet haben? Natürlich hatten es alle schon gehört. Aber es blieb übrig, zu ergründen, wessen Eimer das gewesen sein könnte. Auch warf einer die scharfsinnige Frage nach der Kreide auf. Ein andrer brachte bei, daß der Bäcker Martini zu Karsten gesagt habe — der und der, die hätten es gehört —, wenn ihm die Gemeinde keinen neuen Ofen baute, so könnte er auch kein besseres Brot backen. Und wenn sie sein Brot nicht fressen wollten, so könnten sie es ja bleiben lassen. Er hätte zu leben. Allgemeine Entrüstung. So? Ob ihn die Gemeinde dazu angenommen hätte, klumpiges Brot zu backen? Und der vorige Bäcker Ewald, dem alten Braun sein Schwiegersohn, der jetzt in Kleinum ist, der hätte auch keinen andern Ofen gehabt und hätte doch gutes Brot gebacken. Am Ofen liege es nicht, sondern am Bäcker, der immer nur Geld nehmen wolle, aber nichts dafür thun. Ja mit den Großen, die ihr eignes Korn backten, da nähme er sich wohl in acht; aber die Kleinen, die das Brot kaufen müßten, die kriegten Bohnen und Erbsen

und schlechten Weizen und wer weiß was alles in ihr Brot hineingebacken.

— Eine Schande ist es — sagte Kuff-August, indem er auf den Ladentisch schlug, daß die Gläser hoch sprangen —, so was sollte in der Gemeinde gar nicht vorkommen! Der Bäcker hat seinen Kontrakt, und seinen Kontrakt muß er halten, und darauf muß der Schulze sehen, daß der Kontrakt gehalten wird, sonst ist er kein Schulze. Und Sauzeug ist es, was der Bäcker bäckt, das haben sie ihm schriftlich gegeben, und das will ich ihm auch schriftlich geben. Und wenn der Bäcker zur Verpachtung das Backhaus wieder kriegt, dann — dann geht es nicht mit rechten Dingen zu — das sage ich. Herr Müller, zwei Kleine und eine Cigarre. — Macht vierzehn Pfennige.

— Danke schön, kommen Sie bald wieder. — Damit war die Sitzung beendigt.

Um elf Uhr kamen die Kinder aus der Schule. Sogleich bildete sich ein Kreisbogen um das bewußte Thor. Der Eimer hing natürlich schon längst nicht mehr daran; aber es war doch sehr interessant, die Stelle anzusehen, wo er gehangen hatte. Einige kühne Bengel wagten sich nahe hinan und guckten durch die Thürspalte. Da fing es im Hofe an zu rumoren, und alles stob auseinander, aber nur, um das Spiel sofort von neuem anzufangen. Im Hintergrunde stand Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton und plapperte: Ei, 's Jungelchen sagt Sauzeug; sag einmal Sauzeug, mein Jungelchen!

Um zwölf Uhr fuhren die Knechte mit einer langen Reihe von Gespannen vorüber und klatschten mit den Peitschen, was sie konnten, und grinsten und lachten.

Um zwei Uhr kam der Herr Kantor an, um die Sache näher zu untersuchen, denn der Herr Kantor ist Ortsschreiber und als Schulmeister auch Schreibverständiger. Der Eimer wurde aus dem Winkel hervorgeholt, und der Herr Kantor bestimmte aus den d's und t's, daß es der und der gewesen sein müßte, um hernach ebenso bestimmt zu finden, daß ers nicht gewesen sein könnte.

Am Abend wurde die Geschichte in der Spinnstube noch einmal gründlich durchgesprochen und von allen Seiten beleuchtet, und am andern Tage stand im Kreisblatte:

Avis

Gutes Brot ist allen gut.
Wer aber schlechtes Brot backen thut,
Dem werden zwanzig aufgemessen
Und kann sein S ...... selber fressen!

Mehrere Freunde

Der Bäcker hatte Gott sei Dank ein gesundes Fell, er war ein Mensch, faul und fett, wie irgend ein Bäcker sein kann. Es focht ihn so leicht nichts an. Aber die Geschichte mit dem Eimer hatte ihn doch gewurmt, nur war er zu klug, sichs merken zu lassen. Er rumorte im Hause herum, schimpfte auf Gott und alle Welt, ließ sich aber weiter nicht sehen. Laßt sie räsonnieren, sie hören auch wieder auf! Das war seine Meinung, und die war im Grunde ganz richtig. Wenn er nur seinen guten Vorsatz gehalten hätte! Als aber das „Avis" in der Zeitung stand, durch das er im ganzen Dorfe, ja im ganzen Kreise blamiert wurde, rannte er spornstreichs in die Stadt und in die Expedition des Kreisblattes. Wer das Avis in das Kreisblatt gesetzt habe? — Das könne

und schlechten Weizen und wer weiß was alles in ihr Brot hineingebacken.

— Eine Schande ist es — sagte Kulk=August, indem er auf den Ladentisch schlug, daß die Gläser hoch sprangen —, so was sollte in der Gemeinde gar nicht vorkommen! Der Bäcker hat seinen Kontrakt, und seinen Kontrakt muß er halten, und darauf muß der Schulze sehen, daß der Kontrakt gehalten wird, sonst ist er kein Schulze. Und Sauzeug ist es, was der Bäcker bäckt, das haben sie ihm schriftlich gegeben, und das will ich ihm auch schriftlich geben. Und wenn der Bäcker zur Verpachtung das Backhaus wieder kriegt, dann — dann geht es nicht mit rechten Dingen zu — das sage ich. Herr Müller, zwei Kleine und eine Cigarre. — Macht vierzehn Pfennige.

— Danke schön, kommen Sie bald wieder. — Damit war die Sitzung beendigt.

Um elf Uhr kamen die Kinder aus der Schule. Sogleich bildete sich ein Kreisbogen um das bewußte Thor. Der Eimer hing natürlich schon längst nicht mehr daran; aber es war doch sehr interessant, die Stelle anzusehen, wo er gehangen hatte. Einige kühne Bengel wagten sich nahe hinan und guckten durch die Thürspalte. Da fing es im Hofe an zu rumoren, und alles stob auseinander, aber nur, um das Spiel sofort von neuem anzufangen. Im Hintergrunde stand Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton und plapperte: Ei, 's Jungelchen sagt Sauzeug; sag einmal Sauzeug, mein Jungelchen!

Um zwölf Uhr fuhren die Knechte mit einer langen Reihe von Gespannen vorüber und klatschten mit den Peitschen, was sie konnten, und grinsten und lachten.

Um zwei Uhr kam der Herr Kantor an, um die Sache näher zu untersuchen, denn der Herr Kantor ist Ortsschreiber und als Schulmeister auch Schreibverständiger. Der Eimer wurde aus dem Winkel hervorgeholt, und der Herr Kantor bestimmte aus den d's und t's, daß es der und der gewesen sein müßte, um hernach ebenso bestimmt zu finden, daß ers nicht gewesen sein könnte.

Am Abend wurde die Geschichte in der Spinnstube noch einmal gründlich durchgesprochen und von allen Seiten beleuchtet, und am andern Tage stand im Kreisblatte:

Avis

Gutes Brot ist allen gut.
Wer aber schlechtes Brot backen thut,
Dem werden zwanzig aufgemessen
Und kann sein S . . . . . . selber fressen!

Mehrere Freunde

Der Bäcker hatte Gott sei Dank ein gesundes Fell, er war ein Mensch, faul und fett, wie irgend ein Bäcker sein kann. Es focht ihn so leicht nichts an. Aber die Geschichte mit dem Eimer hatte ihn doch gewurmt, nur war er zu klug, sichs merken zu lassen. Er rumorte im Hause herum, schimpfte auf Gott und alle Welt, ließ sich aber weiter nicht sehen. Laßt sie räsonnieren, sie hören auch wieder auf! Das war seine Meinung, und die war im Grunde ganz richtig. Wenn er nur seinen guten Vorsatz gehalten hätte! Als aber das „Avis" in der Zeitung stand, durch das er im ganzen Dorfe, ja im ganzen Kreise blamiert wurde, rannte er spornstreichs in die Stadt und in die Expedition des Kreisblattes. Wer das Avis in das Kreisblatt gesetzt habe? — Das könne

und schlechten Weizen und wer weiß was alles in ihr Brot hineingebacken.

— Eine Schande ist es — sagte Kuff=August, indem er auf den Ladentisch schlug, daß die Gläser hoch sprangen —, so was sollte in der Gemeinde gar nicht vorkommen! Der Bäcker hat seinen Kontrakt, und seinen Kontrakt muß er halten, und darauf muß der Schulze sehen, daß der Kontrakt gehalten wird, sonst ist er kein Schulze. Und Sauzeug ist es, was der Bäcker bäckt, das haben sie ihm schriftlich gegeben, und das will ich ihm auch schriftlich geben. Und wenn der Bäcker zur Verpachtung das Backhaus wieder kriegt, dann — dann geht es nicht mit rechten Dingen zu — das sage ich. Herr Müller, zwei Kleine und eine Cigarre. — Macht vierzehn Pfennige.

— Danke schön, kommen Sie bald wieder. — Damit war die Sitzung beendigt.

Um elf Uhr kamen die Kinder aus der Schule. Sogleich bildete sich ein Kreisbogen um das bewußte Thor. Der Eimer hing natürlich schon längst nicht mehr daran; aber es war doch sehr interessant, die Stelle anzusehen, wo er gehangen hatte. Einige kühne Bengel wagten sich nahe hinan und guckten durch die Thürspalte. Da fing es im Hofe an zu rumoren, und alles stob auseinander, aber nur, um das Spiel sofort von neuem anzufangen. Im Hintergrunde stand Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton und plapperte: Ei, 's Jungelchen sagt Sauzeug; sag einmal Sauzeug, mein Jungelchen!

Um zwölf Uhr fuhren die Knechte mit einer langen Reihe von Gespannen vorüber und klatschten mit den Peitschen, was sie konnten, und grinsten und lachten.

Um zwei Uhr kam der Herr Kantor an, um die Sache näher zu untersuchen, denn der Herr Kantor ist Ortsschreiber und als Schulmeister auch Schreibverständiger. Der Eimer wurde aus dem Winkel hervorgeholt, und der Herr Kantor bestimmte aus den d's und t's, daß es der und der gewesen sein müßte, um hernach ebenso bestimmt zu finden, daß ers nicht gewesen sein könnte.

Am Abend wurde die Geschichte in der Spinnstube noch einmal gründlich durchgesprochen und von allen Seiten beleuchtet, und am andern Tage stand im Kreisblatte:

Avis

Gutes Brot ist allen gut.
Wer aber schlechtes Brot backen thut,
Dem werden zwanzig aufgemessen
Und kann sein S . . . . . . selber fressen!

Mehrere Freunde

Der Bäcker hatte Gott sei Dank ein gesundes Fell, er war ein Mensch, faul und fett, wie irgend ein Bäcker sein kann. Es focht ihn so leicht nichts an. Aber die Geschichte mit dem Eimer hatte ihn doch gewurmt, nur war er zu klug, sichs merken zu lassen. Er rumorte im Hause herum, schimpfte auf Gott und alle Welt, ließ sich aber weiter nicht sehen. Laßt sie räsonnieren, sie hören auch wieder auf! Das war seine Meinung, und die war im Grunde ganz richtig. Wenn er nur seinen guten Vorsatz gehalten hätte! Als aber das „Avis" in der Zeitung stand, durch das er im ganzen Dorfe, ja im ganzen Kreise blamiert wurde, rannte er spornstreichs in die Stadt und in die Expedition des Kreisblattes. Wer das Avis in das Kreisblatt gesetzt habe? — Das könne

ihm doch ganz egal sein. Es sei ihm nicht egal, denn er sei gemeint mit dem schlechten Brote und mit dem Sauzeuge. — Es stehe nichts im Wege, diese Erklärung zu veröffentlichen. Da liege Papier und Feder, er möge es nur niederschreiben. — Im Hintergrunde standen der Faktor und ein paar Druckermädel. Die erhoben ein großes Gelächter, und der Bäcker zog schimpfend und drohend ab. Vor den Staatsanwalt wolle er die Sache bringen.

Aber zum Staatsanwalt ging er doch nicht, vor dem hatte er wegen des Nahrungsmittelgesetzes und andrer Kleinigkeiten, die so im Geschäft vorkommen, eine unüberwindliche Abneigung. Er ging nach dem Landratsamte, und als man ihn dort abwies, aufs Gericht, wo man ihn ebenfalls fortschickte. Zuletzt wandte er sich an einen Winkeladvokaten, der seine Mark nahm, aber ihm den guten Rat gab, nichts in der Sache zu thun. Nun blieb ihm nichts weiter übrig, als seinen Ärger zu vertrinken, was er denn auch gründlich that.

Spät in der Nacht kam er heim, und als am andern Morgen um sechs Uhr die Leute mit ihren Broten kamen, war kein Backofen geheizt und kein Bäcker zu sehen. Dazu wurde die Frau Bäckern auch noch impertinent: sie möchten nur warten; wenn es ihnen nicht paßte, könnten sie ja in der Stadt backen lassen. Um elf Uhr war es zur Not so weit, daß das Brot in den Ofen konnte. Aber es hatte zu lange gestanden, war auch vom Bäcker schlecht behandelt worden. Wartet nur, sagte der Bäcker zu sich, die Hände reibend, ihr sollt die Zähne schon hoch heben!

Nun erwartete aber, was der Bäcker nicht wußte, die Frau Schulzen Besuch und hatte zu Ehren des

Besuchs Reibekuchen und andre schöne Sachen angesetzt. Der Kuchen fiel natürlich zusammen und mißriet vollständig. Er sei nicht zu genießen gewesen, war das einstimmige Urteil aller Beteiligten, nachdem man den Kuchen aufgegessen hatte. Die Frau Schulze fühlte sich als Wirtin blamiert, und der Herr Schulze hatte spöttische Redensarten von seinem Beinroder Vetter über die Gemeindebäckerei einstecken müssen und war gleichfalls sehr ärgerlich. Und so schwang er sich zu einer That auf. Ohne sich mit jemand zu besprechen, ohne auch dem Herrn Kantor nur ein Wort mitzuteilen, setzte er die Neuverpachtung des Backhauses auf die Tagesordnung, und da alles noch über das Benehmen des Bäckers empört war, setzte er es durch, daß zur Verpachtung des Backhauses ein Termin ausgeschrieben werden sollte.

Noch hatte der Bäcker kein Arg. Denn auch bei Gemeindebeschlüssen gilt das Wort: Einmal ist keinmal, und was heute beschlossen ist, läßt sich morgen wieder umwerfen. Als aber bald darauf im Kreisblatte behufs Neuverpachtung des Backhauses ein Lizitationstermin auf den und den Tag angesetzt war, zu dem Interessenten mit dem Bemerken eingeladen wurden, die Engagementsbedingungen beim Gemeindesekretär einzusehen, da merkte der Bäcker an den schönen Fremdwörtern die Klaue des Löwen, nämlich die des Herrn Kantors, und kriegte es mit der Angst. In der That, der Herr Kantor hatte keinen persönlichen Grund, den Bäcker zu halten, der für den Schulacker trotz des Kantors Vermahnungen auch nur 29 Mark hatte geben wollen. Der Bäcker war so gut wie beseitigt. Es war nur noch die Frage, wer der Nachfolger sein würde.

Natürlich hatte der Bäcker in seinen Augen vollständig Recht, es war der schnödeste Undank, wie man ihn behandelte. Ein Mann wie er konnte ja überall ankommen und durchkommen, aber man saß doch einmal schön warm in seinem Neste, man hatte sein gutes Auskommen und brauchte sich nicht zu überarbeiten. Dazu fing die Frau an zu lamentieren. Kurz, es war eine Not.

Da kam ihm eine Erleuchtung beim Skat. Er hatte falsch turniert und wollte schon die Karten hinlegen und bezahlen. Da sagte Nachbar Sauer — übrigens wieder ein andrer Sauer — zu ihm: J, wirst du das Spiel wegwerfen! Zum Bezahlen ists Zeit genug, wenns verloren ist. Er spielte sein Spiel und gewann.

— Siehst du, August — sagte Nachbar Sauer —, man soll eine Sache nicht eher verloren geben, als bis der Totengräber mitgeredet hat.

Das war sein Fall. Seine Sache schien verloren, aber der Totengräber hatte noch nicht mitgeredet. Dies machte er denselben Abend noch seiner Frau klar, und es leuchtete auch der Frau ein.

— Du gehst zum Kantor, sagte sie.

— Nein, zum Kantor gehst du, du hast das Maul besser im Zuge.

Das wiederum leuchtete der Frau ein; sie machte sich einen Bewerb bei Kantors, hing sich der Frau Kantorn an die Schürze und lamentierte so lange auf dem Hofe und in der Hausflur herum, bis der Herr Kantor mit der langen Pfeife in der Thür erschien. Nun gings erst recht los, über die schlechten Zeiten und was aus ihnen werden sollte, und wenn erst ein andrer herkäme, dann würden sie es im Dorfe

schon sehen, was sie an ihnen gehabt hätten. Und ob der andre vierzig Mark für den Schulacker geben würde, das fragte sich. Gestern hätte sie erst noch zu ihrem Manne gesagt: August, hätte sie gesagt, vierzig Mark ist der Acker wert, und das können wir ganz gut geben! — Hier wurde der Herr Kantor sehr hellhörig. Er war so wie so etwas geärgert, weil der Schulze, ohne ihn zu fragen, die Neuverpachtung in Gang gebracht hatte. Er machte also eine philosophische Miene und sagte Hm! und wieder Hm! — Aber, fuhr die Bäckerin fort, Freunde muß man haben, sagte er. Wenn Nachbar Sauer nicht gesagt hätte: Man muß kein Spiel verloren geben, ehe es verloren ist, dann hätte ich das Spiel weggeworfen. Freunde muß man haben, sagte er, und unter Freunden kommt es auf einen Zentner Mehl und ein paar Topfkuchen nicht an. Jetzt wurde auch die Frau Kantorn höchst hellhörig.

Von dem Tage an gestalteten sich die Beziehungen zwischen der Schule und dem Backhause auffallend freundschaftlich.

Am andern Tage wanderte die Bäckerin nach dem Freihofe. Hier hauste der reiche Kranich, ein Vetter des Schulzen und diesem todfeind. Sein Großvater und des Schulzen Großmutter waren Geschwister gewesen. Bei der Erbteilung war irgend etwas vorgegangen, beide Parteien hielten sich für übervorteilt, daraus war eine Feindschaft geworden, die nun schon in das dritte Glied übergegangen war. Hier brauchte die Frau Bäckern nicht viel Vorsicht anzuwenden, sie brauchte nur das bewußte rote Tuch zu entfalten, um ihres Mannes sicher zu sein. Sie trat also gleich mit großem Geheul ein. Der Schulze wolle ihren

Mann von Amt und Brot bringen; aber das wäre nur darum, weils ihr Mann immer mit dem Freihof gehalten hätte. Noch auf dem letzten Freischießen hätte er gesagt: Der erste im Dorfe und auf den sich alle verlassen könnten, hätte er gesagt, das wäre Kranich. Sie gehörten nun einmal nicht zu denen, die den Leuten nach dem Maule redeten. Aber was recht sei, müsse recht bleiben; und wenn Kranich Schulze wäre, dann kämen solche Ungerechtigkeiten nicht vor, denn Kranich drückte die kleinen Leute nicht, wie der Schulze, der wunder was von sich hielte.

Das ging dem Freibauer ein wie Honigseim, und es dauerte nicht lange, so war er für den Gedanken gewonnen, um den Schulzen zu ärgern, für den Bäcker zu stimmen. Aber freilich Mut hatte er nicht; selbst etwas zu unternehmen, das konnte man nicht von ihm verlangen. Wenn er die wohlbekannten Dorfschreier auf seiner Seite wußte, dann war er nicht abgeneigt, der Schulzenpartei die Wucht seiner Persönlichkeit und seines Geldsackes fühlen zu lassen. Einige von den Schreiern waren denn auch zu gewinnen, und allen andern voran der Kulk-August, der mit dem Schulzenregiment wieder einmal höchst unzufrieden war. Warum man denn die Gemeinde überhaupt frage? Das würde doch alles hinten herum verhandelt und im voraus fertig gemacht. Und wer das Backhaus kriegte, und wie es dann würde, und was es dann kostete, könne kein Mensch wissen; es wäre schon besser, es bliebe so, wie es wäre.

Und damit traf er den Kern der öffentlichen Meinung. Lieber alles lassen, wie es ist, lieber schlechtes Brot und schlechte Wege und schlechte Ver-

waltung haben, nur nicht irgend einer Person oder irgend einem Grunde sich unterordnen. Und nur nicht eine einfache Sache einfach anfassen, dazu ist man viel zu klug und viel zu mißtrauisch. Man war schon soweit gekommen, den Bäcker als ein Opfer der Schulzenpartei zu beklagen, man hielt es schon für ein gutes Werk, die gekränkte Unschuld in den Schutz zu nehmen, man erwog schon, wie man für sich einen Vorteil herausschlagen könnte, wenn der Bäcker bliebe. Aber von alledem verlautete kein lautes Wort, es ging alles unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit zu. Nur Kenner konnten aus dem Hin- und Hergehen einzelner Personen, deren Beziehungen zu dem oder jenem man freilich wissen mußte, erraten, daß etwas los sei. Dem Herrn Schulzen wars nicht geheuer. Er schickte zum Herrn Kantor, aber der Herr Kantor kam nicht.

Unter solchen Umständen rückte der Lizitationstermin heran. Im Kruge war ein Kommen und Gehen wie in einem Bienenkorbe. Unten in der Gaststube saßen sieben Bäcker. Natürlich war der Gemeindebäcker nicht darunter. Oben in der Gemeindestube waren die stimmberechtigten Mitglieder der Gemeinde versammelt, um die Angebote zu vernehmen und den Zuschlag zu erteilen. In der Hausthür, im schärfsten Zuge stand Amtmanns Kinderfrau und ließ den kleinen Anton alles mögliche sagen, und machte Mund, Augen und Ohren auf, um sich nur ja nichts entgehen zu lassen, und draußen am Brunnen standen die Sauern und die Braunen und noch ein paar Weiber und erörterten die Backfrage mit äußerster Gründlichkeit.

Oben in der Gemeindestube klopfte der Schulze

mit dem Stocke auf die Erde und eröffnete die Verhandlung mit einer Rede, die damit schloß, daß jetzt ein neuer Bäcker gewählt werden solle. Pause. Murren in den Reihen der Unzufriednen. Wenn der jetzige Bäcker abgesetzt werden solle und müsse, dann seien sie ja wohl überflüssig. Das war das Stichwort für Kulk-August, der dem Schulzen zu Leibe ging und erst einmal eine Erklärung darüber verlangte, was denn der Gemeindebäcker begangen habe, daß man ihn absetzen wolle. Das fing ja gut an. Der Schulze schielte zum Herrn Kantor hinüber, der sonst in schwierigen Augenblicken einzuspringen und die Verhandlung ins rechte Fahrwasser zu bringen pflegte; aber der Herr Kantor saß hinter seinem Protokoll und machte die Miene einer Sphinx. Da ermannte sich einer aus der Schulzenpartei und erwiderte, die Sache sei ja in der letzten Gemeindeversammlung beschlossen worden. — Ach was! Die Verhandlung sei null und nichtig, denn erstens sei der Gemeindebote nicht bei allen gewesen, und dann sei das Protokoll nicht unterschrieben worden. — Der Herr Kantor sagte immer noch nichts. — Man möge doch erst einmal die Angebote verlesen, meinte ein andrer. — Dagegen war nichts zu sagen, die Angebote wurden verlesen, und man vernahm, was man bereits wußte, daß der Steinackersche und der Triftinger Bäcker, sowie der bisherige Gemeindebäcker die höchsten Gebote abgegeben hatten. Einer von diesen dreien mußte es also werden. Eigentlich war der Gemeindebäcker nicht darunter gewesen, aber er hatte von befreundeter Seite einen Wink erhalten und sein Gebot nachträglich noch um so viel erhöht, daß er unter die drei ersten kam. Der Steinackersche Bäcker hatte das höchste

Gebot abgegeben, er war auch als tüchtiger Bäcker bekannt, aber er hatte die Bedingung gestellt, daß der Ofen im Backhause, der gänzlich verbraucht sei, neu gebaut werden müsse. Darob wiegte man den Kopf, und einige waren der Meinung, der Ofen sei allerdings schlecht, er müsse sowieso neu gebaut werden, und es sei gleichgiltig, ob es jetzt oder vielleicht übers Jahr geschehe. — Ein neuer Backofen! das gab den Gegenstand zu einer langen und hitzigen Erörterung, in die auch die Frage des neuen Mühlweges und der Kirchhofsmauer und der ungerechten Handhabung der Holzgerechtsame hineingezogen wurde. Vor allem stellte sich der Freibauer so an, als müsse er bei den hohen Gemeindeabgaben verhungern. Natürlich fand er bei seinen Anhängern inniges Verständnis und laute Zustimmung.

Der Herr Schulze hatte die Zügel gänzlich verloren und schaute hilfesuchend auf seinen Gemeindesekretär, der noch immer nichts sagen wollte. Endlich legte dieser die Feder hin, räusperte sich und sagte: Es scheine ihm „angezeigt," daß zur Abstimmung geschritten werde. Da nach „parlamentarischem" Brauche der „weitgehendste" Antrag zuerst zur Abstimmung komme, so sei zuerst darüber abzustimmen, ob ein neuer Backofen gebaut werden solle oder nicht. Wer dafür sei, möge die Hand erheben. Es erhoben sich etwa ein halbes Dutzend Hände. Also abgelehnt. Damit fiel auch das Angebot des Steinackerschen Bäckers. Jetzt blieb also der Triftinger, der ein unordentlicher Mensch und gänzlich verschuldet war, und der Gemeindebäcker übrig. Damit hatte der Gemeindebäcker gewonnenes Spiel, er wurde nicht nur gewählt, sondern auch einstimmig gewählt. Und um die Sache

zum besten Abschluß zu bringen, stellte Kulk-August den Antrag, ihm fünfzig Mark von der Pachtsumme zu erlassen, damit er leichter durchkommen und besseres Brot backen könnte. Auch dies wurde genehmigt. Schluß der Sitzung.

Als bekannt wurde, daß der alte Bäcker wieder gewählt sei, zogen die sieben andern grollend ab. Sie hatten es gewußt, es war ja eine abgekartete Geschichte gewesen, und man hätte nicht nötig gehabt, andre Leute an der Nase herumzuführen. Im übrigen aber herrschte allgemeine Befriedigung. Der Schulze war zufrieden, daß die Geschichte zu Ende war, und die Gemeinde, daß kein neuer Backofen gebaut zu werden brauchte, und der Herr Kantor über seine vierzig Mark Pachtgeld, und die Frau Kantor über einen ausgezeichneten Topfkuchen. Und der Gemeindebäcker war sehr zufrieden und betrachtete von da an den bewußten Schweineeimer, der noch immer hinterm Thore lag, mit einer gewissen Rührung.





22

Die Geschichte vom Buckel



In einem Reiche gleich links von China lebte einst ein König mit Namen Ha-man-si. Dieser stand trotz eines exemplarischen Lebenswandels, und trotzdem daß er keins der Nationalopfer versäumte, die die Staatsgesetze vorschrieben, bei den Göttern in schlechtem Ansehen. Dementsprechend straften sie ihn und machten, daß sein einziger Sohn und Thronerbe bucklig auf die Welt kam. König und Königin waren darüber sehr betrübt, und da sie beide weiche Herzen hatten, bekümmerte sie das am meisten, daß das arme Kind Zeit seines Lebens das bittre Gefühl haben solle, es mangle ihm etwas, was der letzte Küchenjunge besitze, ein gerader Leib. Und so beschlossen sie ihrerseits, es das arme Kind nicht fühlen zu lassen, daß es bucklig sei. Sie ließen sich also aus Federn und Fischbein jedes selbst einen Buckel machen und trugen ihn ihrem Kinde zuliebe.

Schnell legte der ganze Hof Buckel an. Alles, was für fein und hochgeboren gelten wollte, trug

seinen Buckel. Auch die Lakaien und Zofen luden sich Federn und Fischbein auf die Schultern. Nur das niedere Volk blieb, wie es war. Und in der That, der junge Prinz ward König, regierte und starb und hat sich niemals seines Buckels wegen Sorge gemacht.

Später wurde die Sitte geheiligt. Der Buckel erhielt seinen Tempel und Schutzheilige. Ein Staatsgesetz bestimmte, daß alle, die zur siebenten Rangklasse und darüber gehörten, besonders die, die das Recht hatten, über die goldne Brücke zu gehen, d. h. in den königlichen Palast einzutreten, einen Buckel tragen mußten, und daß jeder, der einen wirklichen Buckel unverhüllt sehen ließ, als Reichsfeind und Hochverräter abgeurteilt werde. Ganz besonders mußten sich diejenigen Familien, aus deren Gliedern die Frauen für die königlichen Prinzen gewählt wurden, durch einen tadellosen, der Höhe des Standes angemessenen Buckel auszeichnen.

Nun war einst Ei-ho, die Tochter des königlichen Ministers und Groß-Fächer-Bewahrers, Sa-sa-fras, von dem Hohen Rate der königlichen Tanten dazu ersehen, den Prinzen Ro-ra zu heiraten. Das war eine hohe Ehre für beide Eltern, die tief zerknirscht an den Stufen des Thrones erklärten, daß sie bereit seien, sich für diese Ehre mit Wonne sowohl schinden als auch braten zu lassen. Sa-sa-fras ward im ganzen Lande beneidet, und Ei-ho ward selig gepriesen. Die illustrierten Zeitungen brachten das Bild und eine Lebensbeschreibung „dieser durch Herzensgüte, Bildung und Buckel gleich ausgezeichneten Prinzessin.“ Ihr auf Seide gemaltes, mit den Buckeln aller ihrer Vorfahren geziertes Bildnis fand reißenden Absatz. In den höchsten Töchterschulen wurde das Beispiel Ei-hos aufgestellt

mit der Nutzanwendung, man möge diesem Vorbilde nacheifern und besonders lernen, seinen Buckel mit gleicher Grazie zu tragen wie Ei-ho.

Ei-ho merkte von alledem nichts. Sie war ein liebenswürdiges, einfaches Mädchen, das mit mädchenhaftem Bangen den großen Ereignissen entgegensah und ihren Prinzen Ro-ra von Herzen lieb hatte.

Schon waren hunderttausend Laternen zur Vermählungsfeier fertig, schon hatten die sieben Wallfahrten zum Tempel der ewigen Feuchtigkeit begonnen, da ereignete sich etwas Furchtbares. Der Tempel der ewigen Feuchtigkeit lag natürlich am Meere. Man mußte durch die Klippen des Strandes einen engen, oft von den Wogen bespritzten Weg gehen, und es galt für eine Vorbedeutung zukünftigen Glückes, von den Wellen benetzt zu werden. Darum freute man sich über unruhige See und nahm den Weg hart am Strande. Als nun Ei-ho mit ihrer Amme den dritten vorgeschriebnen Weg zum Tempel machte, hatte es in der Nacht zuvor gestürmt, und es gab des glückverheißenden Sprühregens genug. Da — als die beiden Frauen um eine Klippe herum bogen — lag vor ihnen ein zerschellter Kahn und daneben die Leiche eines halb bekleideten Mannes. Und der Mann hatte einen wirklichen Buckel. Gut, daß er tot war, denn sonst wäre er des Hochverrats angeklagt worden. Es mußte mindestens ein Königssohn sein, nach seinem Buckel zu urteilen. Die Frauen traten entsetzt zurück und flohen von dannen; aber Ei-ho hatte zum erstenmale einen wirklichen Buckel gesehen.

Die Amme beschwor Ei-ho bei Himmel und Erde, niemand zu verraten, was sie gesehen hatten, aber es konnte ja nicht verborgen bleiben. Die liebliche Braut

aß nicht, trank nicht, schlief nicht und ließ den Kopf hängen wie eine Blume, die man aus dem Wasser genommen hat. Frau Mama ward besorgt und ging der Sache auf den Grund. Nach vielen „Ach nein," „Gar nichts" und dergleichen kams denn zu Tage. — Mama — rief Ei-ho in Thränen ausbrechend —, ich kann den Prinzen nicht heiraten.

— Um Gottes willen, Kind, warum denn nicht?

— Mama, ich habe keinen — wirklichen Buckel!

— Unglückliches Kind! woher weißt du, was ein wirklicher Buckel ist?

— Ich habe einen wirklichen Buckel gesehen!

Die Mutter raufte ihr Haar, wollte in Ohnmacht fallen und haderte mit den Göttern. Darauf folgte eine peinliche Untersuchung. Die Amme wurde verantwortlich gemacht, schuldig befunden und verurteilt, wie das dortzulande Sitte ist, ein halbes Nösel Terpentin zu trinken. Als sie den schauerlichen Trank verdaut und der gestrengen Hausfrau für gnädige Strafe die große Zehe geküßt hatte, mußte sie bei den Hausgöttern einen haarsträubenden Eid schwören, das Geheimnis, das das Haus des Ministers in Schmach und Schande bringen könnte, nicht zu verraten. Und Fräulein Tochter wurde ernstlich bedeutet, keine Dummheiten zu machen.

Aber es half nichts. Ei-ho ging umher wie ein Schatten. Ich kann nicht, ich kann nicht, das war der eine unbewegliche Gedanke, an dem sie nicht vorüber konnte. Nach der fünften Wallfahrt fiel sie vor ihrer Mutter auf die Kniee. — Mama, ich kanns nicht, rief sie. Ich kann Ro-ra nicht betrügen. Ich will entsagen. Ich will ja nichts für mich, ich will auf alles Glück verzichten, wenn nur er glücklich wird!

— Aber Kind, du sollst ihn ja eben glücklich machen.

— Ich, Mama, ich? Er hat das Recht auf eine Frau mit einem wirklichen Buckel; mein Buckel besteht aus Federn und Fischbein.

Die Frau Minister geriet in einen erhabnen Zorn. — So? Federn und Fischbein? Aus was besteht denn deiner Mutter Buckel? Und der Buckel deines Vaters, und der Buckel der Vorfahren unsers Hauses, die unser Stolz sind? Ist dir das nicht gut genug? Oder will Fräulein Prinzessin für sich ganz allein einen besondern Buckel haben? Ich sage dir, wer, wie unser Haus, mit dem dreimal goldnen Buckel begnadet ist, darf seine Augen zu den Göttern erheben, und du willst von Federn und Fischbein reden?

— Ich kann nicht.

— Oder haben wir es an uns fehlen lassen, haben wir dir nicht die beste Erziehung gegeben, haben wir je an Federn oder Fischbein gespart? Hast du nicht gelernt, deinen Buckel zu tragen, als wenn es ein wirklicher wäre? Jetzt höre mein letztes Wort. Wenn du dich unterstehst, dich auch nur mit einem Worte zu weigern, so hörst du auf, unsre Tochter zu sein. Ist es dir gleichgiltig, daß dein Vater von der höchsten Ehre in die tiefste Schmach stürzt, und daß deine Mutter nie wieder wagen darf, vor einem Buckligen die Augen zu erheben, so ist es auch uns gleichgiltig, ob wir eine Tochter haben oder nicht. Dann geh hin, wirf deinen Buckel weg und heirate einen Droschkenkutscher.

— Mama, sei barmherzig!

Die stolze Frau hörte nicht, sondern rauschte hinaus, und Ei-ho blieb in ihrem Jammer am Boden

liegen. Eins wurde ihr klar. Hier konnte nur der Tod erlösen. An derselben Stelle, an der sie den wirklichen Buckel gesehen hatte, wollte sie den Tod in den Wellen suchen. Am Tage der siebenten Wallfahrt sollte es geschehen.

Natürlich blieb dem Prinzen die Veränderung nicht verborgen, die mit seiner Braut vorging. Er fragte besorgt bei ihrer Mutter an, was der Grund des Übels sei.

— O nichts Besondres, mein Prinz.

— Aber sie welkt ja dahin.

— Mein Prinz, Ei=ho ist auf das sorgfältigste in tiefster Ehrfurcht vor dem königlichen Hause erzogen worden. Die Ehre, Ew. Hoheit Gemahlin zu werden, drückt sie zu Boden.

Der Prinz war nicht der Mann dazu, sich mit Worten blind machen zu lassen. Er ließ die alte Heuchlerin stehen und beschloß, selbst der Arzt des Glückes zu werden und selbst mit Ei=ho zu reden. Aber das war nicht so leicht. Im Hause des Ministers hatte er nie Gelegenheit, unter vier Augen mit Ei=ho zu reden. So blieb nur der Weg zum Tempel der ewigen Feuchtigkeit übrig. Es war zwar bei Todesstrafe verboten, den Wallerinnen dort entgegen zu treten, aber ein Prinz kann schon etwas wagen, auch thut eine Hand voll Goldstücke Wunder und kann bewirken, daß die zuverlässigste Begleiterin im entscheidenden Augenblicke verschwindet.

Ei=ho zog ihren letzten Weg. Sie hatte mit der Welt abgeschlossen, heute sollte die Qual ein Ende haben. Schon erschien die verhängnisvolle Klippe in der Ferne, da trat ihr bei einer Wendung des Wegs Ko=ra entgegen. Er fing die Niedersinkende in seinen

Armen auf und führte sie sorglich wie eine Mutter ihr krankes Kind zu einer Rasenbank. Dort setzte er sich neben sie und wartete, bis sich der Thränenstrom, in den sich die Spannung löste, gemildert hatte.

— Ei-ho, fragte er, hast du mich lieb? Ei-ho sprich: hast du mich lieb?

— Wie mein eignes Leben.

— Ei-ho, hast du Vertrauen zu mir?

— Ja, Ro-ra.

— So rede. — Sie schauderte zusammen. — Es liegt etwas auf deiner Seele. Du trägst eine Last, die dir zu schwer wird. Ists nicht so? — Sie nickte. — Sprich es aus!

— Ich kann nicht.

— Du mußt es können, denn es ist etwas, was sich zwischen unsre Liebe drängt. Das kannst du nur dann fassen und töten, wenn du es nennst. Ei-ho blickte fragend und ein klein wenig hoffend auf. Ich schwöre dir, was es auch sei, es soll nicht zwischen dich und mich treten. So, Kind, nun rede.

— Ich — ich habe nicht . . .

— Was hast du nicht?

— Ro-ra, töte mich, ich habe es nicht gewußt, bei der Seele meiner Ahnen, ich habe dich nicht betrügen wollen. — Ro-ra wurde blaß, aber faßte sich schnell und fragte freundlich: Womit denn, mein Schatz?

— Ich habe — keinen Buckel.

— Ei, mein Schatz, ich finde, du hast einen so niedlichen Buckel, wie irgend eine im Königreiche.

— Aber es ist kein wirklicher Buckel. Er besteht aus Federn und Fischbein.

Der Prinz blickte starr. Dann brach er in das lustigste Lachen aus, das je aus eines Prinzen Munde

gekommen ist, und konnte sich gar nicht wieder fassen. Hierauf legte er seinen Mantel und sein Schwert an die Erde, nestelte am Rocke herum und brachte, während Ei-ho einmal über das andre blaß und rot wurde, seinen eignen aus rotem Atlas bestehenden Buckel zum Vorschein. Schnell machte er mit dem Dolchmesser einen Schnitt in das Polster, da quollen die schönsten weißen Federn hervor. Ei-ho glaubte nicht recht zu sehen, dann begriff sie das Unerhörte, Ungeahnte, daß auch der allerhöchste Buckel ihres Prinzen aus Federn und Fischbein bestand, und jauchzte auf oder schluchzte auf wie einer, der auf dem Hochgerichte begnadigt wird. Nun war ja alles gut.

So saßen die beiden jungen Menschen Hand in Hand auf ihrer Grasbank und freuten sich wie die Kinder, wie der Wind die weißen Federn über das Meer trieb, wie sie sich auf den Wellen schaukelten und allmählich verschwanden. Eine Hand voll Federn nach der andern ward ausgestreut, bis der Buckel leer war. Dann ergriff der Prinz die leere Hülle, schwang sie durch die Luft und rief: Dieser Buckel, der meiner Ei-ho soviel Thränen verursacht hat, sei verbannt und vermaledeit! Und zum Zeichen, daß nie wieder ein Buckel zwischen zwei Menschenkinder treten soll, werfe ich diesen Buckel ins Meer und schwöre — halt, nein. Ei-ho, wir stehen im Begriff, eine Dummheit zu machen. Ein Buckel muß sein, und ein Buckel muß auch bleiben. Möchtest du einen Lohgerber deinen Bruder nennen oder einen Mistbauern?

Ei-ho schauderte.

— Siehst du, darum laß uns unsern Buckel ge-